
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00828198 6







Digitized by Google

Von Pferden, Schwarzwild, Kamel, den Hirschen und dem Reh

Digitized by Google

Lebensbilder aus der Tierwelt Europas

Herausgegeben von Hermann Meerwarth und Karl Soffel. Zweite, umgearbeitete Ausgabe bearbeitet von Karl Soffel. Mit ungefähr 600 photographischen Abbildungen freilebender Tiere

Säugetiere III. Band

Zweite Auflage



R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1921

Digitized by Google

Von Pferden, Schwarzwild, Kamel, den Hirschen und dem Reh

Tiergeschichten von Fritz Bley, Max Hilzheimer, Kurt Lampert, J. Müller-Liebenwalde und Conrad M. v. Unruh.
Herausgegeben von Karl Soffel

Mit 93 photographischen Abbildungen freilebender Tiere auf 64 Tafeln



R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1921

QGM

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Einbandzeichnung von Erich Gruner, Leipzig
Copyright 1921 by R. Voigtländers Verlag, Leipzig
Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co.
in Altenburg auf holzfreiem Papier

2346

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

Digitized by Google

Das Pferd / Von Conrad M. v. Unruh

Im „Ostland" war noch unvergessen, wieviel der Mensch von seiner, ihn vom Zwange der Naturgebundenheiten befreienden Kultur dem Pferde, seinem treuesten, klügsten und verständnisvollsten Lebensgehilfen, verdankt. Dort stand von Urzeiten her bis in die letzten glücklicheren Tage der Edelhof des alten Barons Kesseling, dessen Vorfahren als reitende Edelmenschen, als „Ritter" ins Land geritten waren, wo ihr Geschlecht sich für Jahrhunderte mit Land und Leuten verwurzelte. Dem alten Herrn gingen seine Pferde über alles; der Ruf seiner Pferdezucht war weit in die Lande gedrungen. Durch Märzensturm und knietief aufgeweichte Wege hatte der stolze Viererzug — darunter zwei hochtragende Mutterstuten — den Alten erst spät in der dunkeln Nacht glücklich heimgebracht. Nun weckte der alte Diener ihn früh mit der Meldung, die große Fuchsstute wolle fohlen. Erschreckt fuhr der Alte auf — seine Lieblingsstute! Sein bewährter Grundsatz war, die Pferde nicht zu verzärteln und auch die tragenden Stuten solange wie möglich arbeiten zu lassen. Dabei blieben sie stark und gesund. Aber die Zeit der Fuchsstute war doch erst in einigen Tagen um — sollte die anstrengende weite Nachtfahrt ihr geschadet haben? Das wäre . . . Doch ehe er das Ankleiden, um in den Stall zu gehen, beenden konnte, kam schon die zweite Meldung: starkes, gesundes Fuchsstutfohlen ist da! „Frißt die Alte?" hatte er gefragt und die Antwort bekommen: „J—na, es geht." Der Klang blieb dem Herrn im Ohr, und er beschloß: Jna soll sie heißen, die Neugeborene!

Im Stalle fand er alles in bester Ordnung; Jna stand auf langen, starkknochigen, aber feingefesselten Beinen, noch etwas wackelig, saugend an der Mutter, und die hatte nur Aufmerksamkeit für das Töchterchen und für den Eimer Kleientränke, der neben einem Bündel duftigsten Kleeheus ihr dargeboten war. Aber als der alte Baron zu ihr trat, der ihr liebkosend über den Hals strich und die Wärme der Ohren prüfte, wendete sie ihm den Kopf mit leisem Prusten zu, und er verstand sie gut, als hätte sie mit Worten gesagt: ich danke dir für deinen stillen Glückwunsch — es war schwer, aber es ist überstanden — nun freue dich mit mir über das neue Töchterchen! — Und er freute sich wirklich, wortlos innerlich, fast so, als ob seine eigene Familie Zuwachs erhalten hätte, denn im Herzen glimmte ihm noch der Urahnenglaube an die Heiligkeit des edlen Pferdes, den eifernde Priester nur dem niederen Volke hatten entreißen können, indem sie ihm jahrhundertelang unablässig einredeten, das Fleisch dieser edelsten und reinlichsten Opfertiere sei unrein — bis dieser erkünstelte, verleumderische Aberglaube allgemein ward.

Digitized by Google

Die alte Fuchsstute stand dem Baron näher als die anderen Edelpferde — sie war früher sein Leibreitpferd gewesen — und vollends als die gewöhnlichen Ackergäule, deren gedächtnisloses Phlegma ihnen jede, an Geistigkeit heranreichende Höherentwicklung verschloß. Denn Gedächtnis ist die Wurzel aller geistigen Entwicklung, und für die staunenswerte Gedächtniskraft seiner Edelpferde hatte der alte Baron Tausende unwiderleglicher Beweise erlebt. Nicht minder für ihre Fähigkeit, in selbstloser Pflichttreue sich allen Wünschen, Stimmungen und Gemütsregungen ihres Herrn anzupassen und die Feinheit ihrer Sinne schützend in seinen Dienst zu stellen. Freilich wußte er, daß das astigmatische Pferdeauge nur die Bewegungen, nicht die Umrisse der Dinge in Sehweite scharf aufzufassen vermag — dafür hatte er selber noch immer den klarsten Scharfblick bis in weite Fernen —, aber er kannte auch genau die Schärfe des Gehörs und des Riechvermögens edler Pferde. Er hatte fast dasselbe feine Wahrnehmungsvermögen für die dadurch entstandenen, von den meisten Menschen achtlos übersehenen Äußerungen der Pferde durch Spiel der Ohren und Nüstern, Bewegungen des Schwanzes, ja der Haut und der Atmungsorgane, womit die Pferde sich auch untereinander verständigen. Wie diese oft an die Kunst des Gedankenlesens dadurch erinnern, daß sie durch Zügel und Gebiß und beim Reiter noch mehr durch seine, alle Gedanken und Stimmungsäußerungen unbewußt begleitenden feinsten Muskel- und Nervenregungen in der engen körperlichen Berührung klar fühlen und auch *verstehen*, was in ihm vorgeht. Ihre willige Unterordnung endet erst in dem Augenblick, in dem sie inne werden, daß ihr Herr den Mut und den festen Willen zur Herrschaft über sie verliert. Den Menschen untereinander geht es ja ebenso. — —

Hatte der alte Baron sich über die Menschen, ihre Unzulänglichkeit und Beschränktheit geärgert, so bestieg er am liebsten sein bestes Pferd und durchstreifte, nur den alten klugen Jagdhund als Dritten im Bunde zur Seite, seine jugendfrisch hochstrebenden, dennoch von düsterem Ernst umflorten Waldungen. Das söhnte ihn am besten mit allen Widrigkeiten aus. Dann überflogen rückschauende Gedanken so manches Schwere der Vergangenheit, das die Zeit schon wieder leicht gemacht hatte.

Auch heute drohte Groll in seinem Innern aufzusteigen, ein Brief des einzigen Sohnes in Berlin, des frischgebackenen „Regierungsassessors und Reserveleutnants", war angekommen, worin er dem Vater in jenem unleidlichen Ton dünkelhafter Überlegenheit kundgab, er gedenke, die Beamtenlaufbahn einem Landleben von engen Horizonten zwischen Pferden, Hunden und anderem Getier vorzuziehen. Der Junge! wie konnte er so aus der Art schlagen! Von den Eltern hatte er's nicht! Ja, aber da war der geistig nicht unbedeutende, doch ganz einseitig rationalistische und liberalisierende Kandidat gewesen, der als Hauslehrer den Jungen jahrelang und fast unbemerkt hatte verbilden und ihm seine städtisch freisinnige Geringschätzung des Landbaues und kurzsichtige Verständnislosigkeit für die geistigen Fähigkeiten der Tierwelt hatte anerziehen können. Als der Alte heute im Walde dahinritt, dachte er lächelnd des Denkzettels, den er diesem Kandidaten, der sich konversierend,

Digitized by Google

tanzend, jagend und reitend ganz leidlich in die äußeren Formen vornehmen Landlebens eingewöhnt hatte, einst gegeben hatte, als der im Gespräch über Adel der Menschen und Tiere angeborene Höhenunterschiede nicht gelten lassen und alle Abstufungen nur durch die Verschiedenheiten der Aufzucht und Entwicklung der gleichgeborenen Einzelwesen erklären wollte. Da hatte der Alte ihm gesagt: „Sie können heute, wenn wir ausreiten, statt Ihres alten Schimmels mal den schwarzbraunen Vollblutwallach reiten." Und so war es auch geschehen. Aber als sie draußen anfingen, flott zu traben, war der Kandidat im Sattel haltlos hin und her geflogen, und kaum hatte der Alte ein kleines Galöppchen vorgelegt, da hatte der Kandidat die Bügel verloren, in die Mähne greifen müssen und himmelhoch gebeten, wieder Schritt zu reiten. „Das Tier hat ja fürchterliche Gangarten!" hatte er gesagt und der Alte nur erwidert: „Vollblut!" Kleinlaut hatte der Kandidat dann auf seine Bitten erfahren müssen, daß Herz und Adersystem der Vollblutpferde fast doppelt so groß und stark wie bei gemeinen Acker- und Lastpferden entwickelt sind und daß die in der Ruhe geringe Pulszahl — wenig über zwanzig in der Minute — in der Bewegung rasch gesteigert diese, ihm eben erst beinah gefährliche nervige Wucht der Gangart und aller Gliederbewegungen hervorbringe. Zuletzt hatte der Alte ihm gesagt: „Die Nutzanwendung daraus können Sie sich ja selbst ziehen!" Der Kandidat war von da an etwas weniger selbstsicher und etwas mehr zurückhaltend aufgetreten, aber seine Denkrichtung war doch wohl schon so tief in den Sohn und Erben des Hauses gedrungen, daß er jetzt so schreiben konnte.

Als etliche Tage später das neue Fuchsstutfohlen Ina mit der Mutter auf den Hof ins Sonnenlicht geführt wurde, sah der alte Baron mit besonderer Freude einige schwarzhaarige Fleckchen im rötlichen Fell, die Ina genau so wie ihre Mutter trug. Ein junger, erst kürzlich aufs Gut gekommener Volontär, der dabeistand, meinte, es sei schade, daß die gleichmäßige Haarfarbe so durch Flecken unterbrochen sei. Der Alte belehrte ihn aber, gerade diese Flecken seien ein hoher Adelsbrief, Erbstück von der Stammutter aller seiner Edelpferde. Sein Vater habe vor Jahrzehnten jene Stute tragend aus dem berühmten Gestüt des Fürsten Sanguschko in der Ukraine geholt, wo man auf die Überlieferung schwöre, daß diese schwarzen Flecke von der edelsten Stute Arabiens, der Fuchsstute des Propheten Mohammed, vererbt sind. Ganz glaubhaft schien das dem Volontär nicht, immerhin merkwürdig genug, um sich die Form und Stellung dieser sonderbaren Kennzeichen an dem sonst ohne jedes Abzeichen geborenen Fuchsstutfohlen genau einzuprägen — was späterhin einmal für beide Teile entscheidend wurde — und die allmähliche Entwicklung gerade dieses jungen Edeltieres scharf beobachtend zu verfolgen.

Inas Kleinkindertage verliefen ungestört; wurde die Mutter wieder eingespannt, so durfte Ina auf nicht allzu weiten Fahrten mitlaufen und gewöhnte sich dadurch schon früh an eine wechselvolle Umgebung. Dann wurde sie „entwöhnt", dauernd von der Mutter getrennt und kam tagsüber in die Fohlenkoppel, nachts in den Fohlenstall. Mancherlei Jugendgefährten lernte sie dort kennen und sich mit ihnen vertragen. Das war gar nicht immer leicht,

Digitized by Google

denn es schien ihr, die Kinder gewöhnlicher Ackerstuten seien in ihrer plumpen Starkknochigkeit und geringeren Biegsamkeit auch an Gemütsart anders veranlagt als ihre edelblütigeren Artgenossen — leichter von Neid und rachsüchtigem Haß erfüllt, schwerfälliger auch im Verstehen der Umgebung. Und da sie auch den Wärtern gegenüber weniger feinfühlig und willig waren, bekamen sie öfters als jene einen Hieb ab, für den sie sich gelegentlich tückisch zu rächen suchten. — Das zweite Lebensjahr war für Ina eine Reihe von Enttäuschungen und Entbehrungen. Die Menschen schienen sich weniger als früher um sie und ihre Altersgenossen zu kümmern und für sie zu sorgen. Es gab nur dürftige Weide und über Winter knappe, wenig gehaltvolle Nahrung. Dem Volontär tat Ina, die nun wie eine hochbeinige Pferdekarikatur aussah, leid und er wollte ihr heimlich Kraftfutter und Möhren als Leckerbissen zustecken. Er mußte es lassen, denn der alte Baron belehrte ihn, der junge Organismus müsse sich an sorgfältig restlose Ausnützung des Nahrungsgehalts in dürftigem Futter gewöhnen, um später aus mäßigen Mengen kräftigeren Futters größte Kraftleistungen zu erzielen. Wolle man Pferde nicht zu Masttieren erziehen, so dürfe man sie in der Jugend nicht den Gefahren der Überfütterung aussetzen, die leicht zu allerhand Mißbildungen führe und das Temperament wie die Lernfähigkeit herabsetze. — Der Volontär war eine nachdenkliche Natur; ihm schien, diese Grundsätze sollte man auch bei der Menschenaufzucht beachten, namentlich in den wohllebigen bemittelteren Oberschichten, deren Kinder oft müde, abgelebt und blasiert erscheinen, noch ehe sie recht erwachsen sind. Am meisten überraschte ihn die Beobachtung, daß die Edelfohlen schon ganz früh ein unvergleichlich freieres, furchtloseres Selbstgefühl zeigten, sich williger an die Menschen, als ob sie sich ihnen näherstehend fühlten, anschlossen und dabei Anfänge von geistiger Entwicklung durch regste Aufmerksamkeit und scharfes Gedächtnis zeigten, wovon bei den minderrassigen Fohlen nur hin und wieder andeutende Spuren sich zeigten. Dem alten Baron konnte er keine größere Freude machen als durch gelegentliches Aussprechen über solche Beobachtungen. Der murmelte einmal in schwermütigem Gedenken an seinen Sohn: „Armanengeist bringt Welterkenntnis und Tierverständnis — beides läßt sich nicht lernen!"

Lange bevor Ina in ihrem dritten Lebensjahr bei kräftigster Fütterung sich zu stattlicher, tadelloser Gestalt entwickelt hatte, schied der Volontär, um sich in Mitteldeutschland, seiner Heimat, anzukaufen. Er nahm aber von Ina förmlich Abschied, indem er ihr eine Handvoll Möhren, ein Stück Brot und etwas Zucker brachte. Lammfromm schnupperte sie nach mehr an seinen Händen und Taschen, lachend klopfte er ihren Hals — und ging, erfüllt von Gedanken und Empfindungen, über die er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Ina ward aber und blieb in der Fohlenkoppel die ausgesprochene Führerin und Liebling des Hütejungen. Seine Hauptaufgabe war es, Ausbrüche der Fohlenherde aus der Koppel dadurch zu verhüten, daß er sich rasch auf das beste rascheste Tier schwang und ihm dabei den stets bereitgehaltenen Strick als Zaum durchs Maul warf, und sich so an die Spitze der in wildem Kraftübermut losrasenden Herde setzte, um sie am Überspringen oder Durchbrechen des

Digitized by Google

Koppelrickzaunes abzuhalten und statt dessen so in die Runde zu führen, daß Gräben, Wälle und Hürden übersprungen werden mußten. Ina und der Hütejunge waren so gut Freund, daß sie von selbst in seine Nähe kam, wenn die anderen Fohlen anfingen, unruhig zu werden und dadurch die Lust zu einem Rennspiel anzudeuten. Der Junge brauchte dann nur zu rufen: Ina, komm her! — und schon flog sie mit ihm dahin, wohin die Fahrt gehen sollte. Denn sie war ehrgeizig und wollte sich ihr Führeramt nicht streitig machen lassen. Sah der alte Baron zufällig solchen Vorgang, so jubelte er innerlich — und klagte zugleich, daß er nicht mehr jung genug war, um Ina als künftiges Leibreitpferd in die Schule zu nehmen. Denn dem Jugendübermut so kraftvoller Tiere und ihren unwillkürlich plötzlichen Bewegungen, seien sie auch noch so gutartig absichtslos, ist der alternde Menschenkörper mit steif und langsam werdenden Gliedern doch nicht mehr gewachsen. Ja, wenn der Sohn — — — aber der blieb ja dabei, unter das schreibende Volk, das „Federvieh" zu gehen. Schade, schade! So kam es dann, daß Ina, vierjährig geworden, von der Remontekommission als künftiges Offizier-Chargenpferd angekauft und mit mehr als hundert Altersgefährten in ein Remontedepot an der Netze bei Nakel geschafft wurde. Da fand sie sich nun, eine unter vielen, ohne daß ein Mensch sich ihrer besonders annahm. Nur hin und wieder merkte sie bei Vorführungen zur Musterung, daß ihr viel Lob gespendet wurde und mancher wohlgefällige Kennerblick auf ihr ruhte. Endlich war es doch eine Erlösung für sie, als sie nach langer ermüdender Rumpelfahrt auf der Eisenbahn sich im Stalle des 2. Garde-Feldartillerie-Regiments in Potsdam fand, wo alles sauber, hell und geräumig war, schönfarbig und glänzend erschien, wie es der weibliche Sinn — auch der Pferde — am meisten liebt. Unbehaglich ward Ina nur die Wahrnehmung, daß es dort, im Gegensatz zum Remontedepot und zur alten Heimat, gar nicht wenig Pferde gab, die noch größer und noch schöner als sie selbst waren oder sich doch so vorkamen, wenn sie tänzelnd über die weiten Höfe zu den Reitbahnen geführt wurden, wo sie „Stunde" bekamen, wie man sich als Reitpferd zu benehmen und worauf alles man zu achten hat, wenn man seiner Stellung in der Welt als Gardepferd gerecht werden will. Und sie wollte ja mit ehrlichstem Willen alles tun, um gelobt und geliebkost zu werden. Sie begriff nicht den Eigensinn, mit dem mancher ihrer Gefährten sich nicht fügen wollte und darüber in Kampf mit den Menschen kam, die ja doch durch Klugheit und List ersetzen, was ihnen an Körperkraft und Sinnenschärfe abging. Es schien ihr viel klüger, sich mit denen durch willigen Gehorsam gut zu stellen, die sie mit allem gut, wenn auch manchmal etwas knapp versorgten. Nur das vermißte sie, daß unter den so vielen verschiedenen Menschen, die sich mit ihr zu schaffen machen mußten, nicht einer war, zu dem sie ganz ausschließlich gehörte und den sie als *ihren* Herrn betrachten, durch liebenswürdige Fügsamkeit gewinnen und zu Spenden von Lob, Liebkosungen und Leckerbissen bringen konnte. Am liebsten hätte sie einen von denen zu ihrem besonderen Herrn gehabt, die unter den vielen, äußerlich ganz gleich gekleideten Menschen nicht nur durch glänzendere, reichere Kleidung hervorstachen, sondern auch augenscheinlich mehr zu sagen hatten. *Ein* lautes

Digitized by Google

Wort von einem solchen brachte doch alle anderen dahin, sich ganz stumm und regungslos zu verhalten oder sich ganz gleichmäßig zu bewegen und auch von den Pferden ganz gleichmäßige Bewegungen zu verlangen. Ja es schien ihr, der Geruch dieser laut Befehlenden werde ihr viel anziehender sein können und mehr an ihren alten Herrn in der Heimat erinnern als der vielartige unfeine Geruch der anderen.

Endlich erfüllte Inas Sehnsucht sich doch. Sie hatte ja nun ausgelernt, konnte alle ihre Bewegungen genau beherrschen und alle Gangarten in den verzwicktesten Stellungen ihres geschmeidigen Körpers ausführen. Da war es doppelt langweilig, nur hin und wieder stundenweis sich in der Bahn oder draußen bewegen zu dürfen, sonst aber den lieben langen Tag im Stalle müßig stehen zu müssen. Doch eines Tags kamen da drei Menschen den langen Stallgang zu ihr hin, der eine war ein junger blonder Herr von den Seinen, den sie schon einmal in der Bahn und einmal draußen hatte tragen dürfen — der paßte zu ihr, sein Körper und ihr schlanker schöner Leib hatten sich gleich zusammengeschmiegt, als gehörten sie zusammen; jeden leisen Druck von ihm hatte sie sofort verstanden und willig befolgt, im Maul tat das Gebiß nicht weh, denn seine weich federnde Hand führte die Zügel rücksichtsvoll wie ein Verständigungs-, nicht ein Zwangsmittel, und sie hatte es immer schon vorausgefühlt: jetzt wird er die Zeichen zum Traben, zum Wenden, Galoppieren, wieder Schritt reiten oder Stehenbleiben geben. Und jetzt kam dieser Seine zu ihr in den Stand, fuhr ihr mit der Hand über Hals und Kopf und gab ihr ein Stück süßen Zucker! Der zweite, der in Drillichjacke zu ihr getreten war, ein glänzendes Zaumzeug in der Hand, streifte ihr die Halfter ab und das Zaumzeug über, gürtete sie mit einer schönen blauen Decke, die in einer Ecke gelb aufgelegte verschlungene Zeichen trug — ach, wie stand ihr das schön! — und führte sie fort, an dem Dritten vorbei, der „Herr Wachtmeister" angeredet wurde, die dicke Brieftasche zwischen den Brustknöpfen der Uniform trug und darin nun den Vorfall niederschrieb. Das fremde komische Wort, das er dabei laut aussprach, sollte wohl ihr Name sein, aber „Ina" war es nicht. Keiner nannte sie bei ihrem richtigen gewohnten Namen.

Nun ging es über lange Gänge in ein gesondertes Stallabteil, wo zwischen nur wenigen anderen Pferden ein Stand frei war. Dort wurde Ina festgemacht und hatte nun Zeit, sich umzusehen. Merkwürdig! den anderen schien ihr schöner Deckenanzug gar nichts Besonderes, denn die hatten alle ähnliche oder gleiche Decken um, und sie machten hochmütige Gesichter, wie sie nun die Köpfe hoben und witternd Inas Geruch zu erkunden suchten. Hochnäsige Gesellschaft das! Dabei waren ein paar darunter, die durchaus nicht vornehm aussahen und rochen. Na, sie würde sich schon mit ihnen vertragen, alles weitere würde sich schon finden, vorläufig kam ja schon die Futterzeit, und es gab sehr guten Hafer — es hätte nur mehr sein können — und dann ganz schmackhaftes Wiesenheu. Der fütternde Wärter war auch ein wohlzuleidender Mensch, der alles ganz ruhig und fast sanft besorgte. Es war doch viel besser und feiner hier als im großen Batteriestalle. Die Hauptsache war aber doch, daß Ina nun in ihrem neuen Herrn einen wirklichen Gönner und Freund

Digitized by Google

hatte, den sie so zufriedenstellen konnte, daß er ihr bei jeder Gelegenheit seine besondere Gunst bezeugte. Darum freute sie sich jedesmal, wenn er sie bestieg, namentlich wenn er dann allein mit ihr in die Umgegend ritt. Dabei hätte sie aber einmal doch ihren lieben Herrn beinah in arge Verlegenheit gebracht, nicht aus bösem Willen, nur aus Schreck, Angst und Aufregung. Sie waren im flottesten Trabe an eine Wegebiegung gelangt, da kam ihnen ein schreckliches Etwas entgegen. Von weitem hätte das Tier vor dem kleinen Landkarren, der ihnen plötzlich entgegentrat, fast wie ein kleines schlechtgewachsenes Pferd erscheinen können, aber in der Nähe — und nun so unerwartet dies noch nie gesehene Spottbild von einem Pferd, grau von Behaarung, kleine, steif aussehende Beine, auf dem mißgeformten Kopf ein paar dick und plump in die Höhe stehende Ohren, die, wenn sie klappend bewegt werden, aussehen, als wollten sie abbrechen und abfallen — im ganzen für ein seiner Schönheit lebensfreudig bewußtes Edelpferd ein geradezu grauenhafter Schreckanblick! Deshalb hatte Ina solchen Schreck bekommen, als dieses Zerrbild mit einemmal dicht vor ihr auftauchte, daß sie am liebsten kurz kehrtgemacht und die Flucht ergriffen hätte und daß sie wenigstens plötzlich aus dem vollen Lauf, den Kopf mit geblähten Nüstern dem Scheusal entgegengesenkt, stehenblieb. Dabei verwirrte es sie ebensosehr, daß ihr Herr aus dem lockeren Sitz sorglosen Dahintrabens durch das prellende Stutzen im Sattel vornüber ihr fast auf den Hals geschleudert wurde. Daher stand sie nun wie angewurzelt zitternd da und drängte nur, während das Grautier dicht an ihr vorüberzog, soviel wie möglich fort von ihm, an den äußeren Wegrand hin. Sie empfand instinktiv, dieser Augenblick könne für das Verhältnis zwischen ihr und ihrem Herrn entscheidend werden. Aber der strafte sie nicht, hatte sich lachend wieder im Sattel zurechtgerückt und begriff augenscheinlich, daß nur namenloser Schreck an allem schuld war. Er überließ Ina zunächst ganz ihrem Willen. Da drehte sie sich, immer noch zitternd, erregt um und sah dem abziehenden Monstrum prüfend nach. Dann wendete sie wieder und gab ihrem Herrn deutlich zu verstehen: nun können wir wohl wieder weitertraben. Ihm war's recht — er wußte ja und täuschte sich darin nicht, daß Ina künftig der Anblick des Esels nicht mehr anfechten würde, so widerwärtig es ihr auch blieb, daß es neben vollendeter Pferdeschönheit solche lebendigen Zerrbilder geben mußte. Dauernd blieb nur der freudige Eindruck davon, daß ihr Herr sie nicht gestraft hatte. Desto hingebender und zu allem bereit ward ihre Fügsamkeit gegen ihn und ihre Anhänglichkeit. Bald kam es dahin, daß sie in ihrem Stand im Stall schon leise lachwieherte, wenn sie auch nur von fern seine Stimme oder seinen Schritt hörte; beides unterschied ihr feines Gehör unter allem anderen.

Wie schön war das, wenn sie beim Exerzieren und Manövrieren im größeren Verbande mit ihrem Herrn stolz dahinfliegen konnte! Die Signale, ja die Kommandoworte hatte sie bald verstehen gelernt, und sie wußte genau, wohin in jedem Einzelfalle sie mit ihm gehörte. Hatte er anders als sie gehört, sie behielt immer recht. Das Geschieße war anfangs zwar manchmal schmerzhaft für ihre Ohren, aber auch das machte ihr bald nicht mehr viel aus. Weit schöner war aber doch das Spazieren-, das Jagd- oder gar Renn-

Digitized by Google

reiten. Da war Jna in ihrem Element und voll Ehrgeiz, wie einst in der Fohlenkoppel, die Erste an der Spitze von allen zu sein. Nie stutzte sie vor Hindernissen. Wie sorgsam und richtig teilte sie sich ihre Galoppsprünge ein, wenn es über einen breiten Graben, eine Hürde, eine Blockmauer gehen sollte — sie sah das weniger genau, als sie es am leisen Zurechtrücken und festeren Sitzfassen ihres Herrn vorausfühlte, noch ehe er ihr irgendwelche „Hilfen" gab —, um im entscheidenden Augenblick immer den besten Absprung zu haben! Wie vorsichtig fing sie dann jedesmal den Stoß auf, wenn sie wieder Boden faßte, damit es ohne Zeitverlust sofort wieder in voller Fahrt weitergehen konnte. So gewann sie ihrem Herrn manchen schönen Rennpreis und wurde, namentlich bei Schnitzeljagden, die unbestritten zuverlässigste Führerin, denn sie hatte es bald begriffen, daß es gelte, der Spur weißer Papierschnitzel zu folgen, die der lange vorausgerittene Darsteller des „Fuchses" ausgeworfen und damit den Lauf der „Jagd" vorausbestimmt hatte. Auf dieser Spur stürmte sie vorwärts; ihr Herr brauchte kaum hinzusehen, ihr nur den Willen zu lassen. Schließlich waren seine Kameraden eifersüchtig geworden und hatten durchgesetzt, eine Jagd solle mit vertauschten Pferden geritten werden. Da mußte Jna einen anderen tragen. Mit dem kam sie aber nicht vorwärts. Er war nicht wie verwachsen mit ihr, hielt sie immer mit grober, fester Faust im Zügel und hatte — das fühlte sie genau — vor jedem größeren Hindernis sogar Angst, so daß sie nicht wußte, sollte sie etwa gar nicht springen? Hatte sie ihn dennoch glücklich hinübergebracht, so verhielt er sie mit straffen Zügeln, um sich erst wieder im Sattel fest zurechtsetzen zu können. Darüber geriet sie so in Erregung, daß vor ausbrechendem Schweiß ihre schwarzen Flecken im Fell nicht mehr zu unterscheiden waren, als sie beinah gutletzte ans Ziel kam. Fortan ließ man sie immer mit ihrem wirklichen Herrn zusammen, denn es war ja klar geworden, nicht das Pferd allein, sondern der Reiter mit seinem Pferd zusammen schuf die Siegeserfolge.

So waren etliche Jahre glücklich dahingegangen, und Jna war eine reife, schöne Pferdedame von prächtiger Form geworden. Da ging eines Tages im Hochsommer etwas vor, was Jna sich nicht erklären konnte. Die Menschen in der Kaserne waren aufgeregt, bis in die Nacht herrschte ein stetes Kommen und Gehen, Schleppen und Rennen; die hübschen bunten Anzüge waren wie verschwunden, alle kamen in schlichtes Grau gekleidet, neue Menschen verstärkten die sonst vorhandene Zahl, Geschütze und Wagen wurden aus den Schuppen geholt, bepackt und zur Abfahrt bereit gemacht. Manöver wie sonst alljährlich konnte das nicht sein. Jna hörte auch immer nur das eine, ihr bisher unbekannte Wort „mobil" heraus. Das unruhige Treiben hielt einige Tage an, da erscholl spät abends über die weiten Kasernenhöfe das Signal „Satteln!" Dann wurde ausgerückt und alle mußten mit — alles! Klingendes Spiel voran ging es durch die ganze Stadt bis zu einem Außenbahnhof, wo bei elektrischem und Fackelschein verladen wurde — und ein schwerer langer Zug nach dem anderen rollte langsam in die dunkle Nacht hinaus — westwärts! Vor anstrengendem Balanzieren in den rumpelig schwankenden, stoßenden Bahnwagen — drei Pferde rückwärts, drei vorwärts mit den Köpfen nach

Digitized by Google



Pferde auf der Weide.
Equus caballus L.

Digitized by Google

Tafel 2



Pferde an der Tränke.
Equus caballus L.

Digitized by Google



Jährlinge.
Equus caballus L.

Digitized by Google



Stute mit Fohlen.
Equus caballus L.

Digitized by Google

der Wagenmitte, wo zwei Mann auf dem zusammengeschichteten Sattel- und Packzeug saßen oder lagen, an je eine Querstange gebunden, aus Beuteln gefüttert und Noteimern dürftig getränkt — wußte Ina selbst nicht recht, war es der dritte oder der vierte Tag *), an dem endlich ausgestiegen und ausgeladen wurde. Fremdartiges Land! Hier roch alles ganz anders wie in Potsdam und wohin sonst die Manöver geführt hatten, besonders der Boden roch anders, auch die Luft. Aber in der war etwas wie — ja richtig wie in der Jugendheimat, wenn der Wind von der See her weht. Nichts sonst erinnerte jedoch an die Heimat — die mußte weit, weit weg liegen in der Richtung, wo die Sonne aufgeht. Nun, man wird ja sehen.

Endlose Märsche folgten, weit vorwärts, auch mal wieder etwas seit- oder gar rückwärts, oft in verwittert grau aussehende kleinere Dörfer mit viel schwarzhaarig fremd aussehenden Leuten, die viel redeten, doch kein verständliches Wort. Dann wieder manche Nacht ins Biwak auf freiem Felde. Doch was war das? Ein dumpfes Rollen, dazwischen laute, mächtige Schläge, daß der Boden zitterte — Geschützfeuer! Eiligst wurde aufgebrochen, manche lange Strecke in schärfstem Trabe zurückgelegt, immer näher rollte der Geschütz- und Schlachtdonner. Die Menschen, aufgeregt, wie Ina es noch in keinem Manöver erlebt hatte, machten auch die Pferde nervös. Dabei wurde kaum gesprochen, alles war voll gespannter Erwartung. Jetzt aber fuhren die Batterien von der Straße ab und gingen in vereinzelten Stellungen zum Feuern über. Das war nicht mehr Manöver, knallte viel gewaltiger, eherner und für das Gehör schmerzhafter, und darein mischte sich nun ein ganz anderes, zischend-fauchend-prasselndes Knallen — feindliches Feuer! Bald schlug es auch immer näher ein, es fing an, nach Blut zu riechen. Manchmal konnte Ina die heulend heransausenden Geschosse, wenn Sonnenlicht günstig schräg darauffiel, an ihrer Bewegung wahrnehmen, noch öfter den Luftdruck, den sie vorausschickten, mehr fühlen als hören. Dadurch rettete sie einmal — denn fortan wurde beinahe jeden Tag hinüber und herüber geschossen — ihrem Herrn das Leben. Er hielt regungslos mit ihr neben einem Straßenbaum, da fühlte sie mitten im Feuergefecht das rasche Nahen eines starken Geschosses. Nur den Bruchteil eines Augenblicks zögerte sie unschlüssig, dann machte sie instinktiv einen mächtigen Satz vorwärts, und im selben Augenblick zerfetzte eine Granate im explodierenden Auftreffen den Baumstamm, an dem eben ihr Herr mit ihr gehalten hatte. — Sonst hatte sie auch im heftigsten Feuer noch niemals Furcht gezeigt. Freilich, wenn sie allein im Feuer gewesen wäre, hätte sie sicherlich Rettung in der Flucht gesucht; aber die anderen Pferde hielten ja zusammen mit den Menschen still im Feuer aus — und sie gehörte doch zu ihnen! Also überwand sie p f l i c h t m ä ß i g alle Erregung und stierte nur lautlos hin, wenn Menschen- und Tierleiber in ihrer Nähe zerschmettert und zerfetzt wurden.

---

*) „Pferde können in der Regel überhaupt nur bis vier zählen, daher auch nicht selbständig rechnen — wie irregeleitete Neigung zu den edlen Tieren aus Mangel an Erkenntniskritik gern glaubt und glauben machen möchte." Der Verfasser.

Digitized by Google

Bis in den beginnenden Winter war in fast hundert Feuertagen alles noch gut gegangen; da kam der böse Tag, an dem Ina zugleich mit ihrem Herrn verwundet wurde. Sie waren in Geschütz- und Gewehrfeuer geraten, ihm wurde die linke, die Zügelfaust arg gestreift, sie bekam fast gleichzeitig eine Gewehrkugel durch den Hals, ohne daß Knochen oder Adern verletzt wurden, und das Sprengstück einer Granate riß ihr eine tiefe, aber nicht gefährliche Schramme in die rechte Keule. Sie klappte im ersten Augenblick zusammen, riß sich aber gleich wieder empor und stand nun blutend neben ihrem Herrn mit der blutenden Hand. Der streifte sich den Zügel über den Arm, erteilte seine Befehle, meldete sich verwundet und wanderte nun mit Ina, der etwas hinkenden, nach rückwärts zum Verbandplatz. Dort ließ er sich nur einen eiligen Notverband anlegen und wanderte dann weiter, bis er einen Veterinär zu sachkundiger Untersuchung und Behandlung seiner Ina gefunden hatte. Vier bis sechs Wochen ruhige Schonung hatten die Ärzte ihm angesagt, auf vier bis sechs Wochen schonende Ruhe hatte der Roßarzt Inas Heilungszeit geschätzt. Weihnachten rückte heran. Sollte da vielleicht — schoß es ihm durch die Gedanken. Er wagte das nicht auszudenken — das wäre ja fast zu viel Glück im Unglück gewesen. Und es kam doch so! Die Batterie hatte so starke Verluste an Mannschaften und Pferden, so viel zerschossene Geschütze und Geräte gehabt, daß sehr bald der Befehl kam, sie heimwärts zur Auffüllung und Ausbesserung zu verladen. Wer und was transportfähig war, durfte oder mußte mit. So ging dann wieder das tagelange Heimwärtsrollen los.

An einem düsteren, nebelverhangenen Abend war endlich das Ziel erreicht. Übermüdet und abgespannt schoben die ausgeladenen Pferde sich mit den Menschen durcheinander, um ein jeder an seine Stelle zu kommen. Waren das wirklich noch dieselben Männer und Tiere, die vor wenig über vier Monat von derselben Stelle ausgezogen waren? Damals voll Kraft, Gesundheit und Begeisterung, schmuck und wohlgepflegt, heute wirr und unsauber von Aussehen, matt und ruhebedürftig bis ins Mark, die Pferde mager und mit struppigem Haar. Nur eine Fuchsstute schritt in federnder Erregung, die Nüstern weit offen, die Ohren gespitzt, als wolle sie sich vergewissern, ob diese Umgebung wirklich die wohlbekannte von damals sei, hinter ihrem Leutnant her, der die Zügel sich über die verbundene linke Hand hinweg auf den Arm geschoben hatte. Sein ermunternder Zuruf brachte bald Ordnung in seinen Geschützzug, aber als das Aufsitzen zum Abmarsch befohlen ward, erwies die Unbrauchbarkeit der linken Hand sich recht hinderlich. Da schien es nicht nur so, nein wirklich, die Stute tat, was sie konnte, ihm das Aufsitzen zu erleichtern. Sie streckte sich lang, daß der Rücken sich senkte, und stand wie angewurzelt, bis er sich nur mit Hilfe der rechten Hand in den Sattel geschwungen hatte. Jetzt beim Anmarsch fingen auch die anderen Pferde an, die schläfrig gesenkten Köpfe mit prüfendem Schnuppern zu erheben; ihre Bewegungen wurden elastischer, freudiger, und alles verriet: sie wurden immer deutlicher inne, bald seien sie wieder „daheim". Schwer zu sagen, ob die Freude darüber bei den Männern oder den Pferden größer war. Wer diese in den nächsten Tagen im Stall sah, dem bot sich ein Bild nie gesehenen Behagens. Die meisten

Digitized by Google

Tiere genossen ihr geräumiges weiches Lager den ganzen Tag lang ausgestreckt in grunzender Wonne oder in tiefstem Schlaf laut schnarchend. Sie standen nur zum Füttern und Putzen auf — alles drückte deutlich ihr Gefühl aus: nun ist's glücklich überstanden, alles Schwere und Furchtbare, was hinter uns liegt. Dabei wahrte doch jedes Tier seine individuelle Sonderart in Haltung und Gebärden. Abgemagert, zerschunden, wirrhaarig und mit schlimmen Denkzetteln aller Art behaftet waren sie ja alle. Und doch wie verschieden die Wirkungen. Am ärgsten mitgenommen waren die ganz gemeinen und die ganz edlen Naturen, die einen, weil die spannkräftige, innerliche Widerstandsfähigkeit mangelte, die anderen, weil ihre Erregungsfähigkeit eine Nervosität erzeugt hatte, die ihre Freßlust herabsetzte und sie kaum noch Schlaf finden ließ. Ehrgeiz und Pflichttreue, diese hervorragendsten psychischen Eigenschaften, worin die meisten Edelpferde auch die besten Rassehunde weit übertreffen, gestatten ihnen dennoch keine Verringerung ihrer Leistungen, die dann natürlich auf Kosten der Lebenskraft gehen, bis gänzlicher Zusammenbruch plötzlich eintritt. Daran sind von jeher alle Versuche fehlgeschlagen, edelgezogene Pferde dauernd zur Acker- und Lastarbeit zu verwenden, oder Vollblut- und verwöhnte Rennpferde im Kriege. Nur ein gewisser Zuschuß von Edelblut durch geschickte Rassenkreuzung bringt jene Höchstleistungen hervor, die durchschnittlich von der großen Masse der Gebrauchspferde für verschiedene Zwecke gefordert werden.

Ina hätte nach ihrer Blutmischung die Kriegsstrapazen wohl auch nicht so gut überstanden, wenn sie in anderen Händen gewesen wäre; aber die ruhige, fast freund- und kameradschaftliche Art ihres Wärters und vor allem das Verhältnis zu ihrem Herrn voll wechselseitiger, fürsorglicher Hingebung und Verständnis hielt ihrem wesentlich sanguinischen Temperament alle tieferen Erregungen über unvermeidliche Widerwärtigkeiten fern. Vielleicht war es auch ein Ansatz von Lernbegierde, der sie alles wunderbare Fremde eher mit Neugier als mit Abscheu betrachten ließ. Über das Erschrecken vor Eseln hatte ihr inzwischen der Anblick von Mauleseln und Maultieren wie ein Übergang von jener zu ihrer Art hinweggeholfen. Englische Pferde in ihrer gewissermaßen geradlinig einseitigen Art, ohne das Bedürfnis näherer Lebensbeziehungen zum Menschen, das Ina in hohem Grade beseelte, hatte sie auch in Mengen gesehen. Die Engländer als Züchter scheinen wohl viele und große Interessen an Tieren zu haben, schwerlich aber — bis auf wenige Ausnahmefälle — ein Herz für sie. Daher entwickelt ihr kaltes Ausnutzungssystem auch in den Tieren nichts von den psychischen Beziehungen zu dem Menschen, die dem deutschen Empfinden ein so großes Sondergebiet von Freuden erschließen. Den schwerfälligen, phlegmatischen Kaltblütern gegenüber nimmt die Möglichkeit dazu in dem Grade ab, in dem ihre psychische Begabung von Natur geringer und obenein unentwickelt bleibt. In der Angewiesenheit auf menschliche Fürsorge und Bestimmung vermenschlichen alle Haustiere sich insoweit, als sie den Menschen beobachten, seine Absichten und Äußerungen richtig aufzufassen und zu deuten, aber auch ihrerseits darauf einzugehen vermögen. Je kolossaler aber der Tierleib und je phlegmatischer seine bio-

Digitized by Google

logischen Antriebe nur auf grobe Unterhaltungsbedürfnisse gerichtet sind, desto unempfindlicher bleibt das Tier gegen jede darüber hinausgehende Einwirkung der Menschen; sie prallt vollends wirkungslos ab, wenn im Tier ein Anfang von Bewußtsein seiner eigenen, dem Menschen überlegenen Körperstärke rege und damit die Neigung zur Willensunterwerfung geringer wird. Nicht einmal zu den eigenen, aber anders, edler und empfänglicher veranlagten Artgenossen vermag solches Haustier in ein gleichsam kameradschaftliches Verhältnis der Zugehörigkeit zu kommen. Die instinktive gegenseitige Anziehung fehlt — sie „mögen einander nicht riechen". So war es Ina schon früher gegangen, wenn sie schwere Lastpferde in der Nähe gesehen hatte. Auf die vielen, ihr im Westen begegnenden schweren Kaltblüter, die Percherons, Ardenner und andere belgischen Pferde und gar auf die plumpen Clydesdales, die nicht einmal traben konnten, hatte sie, ohne die geringste Anziehung zu spüren, halb mit Bedauern, halb mit furchtsamer Abneigung ähnlich herabgesehen wie der Hochgebildete auf einen analphabetisch plumpen Kraftmenschen oder wie der auf seine Überfeinerung eingebildete moderne Großstadtmensch auf den seiner Ansicht nach zurückgebliebenen Artgenossen niederer Schichten in Stadt und Land, den er nur bedingt und widerwillig als seinesgleichen anerkennen mag. Werden solche Gegensätze jemals schwinden?

Wahrscheinlich ist auch das riesige, edelblütige Ritterpferd des Mittelalters nur ein Gebilde der aus homerischer Ruhmredigkeit unbewußt nachschaffenden Phantasie. Über das Maß edelblütiger schwerer Pferde, wie sie in Holstein, Dänemark, Oldenburg und Hannover gezogen werden, läßt die Körpermasse solcher rasch beweglichen Pferde sich wahrscheinlich nicht hinaus steigern. Das darin Erreichte ist einem Zuschuß von Edelblut zu an sich schweren Pferderassen zu danken. Völlig versagt hat der umgekehrte Weg, auf dem Graf Renard in Oberschlesien das edle, rasche Ritterpferd neu zu züchten suchte, indem er Edelfohlen mit Kraftfuttermassen und Kuhmilchtränke zu Kolossen zu steigern suchte. Nur leistungsunfähige Mißgebilde oder schwerfällig aufgeschwemmte Dickwänste kamen dabei heraus.

* * *

Die schöne Ruhezeit in der Garnison war allzu rasch vorübergegangen, alles war ausgebessert, jede Wunde verheilt, und Ina merkte deutlich den wieder herannahenden Ausmarsch. Er kam unerwartet plötzlich, richtete sich aber diesmal nach Osten. Kaum war die unendliche Ratterfahrt überstanden, da ging's auch schon wieder los, bald ferner, bald näher rollte der Kampfdonner, bald war Ina mit ihrem Herrn mitten darin. Dazwischen endlose Gewaltmärsche, schlechtes Futter, selten einmal ein nächtliches Unterkommen, das den Namen Stall verdiente. Ina fühlte ihre Schönheit und Kraft langsam schwinden, es wurde ihr fast gleichgültig, wie viele Fremdländer sie zu durchmessen hatte, denn es ging jahrelang hin und her. Eine Zeitlang fand sie sich in Ländern, die wie Heimat rochen und ihr doch ganz fremd waren. Sie hörte öfter das Wort Litauen und staunte über die Massen kleiner flinker Pferdchen, die dort gefahren und geritten wurden, meistens zu vieren neben-

Digitized by Google

einander vor kleine schmalspurige Wagen gespannt, damit die Randpferde auf den schlechten Wegen im Nachtdunkel das Gefährt vor dem Hinabgleiten in die Seitengräben zurückdrängen sollten. Immer scharfen Trab oder Galopp — für die endlosen Entfernungen Pferdewechsel aus urtümlichen Relaisställen. So erforderte jede Tagesfahrt eines Wagens großer Herren, die es eilig hatten, schon tags vorher die Vorausssendung von ganzen Herden von Pferden je nach der Entfernung. Einmal kam Ina mit ihrem Herrn zum Schloßsitz des Fürsten Konstantin Oginski-Retowo, einer Insel fruchtbaren Ackerlandes inmitten ungeheurer Waldungen. Neben dem Schloß im Park, einer Nachbildung des Schinkelschen Zarenschlosses Livadia in der Krim, ein weiter Gutshof mit vielen massiven Wirtschaftsgebäuden. Aus einem der größten drang Ina schon von weitem Pferdegeruch entgegen; ihre freudige Erwartung eines Stalles mit bequem großen Ständen wurde aber jäh enttäuscht. Nur an einer Seite waren Verschläge mit je vier losen Pferden längs der Wand errichtet, im übrigen standen und lagen wohl ein paar hundert der kleinen Pferdchen nach Schafstallart im freien Raum um Krippenraufen herum. Immerhin gab's hier Futter genug und in einem der Verschläge auch Platz zum Ruhen. Bald erscholl laute Musik aus dem Schlosse: die fürstliche Musikkapelle, nahezu vierzig Musiker aus Böhmen, Schlesien, Sachsen und Thüringen, mußte den frühstückenden Offizieren ihr achtbares Können vorführen. Und das war kein Luxus des Fürsten, denn diese Schar war unter ihrem Kapellmeister zugleich regelrecht einexerzierte berittene Leibwache und Feuerwehr, Jagdbläser, daneben Wirtschaftsschreiber, Gartengehilfen und Stafettenreiter. Aber für Ina und ihren Herrn gab Retowo keine längere Rast, unaufhaltsam ging es weiter nordostwärts, dann wieder weit nach Süden, endlos — Jahr und Tag hin und her. Ina wurde struppiger im Haar, stumpfer in ihrem Wesen und vom beständigen Geschützdonner auch in ihrem Gehör — nur die Stimme ihres lieben Herrn und seine zunehmend dankbare, zärtliche Fürsorge bedeuteten ihr noch einen Rest Lebensfreude. Endlich kam er doch, der schwarze Tag, an dem ihr Herr, den sie zum Angriff in langem Sprunge vorwärts trug, im Sattel vornüber sank. Sie wollte ihn vor dem Falle behüten und parierte scharf — er glitt sanft neben ihr auf die fremde Erde, und sie stand bei ihm, entsetzt schnarchend über ihn gebeugt und folgte mechanisch, als man ihn hinwegtrug. Sie sah ihn niemals wieder. —

Ina konnte sich später nicht mehr erinnern, was nun noch alles geschehen war — sie mußte nun einen anderen tragen, aber was war ihr der? Mit dem konnte sie in keinen inneren Kontakt kommen, ihm fehlte die Liebe und das Verständnis für sie. Niemals liebkoste er sie, für ihn war sie ein Tier wie jedes andere. So tat sie nur mechanisch ihre Pflicht, sie trug ihn willig und gehorsam — ohne Lust! Aber er fehlte ihr nicht, als auch er eines Tages nicht wieder kam und ein neuer Herr sie bestieg. Um so enger schloß sie sich an ihren Pfleger an. Der war derselbe geblieben und sorgte so gut wie möglich für sie — doch als auch der eines Abends mit dick verbundenem rechten Arm zu ihr trat und ihr Abschied nehmend mit seiner Linken über den mageren Hals strich, da ward ihr grausig zumute, und sie starrte in regungslosem Ent-

Digitized by Google

setzen vor sich hin. Der sie nun betreuen sollte, hatte eine schwere, rohe Hand, riß an ihr herum und schlug sie bei geringstem Anlaß. Sich dagegen wehren? Ja, wenn sie noch jünger und kräftiger gewesen wäre! So aber ergab sie sich in alles und blieb gehorsam, willig. Trost im Leid war ihr nur der Hund des ersten Herrn, ein flinker Rattenfänger, der ihr Freund blieb und, so oft er konnte, sich Wärme suchend zu ihr legte. Aber wie mager und struppig der nun aussah — wie sie selbst! Wo waren die schönen Zeiten geblieben, da sie beide mit Liebkosungen und Leckerbissen gehätschelt wurden? Sollte es noch schlimmer kommen können?

Ja, es ward noch schlimmer, immer schlimmer. War das Zufall oder ein Zeichen des endgültigen Niederganges, daß die Leute, die sonst doch manchmal noch fröhlich gesungen hatten, in dumpfes Schweigen verfielen, daß sie, die ehemals unwillkürlich leise sprachen, wenn ein Offizier oder Wachtmeister nahe kam, und ihnen Achtung bezeigten, nun rücksichtslos laut, mürrisch und zänkisch durcheinander schrien, und ihren Ärger an den Tieren ausließen. Früher war es nicht anders gewesen wie in der Tierherde auch, in der alle sorgsam und willig die leisesten, dem Menschen kaum wahrnehmbaren Gebärden und Töne der Führenden beachten. Nun schienen die Männer und die vielen hinzugekommenen Jünglinge alle gleichviel bedeuten zu wollen. Wo blieb da die Ordnung? Manchmal dachten sie nur, wenn es ihnen gerade einfiel, an den Hunger und den brennenden Durst der Pferde. Aber einen völligen Riß in Inas Leben brachte es nun, daß ihr eines Tages statt des Sattelzeuges ein Zuggeschirr aufgelegt wurde. War sie nicht mehr gut genug zum Reiten? Ziehen sollte sie, wie all die anderen gewöhnlichen Pferde? Gesehen hatte sie das ja immer, täglich, und besonders schlimm konnte das ja auch nicht sein, denn die es nicht besser kannten und gewöhnt waren, schienen ja ganz zufrieden damit; vielleicht lief es sich leichter ohne Menschenlast auf dem Rücken? Also zog sie, als man sie eingespannt hatte, unweigerlich und, solange der Wagen nicht zu schwer beladen und der Weg leidlich war, so verständig, als wäre sie in den Sielen alt geworden. Aber mit der Zeit ward ihr doch der Rücken steif und das Muskelfleisch bei schlechtem knappen Futter immer welker. Je schlechter die Wege waren, desto mehr Last packten die Menschen auf den Wagen, setzten sich wohl auch, soviel Platz war, selbst darauf und ließen sich schleppen. Das sah dann aus wie ein bunter sizilianischer Karren, auf dem von einem elend verhungerten Klepper eine ganze Hochzeitsgesellschaft sich schleppen läßt und das kraftlose Tier mit Geschrei und dem Stachelstock immer von neuem zur Eile antreibt, bis es zusammenbricht.

Tagelang ging es so unter Peitschenhieben immer weiter, von Putzen war keine Rede mehr, Haar und Haut verklebten vor Schmutz und Schweiß — schlechtes knappes Futter — manche Nacht ließ man die Pferde in den Strängen am Wagen stehen, daß sie ohne Decken vor Frost schauderten und zitterten. Zuletzt waren die Männer in Grau wie verschwunden. Fremde kamen und führten die ausgespannten Pferde das eine hier-, das andere dorthin. An diesem Abend fand Ina sich wieder in einem Stalle, kalt, schmutzig, ohne Streu. Trotzdem hätte sie sich gern hingelegt, aber sie fühlte, daß es ihr dann

Digitized by Google

zu schwer werden würde, wieder aufzustehen. Doch es gab wenigstens etwas hartes Heu, dumpfes Stroh zum Zernagen und sogar etwas Tränkwasser, schmeckte es auch faulig. Davon ward ihr widerwärtig im Magen, die Kehldrüsen schwollen schmerzend an, und dann quälte sie krampfartig drusiger Husten, daß die Augen wie mit Blut unterlaufen waren. So ließ man sie aber wenigstens ruhig im Stalle stehen, doch nur wenige Tage, dann wurde sie mit vielen anderen Pferden auf einen Markt getrieben. Da stand sie nun frierend ohne Futter und Decke und mußte sich von allerlei Volk besehen, von rohen, groben Händen ins Maul greifen lassen, damit ihr Alter aus den Zähnen abgelesen werden konnte, und mußte, am Zügel gerissen, mit ihren steif gewordenen Beinen Probeläufe vormachen. Endlich fand sie Gnade bei einem wild und wüst aussehenden Rohling, der goldene Ringe in den Ohren und auf der roten Weste eine schwere silberne Uhrkette trug — seines Stammes ein Zigeuner, der den scharfen Blick seiner Rasse für Pferde hatte, mochten sie äußerlich noch so unansehnlich geworden sein. Im Gegenteil war das verkommene Aussehen ihm um so lieber, dann blieb der Kaufpreis niedrig, und er wußte schon, wie das Pferd in kurzer Zeit wieder ansehnlich zu machen war. Auch dieser neue Herr hatte Ina ins Maul gesehen und dabei gesagt: elf bis zwölf Jahre! Aber bei sich hatte er schon gedacht: ein paar Feilenstriche — allzulang sind die Vorderzähne ja noch nicht — dann kann sie wieder als achtjährig gelten; gute dauerhafte Rasse steckt drin, die kann noch acht bis zehn Jahre ein feines Pferd spielen!

Er kaufte sie billig, und Ina hätte beinahe wieder an bessere Tage glauben können, da zog er schon wieder mit ihr zu einem fernen Markte. Nächst den Zigeunern pflegen die besten Pferdekenner und -schinder sich unter den Fleischern zu finden, die ihre weiten Landfahrten stets in scharfem Renntempo abzumachen suchen. Fleischer Lehmann aus Leipzig kaufte Ina zu seinen Handelsfahrten über Land und war zufrieden mit ihr, denn sie war nun wieder etwas zu Kräften gekommen und war noch immer rasch und ausdauernd. Nur lange hätte sie diese eiligen Rennfahrten — oft vierzig Kilometer in wenig über zwei Stunden — nicht mehr ausgehalten. Das wußte Lehmann recht gut; Ina tat ihm sogar bei ihrer lammfrommen, treuen Willigkeit zu höchster Leistung beinahe leid. Aber was wollte er machen, ein rasches zähes Pferd mußte er haben — nun vielleicht fand sich eine Gelegenheit, sie vorteilhaft zu vertauschen oder zu verkaufen. Das wurde Inas Glück.

Eines Tages war es wieder weit hinaus gegangen, und in ratternder Eile war Lehmann endlich mit ihr in einen Gutshof eingefahren, wo er ein Kalb oder ein paar Hammel einzuhandeln gedachte, wie schon öfter bei dem ihm gut bekannten Gutsherrn. Heute forderte der aber so hohe Preise, daß der Handel nicht zustande kommen zu wollen schien und beide Männer hin und her an Lehmanns Wagen herumgingen. Natürlich hatte der Gutsbesitzer, der als Freund und Kenner von Pferden bekannt war, auch die Fuchsstute vor dem Wagen sich nebenbei angesehen, doch ohne sie zu berühren. Da nun Lehmann sich anschickte, wieder aufzusteigen und abzufahren, war er absichtslos vor die Stute hingetreten und hatte fast mechanisch seine Hand ihr über Hals

Digitized by Google

und Kopf streichen und auf ihren weichen Nüstern ruhen lassen. Da — was war das? So eifrig auch die Rede zwischen ihm und Lehmann hin und her ging, war es ihm doch nicht entgangen, daß die Stute die Augen aufriß, den Kopf hochnahm und ihn dann sanft, wie anschmiegend an seine Schulter lehnte. Dabei drang ganz leise und tief aus der Kehle heraus ein feines Lachwiehern wie eine Begrüßung hervor. Der Gutsbesitzer stutzte und unterbrach das feilschende Gerede mit Lehmann: „Sagen Sie mal, wo haben Sie denn die Fuchsstute her?" Der handelsgewohnte Lehmann witterte sofort Kauflust, er sagte: „Wollen Sie sie haben? Sie ist mir feil!" Das verneinte der Gutsbesitzer zwar, aber er wollte doch Näheres wissen; denn in dem Augenblick war ihm ein eigenartiger schwarzer Fleck aufgefallen, der unter der aufgelegten Decke von der linken Keule der Fuchsstute her teilweise sichtbar war. Unwillkürlich klappte er die Decke etwas zurück, ließ sie aber beinahe erschreckt sogleich wieder herab, denn ihn durchzuckte bei dem Anblick ein Gedanke, von dem er sich ganz und gar nichts merken lassen wollte. Aber Lehmann schien ihn zu durchschauen, denn unvermittelt sagte er: „Ja, ja, es ist Edelblut, die Stute, sonst hätte ich sie ja nicht gekauft." Der Gutsbesitzer spielte den Unwissenden und fragte, wieso und woran Lehmann die Edelzucht erkannt habe. „Nun," sagte der, „die schwarzen Flecken, noch dazu bei einem Fuchs, muß ein richtiger Pferdeschmeißer doch kennen!"

Jetzt war der Gutsbesitzer mit seinen Gedanken ins reine gekommen. Deutlich stand ihm die Szene vor Augen, als ihm, dem damaligen Volontär, beim alten Baron v. K. in Ostpreußen der alte Herr die schöne Legende von den schwarzen Flecken der Fuchsstute des Propheten erzählt hatte. Aber war das möglich, daß das Tier, dem er vor so viel langen Jahren gelegentlich Liebkosungen und Leckerbissen gespendet hatte, ihn jetzt überhaupt wiedererkannt haben sollte — wenn es wirklich dasselbe Tier sein sollte, das nun vor ihm stand. Jetzt nahm Lehmann dem Pferde die Decke ganz ab und legte sie auf den Wagen. „Na, wie ist es, Herr v. P., machen wir'n Handel? Ich muß weiter!" Ohne Antwort sah der auf die schwarzen Flecken: drei in handbreitem Abstand, wie zu einem Wappenbilde geformt auf der linken Keule, ein einzelner oben auf der Krupe und noch einer oben am Schulterblatt! Da war ja ein Zweifel kaum noch möglich. Aber Gewißheit wollte Herr v. P. haben, er trat deshalb nochmals vor den Kopf der Stute, ließ sich genauer von ihr beriechen und rief halblaut: „Jna!" Da ging es wie ein elektrischer Funke durch das Tier, laut und deutlich kicherte sie ihn lachwiehernd an und schmiegte den Kopf an seine Brust, wie um geliebkost zu werden. Lehmann, dem so etwas wie Rührung in die Augen stieg, unterbrach die Wiedererkennung: „Na, ich sehe ja, das ist alte Bekanntschaft! Also kurz und gut, Herr v. P., geben Sie mir den alten ausgewundenen schwarzbraunen Wallach, den Sie mir schon früher mal anboten — der kann rennen wie ein Windhund und ist zähe wie'n Riemen — paßt gerade für meine Fahrten, und dazu obein das kleine rotbunte Kalb, dann laß ich Ihnen die Fuchsstute gleich hier — wollen Sie?" — „Abgemacht!" sagte Herr v. P. und schlug in Lehmanns Hand ein. Der fuhr fünf Minuten später mit dem Kalb auf dem Wagen,

Digitized by Google



de Beauclair phot.

Bei der Arbeit.
Equus caballus L.

Digitized by Google



In der Koppel.
Equus caballus L.

Digitized by Google

den Schwarzbraunen davor, vom Hofe, und Ina wurde von ihrem neuen Herrn selber in den Kutschstall geführt, wo sie sich vorkam, als seien die ganzen letzten Jahre ein böser Traum gewesen.

Von einem Fenster des Gutshauses her war der ganze Hergang von den Augen einer Dame verfolgt worden, die nun, als Herr v. P. bei ihr eintrat, grollend sagte: „Du hast dir wohl wieder eine nette alte Schindmähre aufgeladen, Heinrich?" Der wehrte begütigend ab: „Sachte, mein Lieb! Später werde ich dir nach und nach alles erzählen — ich wette, in längstens drei Monaten ist die Fuchsstute dir das liebste Pferd auf dem Hofe. Ich werde von ihr Fohlen ziehen, und du wirst sie reiten!" Frau v. P. wollte ihn auslachen, aber er blieb unbeirrt dabei und behielt schließlich recht — in allen Punkten. Inas Erholung ging erstaunlich rasch und vollständig vonstatten, sie sah beinahe wieder jung aus und war es auch innerlich. Im zweitfolgenden Frühjahr brachte sie ein Fohlen, Fuchshengst mit schwarzen Flecken, mit dem zusammen sie in der Koppel monatelang ein friedlich-behagliches Dasein führen konnte. Im nächsten Jahr folgte wieder ein Stutfohlen: Fuchs mit schwarzen Flecken! Und so ging es noch lange weiter. Schließlich gab man Ina das Gnadenbrot und bewahrte sie so vor dem Schicksal, das sie sonst unerbittlich aus dem Fleischerwagen in den Sandkarren und erbarmungsloser tiefer und tiefer hinabgeführt hätte.

Digitized by Google

Die „Eselinge“ (Esel, Maulesel und Maultier)

Von Conrad M. v. Unruh

Wie nahe doch Mensch und Haustier sich stehen! Der „Herr der Schöpfung“ — wozu er in seiner angeborenen Bescheidenheit sich selber ernannt hat — läßt schon bei geringer Erregung die Scheidung zwischen sich und seinem Gefolge in Haus und Wirtschaft, dem vierbeinigen wie dem gefiederten zweibeinigen, fallen und verleiht freigebig an seinesgleichen die verschiedensten Haustiernamen. Keinen so häufig wie den des gemütlichen Grautieres! Und das ist nicht einmal so böse gemeint, am wenigsten, wenn einer sich selbst mit solchem Titel bedauernd verspottet. Er erleichtert sich, wenn er bekennt: ein rechter Esel bin ich doch gewesen usw. — und damit viel lächelndes Einverständnis findet. Hat er's erst eingesehen, so ist er schon entschuldigt — „gerettet“. — Warum brauchen aber die Menschen den Namen des lieben Langohrs so oft für sich und ihresgleichen? Sie, die ihn meistens nur von fern, durch gelegentlichen kurzen Anblick kennen und sich danach eine oberflächliche Begriffsschablone bilden, die mit der Wirklichkeit wenig oder nichts zu tun hat. Also beleidigt es das Tier selbst kaum, wenn sein Name zum Kritisieren von Menschen mißbraucht wird, und die Menschen selbst eigentlich auch nicht. So viel menschlicher Instinkt steckt in den Sprachgewohnheiten, daß schon viel schulmäßige Verbildung dazu gehört, in der Verleihung eines Tiernamens eine Beschimpfung zu finden. Im Gegenteil! Ein „Esel von Natur“ kann doch kein Weiser sein. Oder soll etwa der Esel dem Menschen darin nacheifern, mehr darzustellen, als er wirklich ist? Soll der Mensch stets nur „er selber“ sein, so mag er auch ungestraft zeigen, was ihm bisher von ehrlicher Begrenztheit der Esel usw. unüberwindlich geblieben ist. Wohl ihm, wenn er dabei auch die guten Eigenschaften der Patentiere aufzuweisen hat.

Um es gleich vorweg zu sagen: die guten Eigenschaften der Eselinge sind: Anspruchslosigkeit, Ausdauer und das mit philosophischer Beschaulichkeit gepaarte Fehlen jeder übertriebenen Empfindlichkeit — alles selbstverständlich in den natürlichen Grenzen, die durch die individuellen Anlagen, die Lebensumgebung und die erlebten Schicksale gezogen werden. In nordischem Eis und Schnee kann man von solchen aus warmen Landen stammenden Tieren nicht die heitere Gemütsart verlangen, die sie sich in der alten Heimat bewahren. Nur sehr langsam findet der Begriff Anpassung praktischen Eingang in ihre dicken harten Schädel. Der Esel und seine Mischlinge denken nicht daran, dem Menschen zuliebe sich je nach den Daseinsbedingungen, in die er sie bringt, gleich dem Pferde und dem Hunde in zahllose Unterarten zu wandeln, Größenunterschiede wie zwischen Clydesdale, dem Elefanten unter den Pferden,

Digitized by Google

bis zum zwerghaften Shetland-Pony oder zwischen einer riesenhaften Dogge und dem bequem in der Rocktasche zu bergenden Damenschoßhunde zweifelhaftester Rasse aufzuweisen, und in jeder Sonderart immer neue Vorzüge und Fertigkeiten zu entwickeln. Nein, sie bleiben, was sie von Abstammung sind, und verraten weder Bedürfnis noch Fähigkeit zum Lernen vom Menschen, um mit ihm in eine Gemeinschaft zu gelangen, die einigermaßen den Namen Symbiose verdient. Pferd und Hund leben eng mit dem Menschen, der sie pfleglich verstehend behandelt, zusammen und offenbaren dann willig Fähigkeiten zum Eingehen auf die Besonderheiten ihres Herrn und Beschützers, der sie dabei je nach seiner Gemütsanlage liebgewinnt oder doch als recht wertvoll schätzt. Nichts davon zeigt sich bei den Eselingen, selbst nicht einmal dort, wo sie in warmen Ländern, wie schon in Süditalien und vollends in Ägypten, sich lebhafter bewegen und ihr Phlegma verleugnen, das, je weiter nach Norden, desto unliebenswürdigere Formen annehmen kann. Denn im Grunde sind sie krasse Egoisten, denen irgendwelche Hingebung an den Menschen völlig fernliegt.

So erklärt sich die sparsame Verbreitung dieser Tiere im mittleren und nördlichen Europa und die eigenartige Tatsache, daß ihnen dort allgemein viel Lob gespendet, aber ihre Haltung nie sehr lange fortgesetzt wird. Nur im Süden wird der Esel ein wirkliches Haustier im Dauergebrauch. Das ist um so bezeichnender, als unter den Südvölkern viel weniger Neigung und Fähigkeit herrscht, sich mit Tieren näher zu befassen und in ihnen etwas anderes als seelen- und leblose, maschinenartige Sachen zu sehen, die man beliebig brauchen, mißbrauchen, quälen und schinden kann. „Animali non sono christiani" lautet die freche Antwort des italienischen Straßenlümmels, dem man das teuflische Quälen gefangener kleiner Vögel auf offener Straße wehren will. Diesem Mangel an mitfühlendem Tierverständnis der Leute kommt die geringe Empfindlichkeit der Esel wie eine Beschönigung entgegen, denn die Mitleidlosigkeit ist dem Südländer, der ab und zu sogar Anzeichen von Sentimentalität aufweisen kann, weniger angeboren als dogmatisch anerzogen. Aber unbewußt verrät er doch ein Gefühl dafür, daß er auch den Tieren Rücksichten schuldet; darum beschönigt er seine Gefühlsroheit gegen sie mit solchen hohlen Schlagworten, wie der Vogelquäler es tut. Beherrscht ihn nun der Wahn, Tiere empfänden weder Schmerz noch Angst noch Qual, so werden ihm auch die brutalsten Mittel geläufig, sich die Tiere fügsam zu machen; sie erfüllen ja sonst nicht ihren einzigen Zweck, ihm zu nützen. Daher die allgemeine Gewöhnung z. B. in Neapel, die willigen kleinen Wagenpferdchen mit dem Kappzaum zu fahren, einem Folterinstrument, mit dem das Nasenbein durch e i n e n kräftigen Ruck zerschmettert werden kann, daß das Tier vor Schmerz ohnmächtig zusammenbricht. Wenn die Pferdedresseure im Norden dies Instrument überhaupt verwenden, so beweisen sie doch, daß sie sich dessen schämen, indem sie es nach Möglichkeit verbergen und die Spuren seiner Anwendung verwischen*).

*) Der „kluge Hans" des Südrussen Osten in Berlin trug auf dem Nasenbein eine nußgroße Knochenauftreibung als Beweis, daß auch er mit dem Kappzaum „klug" gemacht war.

Digitized by Google

Dem Eigenwillen des Esels gegenüber genügt dem Südländer statt des kostspieligen, umständlich zu befestigenden Kappzaumes der spitze, scharfe Stachel am langen Stock zum Antreiben und Strafen. Dagegen ist nicht anzukommen, und der Klügste gibt bekanntlich nach. Deshalb sind die Esel im Süden fast alle längst des biblischen „Lökens wider den Stachel" entwöhnt, sie schlagen nicht mehr aus. Die es dennoch nicht lassen mögen, verschwinden bald als „Salami" im großen Weltgetriebe von Werden und Vergehen, wenigstens in viel jüngeren Jahren, als dies Schicksal sie sonst erreichen würde. Aber der Hauptgrund, aus dem der Esel im Süden nicht nur flinker, sondern auch williger dienstbar ist, liegt in seinem reichlicher und behaglicher als im Norden befriedigten Wärmebedürfnis. Sonne und Trockenheit sind sein Element. Da erwacht auch sein Bewegungsdrang und sein bißchen Lebensfreude. In nordischer feuchter Kühle geht es ihm wie H. Heines Tannenbaum, den es „schläfert" und der „von einer Palme im Süden träumt ..." Darum steht er immer so weltschmerzlich auf seinen kurzen Beinchen, den Kopf mit den großen Klappohren, die manchmal abbrechen zu wollen scheinen, schwermütig zu Boden gesenkt, als suche er da mit seinen gutmütig gleichgültigen Augen und dem niedlichen, entsagungsvollen Geäse nach dem verlorenen Paradiese. Er heuchelt den Philosophen, der immer in tiefe Gedanken versunken scheint. Vielleicht hat er eigentlich nur Hunger — aber er kann warten und hungern. Besonderen Reiz übt die schmale Kost an Abgängen aller Art, mit denen man seiner allgemein vorausgesetzten Anspruchslosigkeit genügen zu können meint, auch nicht auf ihn aus, und die Menschen geben sich auch kaum Mühe, herauszufinden, welche Leckerbissen er, wie jedes Tier nach seiner Art, zu seinem Ideal erkoren hat. Also nur keine unnütze Aufregung und Anstrengung — mögen sie ihn zufrieden lassen, diese zudringlichen, mit ihren Anforderungen beständig vom Hundertsten ins Tausendste kommenden Menschen!!

Er liebt die Menschen nicht — hat auch eigentlich wenig Grund dazu —, und werden sie ihm gar zu lästig und dreist, er weiß ganz gut, sie können ihm, ohne Stachel, nur mit Peitsche und Zügel, wenig tun. Das juckt höchstens ein bißchen im Fell, tut auch am Kinnbacken nicht allzu weh, und schließlich — wozu wäre denn die „passive Resistenz" da, die die Eisenbahner in Rom ihm vor etlichen Jahren zum erstenmal abgeguckt haben. Mit der Zeit hat fast alle Welt sie von ihm gelernt. In der Tat, ein „Palladium der Unterdrückten", gegen das nur schranken- und rücksichtslose Gewalt viel ausrichtet. Wenn es „ihm nicht paßt" — sei es, daß das Wetter zu schlecht, der Weg zu näß und schlammig, die Last auf dem Rücken oder Wagen zu groß oder sonst etwas nach seiner „innersten Überzeugung", die auch einem Esel heilig sein kann, den Regeln des Eseldaseins zuwiderläuft, dann — bleibt er eben stehen, wie ein „Bild aus Erz gegossen", spreizt die Beine etwas wie ein Sägebock auseinander und rührt sich nicht. „Seht zu, wie ihr mit mir fertig werdet," sagt seine ganze Haltung. Da er den Glauben an die Freiheit des Willens doch schon hat aufgeben müssen, zieht er sich um so zäher in den an die Festigkeit des Willens zurück. Die verständnislosen Menschen, die keine Ahnung von der inneren Anschauung und Logik des Esels haben, sagen dann, er sei störrisch

Digitized by Google

oder „stätsch". Das ist ihm sehr gleichgültig. Aber wenn dann die Menschen ihr Herrentum über ihn erweisen wollen und versuchen, ihn mit Schlägen und noch schlimmeren Peinigungsmitteln zum Gehen, Anziehen und gar eiligem Laufen zu bewegen, dann kann sein Auge listig und tückisch aufblitzen und den Augenblick richtig erfassen, in dem die Glieder des herrischen Peinigers in Reichweite der kurzen Beinchen oder gar des scharf zubeißenden Maules kommen. Ein kurzer fester Tritt oder Schlag mit dem niedlichen, steinharten Huf — ein ungeahnt flinker Biß — beides in der Regel ohne jeden Laut oder sonstige Spur von Erregung — und der Mensch hat seine Belehrung für lange Zeit, daß auch ein Esel sich nicht ungestraft knechten und seiner Würde berauben läßt.

Nach solchen Erfahrungen pflegen die p. t. Herren Eselbesitzer bald jedem, der es hören will und von ihnen als eines Esels bedürftig geschätzt wird, viel Lobenswertes von ihrem eigenen zu erzählen, aber mit dem Zusatz, man habe doch nicht Arbeit oder Futter genug oder umgekehrt so viel mehr, daß man lieber zur Haltung eines Pferdchens übergehen möchte — manchmal wird nachher bloß ein Ziehhund daraus —, kurzum, der Esel wird fortgelobt, ganz billig, aber womöglich für einen höheren als den Einkaufspreis an einen anderen „Mann" gebracht und kann von besonderem Glücke sagen, wenn er zur Kurzweil anspruchsvoller Kinder dienen und nur nebenher ein bißchen für Garten und Wirtschaft arbeiten soll. Aber auch seine neuen Benutzer werden zu ihm nicht in wirkliche Gemeinschaftsbeziehungen kommen können, wie Pferde, Hunde und viele andere Tiere sie mit ihrem nicht allzu rohen, stumpfsinnigen oder grausamen menschlichen Nutznießer stets herzustellen wissen. Es ist ein anmutiges Bild: Kinder mit ihrem Eselwagen; der Reiz liegt in der scheinbaren Ausgleichung der Gegensätze: fröhlich bewegliche Menschenkinder und der melancholisch regungslose Graue, den auch die munteren Hätscheleien der Kleinen völlig kalt und gleichgültig lassen. Nur voreingenommene Beobachtung oder unbelehrbare Sentimentalität kann sich einreden wollen, dieser den Kindern noch ungefährliche Graue habe sie gern und behüte sie wohl gar vor Schaden. In Wirklichkeit stört das lästige Gekribbel fröhlicher Kinder sein träges Ruhebedürfnis, und wenn überhaupt ein Gefühl ihn erfüllt und beherrscht, so ist es das: ließen sie mich doch zufrieden! Die Kinder sind die ersten, die das sicher herausfühlen. Daher braucht gar nicht einmal eine Auflehnung des Esels die Kinder beunruhigt oder verletzt zu haben, so erlahmt ihre Freude an ihm doch sehr rasch, und er gelangt dann bald wieder in andere Hände. Die Lebensgeschichte eines nordeuropäischen Esels wäre daher eine Schnur, auf der sich die stets wiederholten Besitzwechsel- und Enttäuschungsgeschichten aufreihen und kaum voneinander unterscheiden.

Aber eines darf nicht vergessen werden, denn es ist groß: das musikalische Können des Esels! Wenn er anfängt aufzuschreien, brüllend zu schluchzen und die erschütterndsten Schlußkadenzen zu grunzen, dann ergreift selbst den stärksten Löwen in der Wüste wildes Weh, und er flieht entsetzt voll Grausen. Es gibt nur ein Wesen auf der weiten Welt, das dem Esel dabei nicht bloß standhält, sondern in mancher Hinsicht sogar überlegen ist: der Palermitaner

Digitized by Google

Straßenausrufer, der damit seine Ware anpreist. An Stimmgewalt und seinem Stolz darauf steht er dem Esel selten nach, immer aber an der unerschöpflichen Modulationsfähigkeit, mit der die in Palermo stets so zahlreich auf den Straßen „singenden" Esel im Wettbewerb mit ihren ausrufenden Führern und den „unberittenen" Hausierern immer Sieger bleiben. Der vierbeinige Rivale richtet seinen Hymnus an „sie" oder auch nur einen guten Bekannten, den er von der Straßenkreuzung aus gesehen. Oder es geht ihm in den engen Straßen zwischen hohen Häusern wie den Kindern, die keinen gewölbten oder laut widerhallenden Raum betreten, ohne dort ihre Stimmen laut zu erheben und sich daran zu freuen, wie mächtig ihr Ton klingt. So mögen auch viele Esel in Palermo denken: wo alles schreit, kann ich's allein nicht lassen. Aber am schönsten ist doch die Wirkung, wenn draußen im Stadtpark an der Via nazionale das Orchester den Palermitanern die geliebten Hauptnummern von Ricardo Wagner vorspielt und mitten hinein von der Straße her ein graues Langohr mit Stentorstimme hineinbrüllt: I.. A.. anch'io sono musico...

Kein Zweifel! Der Esel kann auch liebenswürdig sein. Ein solcher war gewiß der hellfarbige Kleine aus Afrika, der Wißmann quer durch den „schwarzen" Kontinent getragen hat und später noch jahrelang im Berliner Zoologischen Garten das Entzücken der Kinder bildete. Für ein preußisches Kavallerieauge alter Schule war es gewiß kein erhebender Anblick, die langen Reiterbeine so dicht über dem Boden hin schweben zu sehen, aber wie bequem war das Auf- und Absteigen, wie gering die Sturzgefahr bei dem kurzen Abstand zwischen Sattel- und Erdhöhe. Das Wesentlichste daran ist aber der Beweis, wie stark ein solcher kleiner Eselrücken, wie zähe die Kraft der feinfesseligen Beinchen sein muß, wenn ihnen die dauernde Bürde eines gewiß nicht leichten Reiters nichts hat antun können. Nimmt man dazu noch die Begabung der Grautiere für Kletterkünste, die fast unfehlbare Sicherheit, mit der sie auf schwierigsten Fels- und Geröllpfaden, immer die Nase und den Blick auf die zu betretende Bodenstelle gerichtet, gleichmütig vorwärts schreiten, so ist leicht zu verstehen, warum die Menschen von jeher nach einer Vereinigung der Vorzüge von Esel und Pferd gestrebt und die Vermischung ihrer Arten planmäßig entwickelt haben. Gewiß, auch das Pferd, namentlich das edelblütige, lernt Erstaunliches im Klettern zu leisten, aber auf die Dauer sind seine Fesseln und Sehnen zu lang und weich, um solche Beanspruchung ohne Schaden auszuhalten. Auch die Hufe der Pferde sind nicht hart und zäh genug, um die scharfen Steinkanten auf Felspfaden ohne Splitterung zu vertragen und stets sicheren Stand zu fassen. Die kurzen, eisenfesten und stahlzähen Beinknochen und Sehnen der Esel werden davon weniger oder gar nicht angefochten. Getreu seinem nach Nutzen strebenden Herrenstandpunkt gegenüber den Tieren, hätte also der Mensch Pferd und Esel zu kreuzen begonnen, selbst wenn sich nicht, wie zu vermuten ist, solche Mischlinge bei gemeinsamer Weidehaltung ergeben hätten, die sich dann als brauchbar für bestimmte Nutzungen, aber nicht zur Weiterzucht erwiesen.

Gewiß sind schon seit Beginn der Eselhaltung hin und wieder Eselinnen von kleinen Pferdehengsten beschlagen worden, und manche kleine Pferdestute

mag den Werbungen eines Eselhengstes nicht haben widerstehen können. Aus der ersteren Kreuzung ergaben sich dann Tiere, die zwar mehr von der Körpermasse des Pferdes, aber sonst ihr Aussehen und ihre Haupteigenschaften von der Mutter Eselin hatten. Damit werden aber die weitergehenden Wünsche der züchtenden Menschen nicht erfüllt, denn solche „M a u l e s e l“ können nur wenig mehr als gewöhnliche Esel leisten, ohne ihre volle Anspruchslosigkeit und Dauerhaftigkeit bewahrt zu haben. Die Erfahrung zeigte aber, daß gerade diese wertvollsten Eigenschaften, noch dazu gepaart mit sicherstem Schreiten auf schwierigen Pfaden, in höherem Grade den Abkömmlingen von Eselhengsten aus einer Pferdestute, den sogenannten M a u l t i e r e n, eigen sind. Bei richtig gewählter Paarung nehmen diese auch eine selbst starken, hohen Pferden nahe- oder gleichkommende Größe an, behalten aber die harten, geradlinigen Formen, die langen, klappenden Ohren und den bis auf eine Quaste kurzbehaarten Schwanz der Esel bei. Und auch sie sind nicht fortpflanzungsfähig. Also müssen Maultiere immer von neuem durch Belegen von Pferdestuten mit Eselhengsten gezüchtet werden. Dabei bringt eine erstmalig von einem Esel gedeckte Pferdestute niemals wieder, auch bei späterem Decken durch einen Pferdehengst, reine Pferdefohlen ohne Eselsmerkmale zur Welt. Ab und zu laufen also im Handel mit Maultieren auch solche Pseudomischlinge mit unter, die dann enttäuschen.

Maultiere haben sich in allen subtropischen Ländern besser als reingezogene Pferde bewährt, weil deren feinere, empfindlichere Haut mit dünnerer, weicherer Behaarung den im heißen Klima besonders schlimmen Insektenplagen nicht so gut standhält. Aber auch die Maultiere sind nicht ganz dagegen gefeit, aber doch besser als die Pferde. Daraus erklärt sich das Vorherrschen der Maultiere in den heißen Ländern, wo sie dieselben geringen Anforderungen an die menschliche Pflege und Behandlung stellen, wie im allgemeinen die Esel und damit der geringeren Neigung der Bevölkerung zum Eingehen näherer Gemütsbeziehungen zu ihren Tieren entgegenkommen. Diese ihre nach wirklicher Symbiose mit den Menschen nicht verlangende Gemütsart, die den einen stumpfsinnig, den anderen wie gleichgültige Unempfindlichkeit vorkommt, behalten die Maultiere — und nicht minder auch die Maulesel — unverändert bei, wenn die vielfältigen, aus menschlichem Nutzstreben hervorgehenden Anlässe sie aus den südlicheren und wärmeren Ländern nordwärts verschlagen. Sie leisten weiter, was man von ihnen verlangt, und äußern nicht viel von ihrem natürlichen Unbehagen über die verschlechterten Daseinsbedingungen. Wird es ihnen aber gar zu arg mit dem Mißverhältnis zwischen ihren Leistungen und den Gegenleistungen der Menschen, die sie pflegen, leiten und behüten sollen, stattdessen aber oft, über die ungewohnte Art der Tiere ergrimmt, zu Mißhandlungen übergehen, dann kommt die Zwiespältigkeit ihrer Natur zum Durchbruch, und sie können die negativen Tugenden der Esel mit um so kräftigerem Nachdruck erweisen. Das trägt auch viel dazu bei, daß bei uns Nordeuropäern diese Eselinge immer Fremdlinge bleiben werden.

Digitized by Google

Von der Herkunft und den Rassen unserer zahmen Einhufer / Von Dr. M. Hilzheimer

Die Frage, ob Pferd oder Esel im Hausstande älter seien oder das erstere in Anlehnung an den letzteren bzw. umgekehrt in den Hausstand übergeführt seien, ist oft aufgeworfen worden, aber wie es bei unbefangener Betrachtung unserer Kenntnisse erscheint, zu Unrecht. Wenn wir alles, was wir über diese beiden Haustiere wissen, ohne Vorurteil zusammenfassen, so haben wir keine Anhaltspunkte für die Annahme, daß bei der Überführung in den Hausstand eines der beiden Tiere als Muster gedient habe. Die Verbreitungsgebiete der wilden Vorfahren sind weit voneinander getrennt.

Es scheint nicht, als ob jemals in Asien ein echtes Pferd über die großen Kettengebirge nach Süden gedrungen sei. Mindestens Syrien, Arabien, Mesopotamien und Indien scheinen nie echte Wildpferde beherbergt zu haben, wenigstens in alluvialer Zeit nicht, die allein für die Domestikation in Betracht kommt. Hier wohnen außerordentlich leichte Esel, die einem Pferde, und zwar einem leichten morgenländischen Pferd nach Körperbau, Kürze und Feinheit des Kopfes, Kürze der Ohren ähnlicher sehen als einem Esel. Nur der kurz behaarte, am Ende mit einer Quaste versehene Schwanz und die Kruppe lassen auf den ersten Blick den Esel erkennen. Wegen der Mischung von Esel- mit Pferdemerkmalen hat man sie als „Halbesel" bezeichnet. Auch die Farbe zeigt diese Mischung: anstatt des Grau der echten Esel ist sie wie bei den Pferden braun in verschiedener Abstufung. Aber das helle Eselmaul erinnert wieder an unser Grautier. Diese Halbesel sind nie gezähmt worden. Und auch neuere Versuche, die mit ihnen gemacht wurden, haben gezeigt, daß selbst jung aufgezogene Füllen stets unzähmbar blieben. Es ist auch unwahrscheinlich, daß sie zur Verbesserung der zahmen Nachkommen des afrikanischen Esels gedient haben und ihr Blut etwa in gewisse edlere Hauseselrassen, wenigstens in Gestalt einer Bastardzucht, hineingeflossen ist. Es scheinen vielmehr die Halbesel den echten Eseln genau so fern zu stehen wie die Pferde, d. h. sie können mit ihnen wohl Mischlinge erzeugen. Diese sind aber unfruchtbar. Wenigstens blieb eine von Ewart gezogene Stute aus einer Kreuzung Somaliwildesel × Kulan (indischer Halbesel), trotzdem sie von Hengsten der verschiedensten Pferderassen und des Hausesels gedeckt wurde, unfruchtbar. Ähnliche Erfahrungen wurden mit Mischlingen aus der Paarung asiatischer und afrikanischer Esel im Berliner Zoologischen Garten gemacht.

Die kleinasiatischen Halbesel haben aber stets als hochgeschätztes Wildbret bei allen Völkern ihres Wohnungsgebietes eine große Rolle gespielt. So sehen

Digitized by Google

wie die Assyrer nach ihren Bildwerken eifrig der Jagd auf Wildesel obliegen. Wenn C. Keller diese Tiere als Wildpferde gedeutet hat, so wurde er durch ein nicht richtiges Bild des damals noch nicht so gut bekannten echten Wildpferdes sowie die feinen Formen und die kurzen Ohren der auf assyrischen Bildwerken gejagten wilden Equiden getäuscht. Aber die von Pferdeabbildungen ganz abweichende Darstellung der viel kleineren Tiere, besonders aber der Eselschwanz, ließen zuerst mich und dann Antonius erkennen, daß es sich nur um Halbesel handeln kann. Bei den Römern galt das Fleisch junger Onager als besondere Leckerbissen, wie noch heute bei den Arabern, die doch das Fleisch des Hausesels verschmähen.

Der Hausesel kann mit seiner grauen Farbe nur von grauen Wildeseln abgeleitet werden. Solche finden sich ausschließlich in Ostafrika, und zwar in zwei Arten. Die Küstenstriche des Somali- und Gallalandes am Golf von Aden bewohnt der Somali-Wildesel (Equus asinus somaliensis Noack). Er hat deutlich gestreifte Beine, aber kein Schulterkreuz. Die zweite Art (Equus asinus africanus Fitz, früher auch taeniopus Heugl. genannt) hat ein Schulterkreuz, d. h. außer einem Längsstreifen längs des Rückens noch ein Querband über den Schultern und ungestreifte Beine. Er bewohnt oder bewohnte, da er heute vielfach ausgerottet ist und zu den aussterbenden Tieren gehört, Nubien, Sennar und Eritrea. Da die Hausesel im allgemeinen Schulterkreuz bei ungestreiften Beinen besitzen, werden sie von der zweiten Art, dem afrikanischen Wildesel, abgeleitet.

Ob das gelegentliche Auftreten von Streifung an den Beinen auf Beimischung von Somaliwildeselblut zu deuten ist oder ähnlich wie die gleiche Erscheinung an den Beinen von Hauspferden, mag zweifelhaft erscheinen.

Hier in Nubien scheint der Hausesel sehr früh in den Hausstand übergeführt worden zu sein und hat dann bald seine Wanderung nach Norden angetreten. Wenigstens finden wir ihn in Ägypten schon auf prädynastischen Darstellungen, so besonders auf jener oft erwähnten Schieferplatte von Gizeh aus der Negadazeit Ägyptens, die in der obersten Reihe Rinder, in der mittleren Esel mit deutlich dargestelltem Schulterkreuz, in der untersten altägyptische Schafe zeigt. Die Ausbreitung des Esels nach Asien erfolgte wohl im vierten Jahrtausend. Wenigstens kennen schon die ältesten sumerischen und akadischen Texte den Hausesel. Leider fehlen im Zweistromland gänzlich bildliche Darstellungen von ihm, doch ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß es sich dort nicht etwa um selbständige Gewinnung aus heimischem Wildmaterial handelt, da sich nie und nirgends auch nur die geringsten Anzeichen von einer Zähmung asiatischer Wildesel finden. Die ältesten bekanntgewordenen Eselreste aus europäischen Kulturstätten stammen aus dem bronzezeitlichen Pfahlbau von Auvernier (Duerst) und den italienischen Terramaren (Strobel).

Merkwürdigerweise sind bildliche Darstellungen des Esels außerhalb Ägyptens in älterer Zeit kaum bekannt. Doch ist oft sein Bastard mit dem Pferd dargestellt, so auf dem bekannten Bronzeeimer von Watsch in der Krain, der der Villanovazeit, also etwa der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends angehört. Hier sind Maultiere teils vor eigenartige zweirädrige

Digitized by Google

Wagen gespannt, teils werden sie geritten, allerdings ohne Sattel oder Decke und ohne Steigbügel. Auf jeden Fall ist das wichtig, weil es sich hier um eine der frühesten Reiterdarstellungen in Europa handelt. Auch in Mesopotamien würden wir, wenn wir lediglich auf Bilder angewiesen wären, auf die Anwesenheit des Esels eigentlich nur aus der Darstellung von Maultieren schließen können. Es ist sehr bemerkenswert, daß wir gerade in Asien wie Europa bildlichen Darstellungen des Maultieres begegnen, während solche aus dem alten Ägypten kaum bekannt sind. Die Entstehung dieser eigenartigen unwirtschaftlichen Zucht, die zwei Zuchttiere zur Erzeugung eines dritten unfruchtbaren Tieres verwendete, hat namentlich Eduard Hahn zu einer geistreichen Erklärung veranlaßt.

Allerdings glaube ich, daß hier Schwierigkeiten gesucht werden, wo keine sind. Sondern ich glaube, daß eben in einem Gebiet, wo ursprünglich Pferd und Esel fehlten, wo sie also beide fremd waren und nun von zwei Seiten aufeinanderstießen, die Kreuzung sich ganz einfach und natürlich vollzog, ohne irgendwelche religiösen oder anderweitigen Nebengedanken. Als man dann einmal die Nützlichkeit des Bastardes erkannt hatte, züchtete man ihn weiter, ohne sich über die Unwirtschaftlichkeit irgendwelche Gedanken zu machen. War man sich doch über die Unfruchtbarkeit der Maultiere bis in die neueste Zeit nicht im klaren. Erst Poll hat sie in unseren Tagen überzeugend nachgewiesen. Die Entstehung der Zucht ist aber, was für meine Ansicht spricht, wohl mehrfach unabhängig voneinander erfolgt, wenigstens haben wir zwei ganz unabhängige Berichte darüber. Einmal schreibt Homer die „Erfindung" der Maultierzucht den Mysern und Enetern, also Hettitern aus dem Innern Kleinasiens zu. Und in der Bibel wird 1. Mos. Kap. 36, V. 24 gesagt: „Das ist der Ana, der in der Wüste Maulpferde erfand, da er seines Vaters Zibeon Esel hütete." Dieser Bericht ist auch über die zufällige Entstehung der Zucht so eindeutig, daß sich jedes weitere Wort erübrigt.

Erwähnt mag hierbei werden, daß die Alten nicht nur die Maultierzucht, d. h. die Kreuzung von Eselhengst und Pferdestute, sondern auch den Maulesel, den Mischling von Pferdehengst und Eselstute, kannten. Aber die Zucht der letzteren ist stets von untergeordneter Bedeutung gewesen. Eine solche Kreuzung scheint nur hier und da einmal gelegentlich stattgefunden zu haben. Nur Abessinien scheint eine ausgedehnte Mauleselzucht besessen zu haben.

Zur Rassebildung scheint der Esel wenig zu neigen. Abgesehen von einer besonders edlen weißen Eselrasse, die aus Maskat in Südostarabien stammt und in ganz Nordafrika als Reittier besonders für Damen beliebt ist, hat sich kaum eine besondere Rasse gebildet. Unter ungünstigen Verhältnissen zu zwerghaften Formen herabsinkend von der Größe eines Bernhardiners, kann er aber auch gewaltige Formen annehmen. Diese großen, bis zu 1,60 m hohen Tiere sind vielfach am Rücken dunkel gefärbt. Sie werden mit Vorliebe, wie in Poitou, zur Maultierzucht gezogen.

Interessanterweise müssen wir die beiden oben erwähnten Berichte über die Entstehung der Maultierzucht etwa in die gleiche Zeit legen, aus der jene erwähnten Maultierbilder stammen, d. h. in den Anfang des ersten vorchrist-

Digitized by Google

lichen Jahrtausends. Das ist aber jene Zeit, wo offenbar Hauspferd und Hausesel zum erstenmal zusammentrafen. Vor 2000 v. Chr. zeigt keine Abbildung, nennt keine Urkunde im Zweistromland das Pferd. Um diese Zeit herum muß es aber in Mesopotamien eingeführt sein. Die älteste bisher bekannte Urkunde, die es erwähnt, ist ein Privatbrief aus der Zeit der ersten babylonischen Dynastie (2232—1933 v. Chr.). Der gleichzeitig oder etwas früher lebende Gudea scheint es noch nicht gekannt zu haben. Auch ein zweiter, derselben Zeit angehöriger Brief, der Pferdestallungen erwähnt, deutet auf seine Anwesenheit. Ob aus der assyrischen Bezeichnung: „Esel des Ostens, Esel des Berglandes, Esel des östlichen Berglandes" etwas für die Herkunft des Pferdes zu entnehmen ist, mag die weitere Forschung lehren. Auf jeden Fall sehen wir das Pferd im Zweistromland vor dem um 1800 anzusetzenden Einfall der Kassiten, jenes Volkes, das aus Elam, dem östlich an Babylonien grenzenden Bergland kam. Die älteste bildliche Darstellung des Pferdes ist in Mesopotamien erheblich jüngeren Datums. Es ist wohl die auf einem Grenzstein Nebukadnezars I. (um 1120) angebrachte. Über Kleinasien scheint sich dann das Pferd schnell ausgebreitet zu haben. Wenigstens zeigen gewisse auf dem Schutthügel Kültipe, nordöstlich Kaisarije, gefundene tönerne Pferdeköpfe, daß die Hettiter um 2000 vielleicht, wie E. Meyer annimmt, noch drei Jahrhunderte früher das Pferd kannten. Zur weiteren Ausbreitung nach Süden scheint aber lange Zeit gehört zu haben. Besonders nach Arabien, das heute doch als Stammland des edelsten Pferdetypus gilt, scheint das Pferd nicht vor der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends gelangt zu sein. Bis in die ersten Jahrhunderte vor Christi Geburt kennen alle Berichte die Araber nur als Kamelreiter, waren Kamel, Schafe, Ziegen und Rinder also ihre Haustiere, nie aber das Pferd. Schneller fand das Pferd nach Ägypten Eingang. Aber hier erscheint es nicht im alten Reich. Seine ersten bildlichen Darstellungen gehören der Zeit der 18. Dynastie an (1588—1350 v. Chr.). Wenn Ådametz im Recht ist, daß die älteste Erwähnung gelegentlich der Belagerung von Avaris, der Hauptstadt der Hyksos, getan wird, so fällt sie schon zusammen mit dem Ende der Hyksosherrschaft in Ägypten. Die Hyksos waren ein asiatisches Fremdvolk, das in der Übergangszeit vom mittleren zum neuen Reich in Ägypten eingefallen war und dort einige Jahrhunderte die Herrschaft ausübte, über das man aber nur sehr ungenügend unterrichtet ist. Mit seiner Einwanderung wird auch die Einführung des Pferdes in Zusammenhang gebracht. Freilich ist es zweifelhaft, ob die Hyksos es mitgebracht haben. Denn die kleinasiatischen Hettiter, Babylonier und andere kleinasiatische Völker kannten neben der Kunst des Fahrens auch die des Reitens. Und öfter sehen wir auf ägyptischen Darstellungen von Schlachten mit jenen Völkern bei den Feinden Reiter, nie bei den Ägyptern. Diese fahren stets auf den Kriegswagen. Ist es aber anzunehmen, daß die Ägypter das Reiten verschmäht hätten, wenn es das Volk verstanden hätte, das nach Ägypten das Pferd brachte? Wir wissen nun, daß etwa um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends in Nordafrika Wanderzüge eines blonden blauäugigen Volkes von Westen nach Osten stattfanden. Und wir gehen vielleicht nicht fehl in der Annahme, daß dieses

Digitized by Google

aus Europa wohl über Spanien kam. Da man damals in Europa schon das Hauspferd kannte, können auch diese Völker das Pferd nach Ägypten gebracht haben. Während nämlich früher die Ägypter aus Kriegszügen nach Libyen keine Pferde mitbrachten, erscheinen etwa von dem 13. Jahrhundert an unter libyscher Beute auch Pferde. Und das altägyptische Pferd ist offenbar ein eigener Typus, sehr ähnlich dem heutigen Araber, aber nicht gleich dem schwereren und größeren assyrischen Pferd.

Sei dem nun, wie ihm wolle, auf jeden Fall verstanden die Ägypter mit ihrer altbewährten Züchtungskunst das neu eingeführte Tier schnell zu ausgezeichneter Höhe zu bringen, so daß Ägypten bald ein rosseausführendes Land wurde und z. B. die israelitischen Könige ihre Landespferdezucht mit ägyptischen Rossen begründeten.

So geht denn wohl auf das ägyptische Pferd, d. h. auf den von den Ägyptern herangezüchteten Pferdetypus das heutige sogenannte arabische Pferd zurück, als dessen edelster Vertreter das Nedjdpferd gilt, das in Innerarabien zu Hause ist. Mit der Ausbreitung des Mohammedanismus wurde das arabische Pferd weit verbreitet. Es drang bis in das mittlere Asien und Südsibirien vor und nach Osten bis Niederländisch-Indien. Während in Britisch-Indien heute die alten einheimischen Pferdeschläge ganz an Bedeutung eingebüßt haben und durch moderne Zuchten ersetzt sind, spielen sie an der äußersten Südostgrenze immerhin noch eine gewisse Rolle. Hier sind sie aber von geringer Größe, meist sogar zu ganz zwerghaften Formen degeneriert, wie die Javaponys, haben aber stets ihre edlen Formen behalten.

Nach Afrika ist das eigentliche arabische Pferd nicht weit gedrungen. Dem ganzen Süden fehlte das Pferd völlig vor der Besiedelung durch den Europäer. Der Sudan stellt hier offenbar seine Südgrenze vor. In die westafrikanischen Waldgebiete ist das Pferd nie eingedrungen. Es scheint sich aber von Ägypten her mit anderen altägyptischen Haustieren bis nach Westafrika ausgedehnt zu haben.

Dagegen scheinen die um das westliche Mittelmeerbecken sowohl in Nordafrika als auch in Südspanien und Süditalien verbreiteten Pferde, wie namentlich das Berberpferd, anderen Stammes zu sein.

Etwa gleichzeitig wie in Kleinasien, d. h. in den letzten Jahrhunderten des dritten vorchristlichen Jahrtausends, erscheint auch das Pferd in Indien und China, wenn wir der dortigen Überlieferung trauen dürfen. Dieses annähernd gleichzeitige Auftreten des Pferdes in den asiatischen Randgebieten läßt vermuten, daß in der zweiten Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrtausends in Zentralasien Wanderzüge aus einem mit Hauspferden versehenen Gebiet nach verschiedenen Richtungen führten.

Damit kommen wir in ein Gebiet, wo heute noch Wildpferde leben. Es ist das das Przewalskipferd (Equus equiferus Pallas), das zuerst von dem russischen Forschungsreisenden Pallas entdeckt und beschrieben wurde, dann aber in Vergessenheit geriet und erst durch den russischen Reisenden Przewalski vor wenigen Jahrzehnten wiederaufgefunden, nun auch in Europa dadurch besser bekannt wurde, daß Hagenbeck eine ganze Anzahl importierte

Digitized by Google

und an verschiedene zoologische Gärten verteilte. Das Przewalskipferd lebt heute noch in drei der Farbe nach etwas verschiedenen Formen am Zagannor, in der Gegend von Kobdo und am Nordfuß des Altai und bei Urungu. Es ist ein relativ grobknochiges, kleines (1,35 m Schulterhöhe) Pferd mit sehr schwerem Kopf, das sich vom Hauspferd unterscheidet durch vorspringende Stirn, stehende, eselähnliche Mähne ohne Stirnschopf, d. h. die zwischen den Ohren nach vorn fallenden Teile der Mähne unserer Hauspferde. Es ist aber doch ein echtes Pferd. Es wiehert wie ein solches und schreit nicht wie ein Esel. Es hat wie dieses eine runde Kruppe, kurze Ohren, flache Hufe, Kastanien (nackte Hautstellen) und Sporen (Hautwarzen an der Hinterhaut der Zehen über den Hufen) an allen vier Füßen, während die Esel eine eckige Kruppe, lange Ohren, hohe zylindrische Hufe und Kastanien nur an den Vorderbeinen haben. Der Schwanz ist kein Quastenschwanz mehr wie beim Esel, er ist aber auch kein vollbehaarter Pferdeschwanz, da der Wurzelteil auf der Oberseite kurze Haare hat und nur an den Seiten zweizeilig lang behaart ist. Am meisten beweist aber die Artzugehörigkeit, daß die Kreuzungen des Przewalskipferdes mit dem Hauspferd fruchtbare Nachkommen ergaben. Ob und wieweit diese Przewalskipferde die Stammväter von Hauspferden geworden sind, ist schwer zu sagen. Manche chinesisch-mongolische Ponys ähneln ihnen der Form nach so, daß man geneigt ist, an eine engere Verwandtschaft zu denken. Gegen eine solche spricht aber, daß die Wildpferde eine starke, instinktive Abneigung gegen die Hauspferde haben.

Mit jenen erwähnten assyrischen und altägyptischen Pferden besteht eine Formenähnlichkeit ebensowenig wie mit den uns in Griechenland seit der ältesten Zeit bekannten Darstellungen. Diesen Equus equiferus Pallas haben wir wohl als den äußersten nach Osten vorgeschobenen Posten der Pferde in nachdiluvialer Zeit anzusehen, so daß wir die Domestikation weit im Westen zu suchen haben. Hier ist in neuester Zeit Anau in Turkestan genauer untersucht worden. Und Duerst hat geglaubt, hier den Domestikationsherd gewisser Pferde gefunden zu haben und deren Zähmung dort in das siebente vorchristliche Jahrtausend verlegen zu sollen. Aber einmal ruht die Zeitbestimmung auf höchst unsicherer Basis, und dann sind auch die osteologischen Unterlagen sehr zweifelhaft. Duerst gibt nämlich selbst an, daß man gerade beim Pferde keine Anhaltspunkte habe, um einem Knochen ansehen zu können, ob er von einem wilden oder zahmen Pferde herstamme. Immerhin kommt Duersts Annahme der einen Ansicht entgegen, welche einen Teil unserer Pferde, die sogenannte morgenländische Pferdegruppe, aus Asien herleiten will. Man pflegte nämlich seit langem die Pferde einzuteilen in morgenländische, orientale oder warmblütige Pferde und in abendländische, okzidentale oder kaltblütige Pferde. Die ersteren sind schlank, leicht, haben breite Stirn, kurzes trockenes Gesicht mit konkaver Profillinie, feine trockene Gliedmaßen, gerade Kruppe, hohen Schweifansatz, kurzbehaarte Schwanzwurzel und fünf Lendenwirbel; die letzteren sind schwer, fleischig, haben schmale Stirn, langes Gesicht, häufig mit konvexer Profillinie, nach hinten abfallende Kruppe, tiefen Ansatz und einen vollbehaarten Schwanz und sechs Lendenwirbel. Als Bei-

Digitized by Google

spiel für die orientale Gruppe nenne ich Araber, Rennpferde und verwandte Formen, während als Beispiel für die Kaltblüter Belgier und Pinzgauer genannt sein mögen. Die ersteren sollten aus Asien stammen. Und da man in den Pfahlbauten, die man für die ältesten menschlichen Kulturreste hielt, erst zur Bronzezeit Pferdereste fand, diese Reste aber einem kleinen Pferde mit konkavem Gesichtsprofil angehörten, hatte man angenommen, daß zur Bronzezeit die Pferde aus Asien nach Europa gebracht seien. Hier sollte dann später aus einheimischem Wildmaterial in Anlehnung an das aus Asien übernommene Pferd, das schwere okzidentale Pferd gewonnen sein. Hatte doch Nehring den osteologischen Nachweis der Übereinstimmung der schweren Pferde mit schweren europäischen diluvialen Wildpferden gebracht. Aber diese Gedankenkette hatte verschiedene Lücken. Zunächst einmal wurde nachgewiesen, daß wir mit zwei Rassegruppen nicht auskommen, sondern daß diese beiden Pferdegruppen lediglich zwei Extreme darstellen, die aber durch Übergangsglieder verschiedenartig miteinander verbunden sind, so daß eine scharfe Grenze zwischen beiden Typen nicht vorhanden ist. Dann zeigte sich, daß es vor 2000, dem Beginn der Bronzezeit in Europa, im Orient überhaupt keine Pferde gab, das Bronzepferd also auch nicht von dort nach Europa gekommen sein konnte. Schließlich erkannte man, daß den steinzeitlichen Pfahlbauten noch andere jungsteinzeitliche Kulturen vorausgingen, die schon Ackerbau und Viehzucht kannten. Seit den ältesten jungsteinzeitlichen Kulturen, seit der Zeit der dänischen Affaldsdynger, fanden sich aber in diesen menschlichen Kulturen Pferdereste. Ihr Fehlen in den jungsteinzeitlichen Pfahlbauten muß also örtliche Gründe haben, hat aber nicht etwa seine Ursache im Fehlen des Pferdes in Europa überhaupt. Aber bei diesen europäischen Pferderesten stoßen wir auf dieselbe Schwierigkeit, der Duerst schon bei Untersuchung der Anauer Reste begegnet war: Es gibt kein Merkmal, einem Pferdeknochen anzusehen, ob er von einem zahmen oder wilden Pferd herstammt. Wilde Pferde gab es in Europa schon seit Urzeiten. Ihre Reste sind massenhaft im europäischen Diluvium gefunden. Aus dieser Zeit rühren auch eine große Anzahl Darstellungen her, die sich, wie alle Zeichnungen des zur Diluvialzeit lebenden Menschen, durch außerordentliche Naturtreue auszeichneten. Und unter diesen altsteinzeitlichen Pferdedarstellungen, die man namentlich in Südfrankreich gefunden hat, lassen sich schon deutlich die beiden oben genannten Typen des morgenländischen und des abendländischen Pferdes neben anderen, noch heute vorhandenen Typen erkennen, die vom heutigen Hauspferd nur durch die stehende Mähne sich unterscheiden. Selbstverständlich waren, trotz gelegentlicher gegenteiliger Annahmen, die bei einigen dieser Bilder Decken und Zaumzeug erkennen wollten, diese Pferde noch nicht gezähmt. Was von diesen diluvialen Wildpferden die Eiszeit überlebte und in die Nacheiszeit kam, in die wir die Gewinnung der Haustiere zu setzen haben, ist schwer zu sagen. Sicher ist, daß die Wildpferde in Europa noch im Alluvium lebten. Historische Nachrichten aus allen Teilen Europas bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinein bezeugen dies. Über das Aussehen dieser Tiere wissen wir nichts. Manche von ihnen, so die an der südlichen

Digitized by Google

Ostseeküste, scheinen gestreift gewesen zu sein. Über die Körperform ist aber nirgends etwas überliefert. Durch die Entwicklung der Kultur wurden diese europäischen Wildpferde immer mehr und mehr vernichtet, bis sie schließlich nur noch in den südrussischen Steppen sich hielten, wo ihre letzten, unter dem Namen „Tarpan" bekannten Nachkommen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgerottet wurden. Aus den spärlich fließenden Quellen hat neuerdings Antonius ein Bild vom Aussehen des Tarpan zu gewinnen versucht. Danach war es ein 1,30—1,40 m hohes, leichtes Pferd von mausgrauer Farbe, mit Aalstrich längs des Rückens, hellem Maul und dunklen, öfters mit Querstreifen versehenen Beinen und konkavem Profil. Es scheint so, als ob wir von diesen Tarpanen einige ausgezeichnete Darstellungen aus älterer Zeit besitzen, nämlich aus der Zeit der griechisch-barbarischen Mischkultur nördlich des Schwarzen Meeres, also etwa aus der Zeit des 5.—2. Jahrhunderts v. Chr. Eine Reihe von höchst naturalistischen Kunstwerken allerersten Ranges stellen uns das damalige Leben auf der Steppe dar. Unter anderem sehen wir Skythen die Rosse einfangen. Auf der Silbervase von Tschertomlisk haben diese Rosse sehr edle Körperformen. Eigenartig ist die Darstellung der Mähnen. Bei einem Pferd hat sie keinen Stirnschopf, steht vorn und fällt hinten um, bei einem anderen steht sie der ganzen Länge nach, hat aber vorn einen umfallenden Stirnschopf. Dieses Verhalten deckt sich ganz mit den älteren Beschreibungen des Tarpan, wonach auch die Mähne so etwa die Mitte zwischen Stehen und Fallen zu halten schien und sich je nach Individualität, Alter und Jahreszeit der einen oder anderen Form mehr näherte.

Ist mit diesen Pferden der Tarpan gemeint, so ist zu sagen, daß gewisse kleinere europäische Pferderassen, von denen heute die Litauer durch den Krieg bei uns am bekanntesten sind, die sich aber früher offenbar weiter über Europa ausdehnten (so gibt es noch heute oder gab es wenigstens noch vor kurzem Reste davon im Elsaß und in Bayern [Moospferd]), mit diesen Pferden die größte Ähnlichkeit haben, so daß eine Stammverwandtschaft angenommen werden kann. Auch die Farbe dieser Hauspferde zeigt besonders häufig die beim Tarpan genannte mit den gleichen Abzeichen. Andererseits hat aber auch das Bronzezeitpferd, wenn es erlaubt ist, es aus seinen Knochen zu rekonstruieren, die gleiche Form gehabt. Wir werden also die kleinen mitteleuropäischen Pferde der Bronzezeit, die heutigen Litauer und verwandte Formen und den wilden südrussischen Tarpan als zusammengehörig anzusehen haben und die Domestikation in Europa suchen. Wo hier freilich, mag zunächst noch zweifelhaft sein, da offenbar noch in prähistorischer Zeit der Tarpan sein Gebiet viel weiter nach Westen, im Diluvium wohl bis Südfrankreich ausgedehnt hatte, wenn wir einen Teil der erwähnten altsteinzeitlichen Bilder auf ihn beziehen dürfen. Im 16. Jahrhundert n. Chr. streifte er sogar wohl noch bis an die Vogesen. Bezeichnend für die nahe Verwandtschaft des Tarpan mit dem Hauspferd ist es auch, daß er im Gegensatz zum Przewalskipferd die Hauspferde nicht mied, sondern sie gerade aufsuchte und sich mit ihnen mischte.

Andererseits zeigen diese griechisch-skythischen Pferdebilder unverkennbare Ähnlichkeit mit altgriechischen und vor allen Dingen altägyptischen Dar-

Digitized by Google

stellungen, so daß wir vielleicht doch Adametz folgen können, wenn er neuerdings das ägyptische Pferd vom Tarpan ableiten will. So würde sich dann ungezwungen die Ähnlichkeit erklären, die das europäische Bronzepferd mit dem orientalischen Pferd hat. Das letztere wäre somit europäischen Ursprungs, sei in Arabien zu jener hohen Vollendung herangezüchtet worden und ist nun in dieser vervollkommneten Gestalt in jüngster Zeit nach Europa zurückgekehrt, wo es in Gestalt des Rennpferdes eine weitere Vervollkommnung und Veredelung erfahren hat, wie sie ihm selbst seine zweite Heimat nicht geben konnte.

Ob nun die Assyrer ihr größeres und schwereres Pferd ebenfalls aus dieser Wurzel gezogen haben, scheint mir zweifelhaft. Auf jeden Fall scheint es noch heute in gewissen innerasiatischen Rassen fortzuleben, von denen ich besonders den bis zu 164 cm hohen Turkmenen nennen will, dessen Körperformen noch ganz dem des alten assyrischen Pferdes gleichen, dessen besondere Eigentümlichkeit, nämlich völliger Mangel der Mähne, wohl erst eine Erwerbung der jüngsten Zeit ist.

Daß die schweren Pferde, Belgier, Normannen, Dänen, Pinzgauer ihre Heimat in Mitteleuropa haben, ist schon gesagt worden. Um so merkwürdiger ist ihr frühzeitiges Auftreten im Orient, worauf ich zuerst hingewiesen habe. Auf den Bildern von Persepolis erscheint ein typisch kaltblütiges Pferd. Sehr gut ist der schwere Körper, die starken Beine, die flachen, breiten Hufe, der starke, gebogene Hals, die abfallende Kruppe mit dem tiefen Schweifansatz dargestellt, sogar die für die kaltblütigen Pferde eigene Bewegung der Gliedmaßen, „die Aktion" kommt auf einigen Bildern trefflich zum Ausdruck. Und sonderbarerweise scheint man diese Pferde im alten Persien in zwei Schlägen gezüchtet zu haben, einen größeren, stärkeren zum Reiten und einen kleineren gangartigen, dessen Vertreter zu zweien vor den Wagen gespannt wurden und den dabeistehenden Personen mit dem Rücken etwa bis zur Achsel reichten. Diese Tiere entsprechen nach Form und Größe genau den heutigen schweren isländischen Ponys. Dabei fand das Pferd in Persien erst spät Eingang. Erst Kyrus führte Pferde in Persien ein, die vor ihm dort fast ganz unbekannt waren. Und er holte sie aus Medien, wo er sie zuerst kennengelernt hatte.

Wie aber kam dieses in ganz Vorderasien alleinstehende schwere kaltblütige Pferd, das mit Verfall des persisch-medisch-baktrischen Kulturkreises wieder verschwand, ursprünglich nach Medien? Der eigenartige Kultus des Pferdes, der z. B. die Namen der Untergötter mit dem Worte acpa, das Pferd, zusammensetzen ließ, ist durchaus unorientalisch. Er deutet auf nordische Herkunft, und mit ihm hängt wohl auch die Züchtung eines schweren Prunkpferdes zusammen, das sich etwa dem mittelalterlichen Turnierpferd der Ritter vergleichen läßt.

Es muß hier wieder irgendein Zusammenhang mit Europa, und zwar Mitteleuropa, bestehen, da das ganze klassische Altertum kaltblütige Pferde nicht kannte.

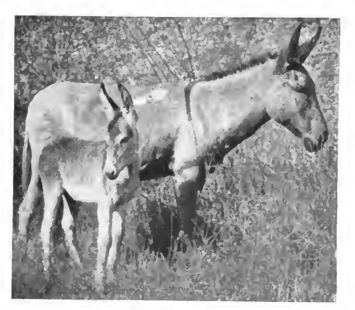
Wann und wo hier zuerst das schwere Pferd auftritt, ist eine noch offene Frage. Wenn auch Cäsar das germanische Pferd, das er kennt, klein und

Digitized by Google



Karl Soffel phot. *Ascania Nova (Südrussland).*

Mongolisches Urwildpferd.
Equus caballus przewalskii Pol.



Eselstute mit Fohlen.
Equus asinus L.

Digitized by Google



Käthe Hecht phot.

Esel und Rehkälbchen.
Equus asinus L.



Käthe Hecht phot.

Vier Grautiere.
Equus asinus L.

Digitized by Google

unansehnlich nannte, so ist doch damit noch nicht bewiesen, daß anderwärts, z. B. in den niederdeutschen Marschen, die sich ja auch durch besseres Vieh als das übrige Germanien auszeichneten, auch ein kaltblütiges Pferd gezogen wurde. Eine größere Bedeutung erlangte dieses schwere Pferd jedoch erst im Mittelalter, als der schwer bepanzerte Ritter ein besonders kräftiges Roß brauchte, um die gewaltige Last zu tragen. Neben diesem mächtigen Turnierpferd wurde auf Reisen der leichtere beweglichere Klepper oder von Damen der elegante Zelter benutzt. Mit Rückgang des Ritterwesens ging auch die Zucht des schweren Pferdes in Europa zurück. Heute hat seine Zucht in Niederungen längs des Meeres, etwa vom Ärmelkanal bis Dänemark, wo die schweren Boulogner Pferde, die Belgier, Dänen und die englischen Schiras zu Hause sind, und im Pinzgau, wo der eigenartig geapfelte Pinzgauer gezüchtet wird, größere Bedeutung.

Die meisten übrigen mitteleuropäischen Pferdeschläge sind mit orientalischem Blut mehr oder weniger veredelt. So züchtet Ostpreußen ein leichtes Halbblut, das vor dem Kriege besonders als leichtes Kavalleriepferd bekannt war. Ein schwerer Schlag, etwa als schweres Wagenpferd gedacht, ist das Oldenburger Pferd, noch schwerer, fast schon reines Kaltblut, ist das Mecklenburger Pferd. So züchtet heute der Mensch überall ein Pferd, das seinen Bedürfnissen entspricht, sich mit seinen Bedürfnissen wandelt, das aber nur noch selten den ursprünglichen Landschlag erkennen läßt.

Ebenso wie im Osten, scheint es freilich im Westen Europas noch eine Anzahl meist kleiner Pferde zu geben, die noch den ursprünglichen Typus darstellen und direkt auf ein einheimisches Wildpferd zurückgehen. Der englische Forscher Ewart hat diesen „Ponys" in neuester Zeit sein besonderes Interesse zugewendet. Ein Teil von ihnen bewohnt die England nördlich vorgelagerten Inseln, die Faröer, Shetland (daher die bekannteste Rasse den Namen Shetland-Pony führt), Hebriden und den Westen von Irland, Island, aber auch als Zeichen ihrer ehemaligen weiten Verbreitung Finnland. Ewart glaubt sie direkt mit gewissen kleinen, in England gefundenen pleistozänen Pferden in Verbindung bringen zu können und nennt sie in der Annahme, daß sie von den Kelten gezähmt seien, „keltische Ponys". Ihre Eigentümlichkeiten findet er im Fehlen der Kastanien an den hinteren und der Sporen an allen vier Gliedmaßen, dem Fehlen des ersten Prämolaren, einer abgesetzten Locke kurzer Haare an der Schwanzwurzel und einigen anderen Charakteren mehr. Die Tiere erreichen nur eine Größe von 0,75—1,20 m. Der wilde Vorfahr soll ein an die diluvialen Steppen angepaßtes Pferd gewesen sein, während er im norwegischen Pony einen Nachkommen des an die alluviale europäische Weide angepaßten Typus erkennen will, der diesem noch sehr ähnlich ist, ihn gewissermaßen noch in Reinkultur darstellt. Die nach der Meinung Ewarts von ihm abstammenden großen, kaltblütigen, europäischen Pferde, wie sie oben erwähnt wurden, sollen sich vom ursprünglichen Typus weiter entfernt haben. Ewart nimmt an, daß der wilde, an den Wald angepaßte Vorfahr gestreift war. Und gewissermaßen als Beweis für diese Annahme konnte ich früher einige historische Berichte veröffentlichen, die die im Mittelalter in

Digitized by Google

Pommern lebenden Wildpferde gestreift nennen. Dieser norwegische Pony steht in seinen Körperformen etwa zwischen einem Pony und einem Karrenpferd vom Typus des heutigen Suffolkpferdes, ist von gelbbrauner Farbe, mit dunklen Abzeichen an den Beinen, dunkler Mähne, Schwanz und dunklem Aalstreifen längs des Rückens. Besonders häufig findet sich bei ihm eine zebraartige Streifung an der Stirn, am Rücken und an den Beinen.

Wir kommen damit zu den zebrastreifigen Pferden, die ja in der deszendenztheoretischen Literatur seit Darwin eine große Rolle gespielt haben. Nach der Auffassung Ewarts handelt es sich dabei nicht um plötzliches Wiedererscheinen einer längst verschwundenen Eigenschaft, einen Rückschlag auf einen entfernten Vorfahren, wie Darwin wollte. Sondern die Zebrastreifung ist, wie ich das einmal ausführte, eine nie ganz verschwundene, variable Komponente der Zeichnung des Pferdes, die bald stärker, bald schwächer auftritt, besonders gerne in Verbindung mit mausgrauer oder falber Farbe, die aber noch so viel Energie besitzt, daß bei geeigneter Auswahl eine konstant gestreifte Pferderasse gezüchtet werden kann, wie die von Kattiawar in Nordwest-Indien.

In Amerika fehlte bei der Entdeckung durch die Spanier das Pferd, obwohl die Neue Welt im Pleistozän zufolge der zahlreichen Knochenfunde reich an Pferden gewesen sein muß. Aber schon Kolumbus brachte Pferde nach San Domingo mit, die späteren Entdecker und Eroberer folgten ihm darin. So werden z. B. die 17 Pferde, die Cortez mit nach Mexiko nahm, von Diaz namentlich aufgezählt. Die gewaltigen Herden wilder Pferde, die noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Ebene von La Plata bis Patagonien bevölkerten, haben ihren Ursprung in den wenigen Tieren, die Mendoza 1534 auf seiner verunglückten Expedition nach La Plata mitnahm. Das Klima sagte ihnen so zu, daß sie sich mit ungeheurer Schnelligkeit vermehrten, da sie kaum einen Feind haben, wenn auch Puma und Jaguar hin und wieder einmal ein Pferd reißen.

Die erste Einfuhr von Pferden in Nordamerika geht auf das Jahr 1529 zurück, wo die Spanier diese Tiere nach Texas brachten. Heute hat die nordamerikanische Pferdezucht einen hohen Stand erreicht. Besondere Berühmtheit haben die amerikanischen Traber erlangt, unter denen wieder die von Kentucky und Tennessee obenanstehen.

Auch Australien erhielt seine Pferde erst durch den Europäer. Es wird namentlich viel Vollblut gezogen, ohne daß irgendeine Rasse besondere Bedeutung gewonnen hätte.

Digitized by Google

Das Schwarzwild / Von J. Müller-Liebenwalde

In einem damals noch wildreichen Winkel der Mark Brandenburg hatte um die Jahrhundertwende ein hochbetagter Keiler Quartier bezogen und war nach und nach der reine Bauernschreck geworden, in erster Linie den „kleinen Leuten" verhaßt. Die Jäger ringsumher kannten ihn, viele persönlich, andere aus Geschichten, die in allen Ortschaften jener Gegend, in den Schulen, an den Stammtischen umliefen; einige hatten ihm sogar schon ein bleiernes Vergißmeinnicht zugedonnert, und in seiner Schwarte, die zäh und dick wie Schmierstiefelleder war, saß eine solche Menge von groben Schroten und Posten, daß deren Blei zum Wahrsagegießen am Silvesterabend für zwei Backfische ausgereicht haben würde. Er ging unter dem Namen „der Esel", weil er grau war wie Meister Langohr, und alle, die ihn mal gesehen hatten, behaupteten, er sei ebenso groß wie des Müllers geduldiger Sackschlepper. — Er schien in der Tat kugelfest zu sein, denn Jahr um Jahr war vergangen, ohne daß die unablässigen Nachstellungen ihm einen, sein Wohlbefinden ernstlich beeinträchtigenden Schaden zugefügt hätten. Ungläubige, die dem „Esel" noch nicht selbst begegnet waren, hielten das Gerede über ihn für eitel Schwindel und Jägerlatein.

Vor dem Gasthause „Zum goldenen Hirsch", in der von wildem Wein umsponnenen Laube, saß noch bei Anbruch der Nacht eine Gesellschaft von Bürgern des ländlichen Städtchens R. und führte Krieg gegen den Durst, den ein heißer Hochsommertag erzeugt hatte. Man politisierte, gab allerlei lustige Geschichten zum besten und — trank „immer noch eins". Der wohlbeleibte Wirt überließ — gutherzig, wie er war, — seiner ebenfalls rundlichen, aber wieselflinken Gattin die Bedienung der damit durchaus einverstandenen Gäste und hatte sich still abseits der Tafel gesetzt, den Blick zum Marktplatz gewandt, dessen Steinpflaster vom reinen Vollmondlichte fast weiß übergossen war. — „Hell wie Mittag", murmelte Strehlke (so hieß der Wirt) und — mit einem Ruck stand er auf, wie von einer elektrischen Kraft plötzlich bewegt. Ein rascher Entschluß hatte ihn durchzuckt — —. Leise ging er ins Haus, traf hastig einige geheimnisvolle Vorbereitungen und flüsterte seiner eben aus dem Keller heraufsteigenden Frau ein paar Worte ins Ohr. Die wollte etwas erwidern. „St!" — und ihr Gestrenger machte Augen, die unbedingtes Schweigen verlangten. Sie lächelte und nickte dem sich Entfernenden beifällig zu. Wenige Minuten darauf fuhr Strehlke, ungesehen und ungehört, mit seiner alten Rappstute zum Hintertor des Hofes hinaus, an dem ein sandiger Weg vorbeiführte, der nach hundert Schritten ins Feld abbog und später in die Staatschaussee einmündete.

Digitized by Google

„Weiß der Deubel," nuschelte er halblaut in seinen struppigen Schnurrbart „was das mit mir is! Der Mond hat mir's direkt befohlen: »Heute nacht schießt du den Esel!« — —" Und er lachte: „Verrückter Kram! — Aber probieren kann ich's ja. Das is umsonst." —

Nach langsamer halbstündiger Fahrt bergan lenkte er sein Wägelchen in den Wald hinein, hielt, stieg ab, band das treue und erprobte Pferd an einer Birke fest und legte ihm ein Bund duftendes Heu vor. „So, nu langweile dich nich und kriege keinen Schreck, wenn's knallt."

Mit einem nicht mehr ganz taktfesten Küchenschemel in der rechten Hand und der über die linke Schulter gehängten alten, schon ein klein wenig klapperigen Büchsflinte schritt Strehlke einer Fläche zu, die ihm durch das tiefe Dunkel des Stangenholzes schon von weitem hell entgegenschimmerte. Das war sein auf zwei Seiten von niedrigen Schonungen begrenztes Haferfeld. Untrügliche Zeichen hatten ihm tagsvorher verraten, daß dort ein einzelnes, selten starkes Stück Schwarzwild seine Mahlzeit gehalten habe. — Durch eine junge Randkiefer leidlich gedeckt, saß alsbald unser Wirt, auf längeres Warten gefaßt. Der Rauch seiner kurzen Pfeife umspielte ihm die Nase und zog nach rückwärts; der Wind war also gut . . .

Laue, fast schwüle Luft — feierliches Schweigen — ein Ziegenmelker gaukelt über das gelbe Getreide hin. — Dann verkündet die Turmuhrglocke in R. den Tageswechsel: weich und sanft schwimmen die Töne zum Walde herauf. — „Es wäre doch ein ochsiger Dusel, wenn ich — —", überlegt Strehlke, aber der Gedanke bleibt mitten in der Leitung stecken. Nebenan knackt es — ein tiefes, dumpfes „Rwuff-Rwoff" redet eine nicht mißzuverstehende Sprache — es raschelt und knackt wieder, und — jetzt wird unserem Mondscheinfahrer doch ein bißchen schnurrig zumute. Ist das Furcht, ist es Freude, was ihm über die Seele kriecht? Wahrscheinlich ein prickelndes Gemisch von beiden Elementen. Einen Augenblick hat er das Gefühl, als würde ihm der Rücken kalt. — Kein Wunder, denn die Zweige haben sich geteilt, ein mächtiger Keiler ist herausgetreten und steht nun im Hafer, keine dreißig Schritt von Strehlkes Platz. Gleich fängt er an, die vollkörnigen Rispen durchs Gebreche zu ziehen, schmatzend zu fressen. Ei, wie das schmeckt. Sorglos gibt er sich dem Genusse hin . . .

„Na warte, Jungeken —." D i e s e n Gedanken bringt Strehlke doch zu Ende. Er ist ganz ruhig geworden. Was es heißt „nervös sein", das weiß er nicht, der Beneidenswerte.

Vorsichtig hebt er die schon gespannte Waffe, zielt, so gut es geht, mit verhaltenem Atem, eine Handbreit hinters Blatt des Keilers und — „Pong" dröhnt der Schuß über das schlummernde Land — —.

Rauschen — Stapfen — Prasseln und Krachen — dann kein Laut mehr. — Fast unheimlich ist dieser Gegensatz. — Strehlke sitzt zunächst stumm und starr da. Die stramm geladene Schwarzpulverpatrone hat eine wogende Dampfwolke entwickelt. So kann der Schütze nicht s e h e n , welche Wirkung das 11-mm-Blei hervorgebracht hat, aber das O h r erzählt ihm Erfreuliches;

Digitized by Google

die Geräusche, welche es vermittelt, versteht er: die Kugel sitzt gut — drüben im Erlenbruch muß der Basse zusammengebrochen sein —.

„Dunner noch mal." Mit einem Seufzer der Erleichterung nimmt Strehlke den Hut ab und kraut seinen Kopf. — „Hm! Hm!" — Und dann steckt er eine neue Patrone in den Büchsenlauf, nimmt den Schemel und geht zu seinem Fuhrwerk zurück — im Bogen, denn: „Man kann nicht wissen — —!?" —

Als er bei der Stute ankommt, wird er neugierig beschnuppert. — Bald ist die Pfeife wieder in Brand gesetzt, und es geht heim, jetzt in flottem Trabe. — Leise, wie er vorhin verschwand, ist der Wirt vom „Goldenen Hirsch" wieder in Hof und Haus zurückgekehrt. Kaum anderthalb Stunden war er fort. In der Laube hält die Sonnabendsgesellschaft noch wacker stand bei erfrischendem Trunke.

„Na, Strehlke, Sie altes Murmeltier! — Ausgeschlafen?" wird er neckend angerufen, als er — wie wenn gar nichts vorgefallen wäre — mit gleichgültigster Miene seinen Platz wieder einnimmt und dann schmunzelnd einen tüchtigen Schluck aus dem Glase tut, das ihm „Mutter" kredenzt. — „Ich? — G e s c h l a f e n ? — Haha! — Da seid ihr schön aufm falschen Geleise." — „Ja, wo haben Sie denn gesteckt? — Ihre Frau sagte doch, Sie wollten ein bißchen auf Vorschuß nicken?" „So so; hat sie das gesagt? — Schad't nich. — Nein, ich habe bloß mal rasch nachsehen wollen, wie sich mein Hafer im Mondschein ausnimmt, und bin raufgefahren nach dem Heideacker. Als ich aber hinkomme — was soll ich sagen — da is schon ein anderer da, der dieselbe Absicht hat. Na, das ärgerte mich nich schlecht, und da hab' ich den frechen Kerl ohne weiteres übern Haufen geschossen." — „Und gleich mitgebracht," ergänzt jemand höhnisch. — „So ein Schwindelmeier!" — „Fest geschlafen hat er, wie'n Dachs, und geträumt hat er von Mord und Totschlag." — „Das kommt davon, wenn einer zu viel Kartoffelpuffer zum Kaffee ißt." — Dies und noch anderes mehr bekam Strehlke zu hören. Es rührte ihn aber nicht im geringsten; er stand auf und redete die Tafelrunde nach einer komischen Verbeugung an: „Meine hochverehrten Herren! Ich lade Sie alle auf nächsten Donnerstagabend zu Wildschweinskopf mit Cumberlandsauce ein. — Das is aber Wahrheit und kein T r a u m !"

„Wa —? Waas? — Wie? — Wildschweinskopf? — Am Ende gar Bärenschinken! — —" klang es von allen Seiten. — „Mein voller Ernst!" sagte Strehlke. „Und wer um fünf Uhr mit'raufkommt nach dem Heideacker und die Sau holen hilft, der kriegt noch'n Schnaps extra." —

Allgemeines Staunen und Hallo. — Und der Held der Nacht mußte nun heranrücken und sein Erlebnis ausführlich erzählen . . .

In recht gehobener Stimmung trennte man sich endlich. — Um vier Uhr spannte der Knecht an. Diesmal kamen die beiden schmucken Apfelschimmel vor einen Kastenwagen, auf den mehrere, mit Stroh ausgestopfte Kornsäcke gelegt waren. Bald fanden sich drei der jüngeren Bürger zur Begleitung ein. A l l e Zweifel an der Aussage Strehlkes waren aber bei ihnen immer noch nicht gewichen.

Digitized by Google

Die Frau Wirtin hatte einen reellen Kaffee gebraut. Der tat wohl. — Dann ging's los. —

An Ort und Stelle übernahm Strehlke die Führung und erklärte den Vorgang von A bis Z. „Hier saß ich, und da trat er raus, da, wo der Zacken so weit rüberhängt, ja; und dann —" Usw. — Man ging zum Anschuß, wo tiefe Eingriffe*) zu sehen waren. Ohne Mühe fand man in der breiten Fluchtbahn durch den Hafer Schweiß, reichlich. — Die Kugel mußte wohl das Herz gefaßt haben.

Noch waren die Männer nicht zwanzig Schritt in das Bruch eingedrungen, als einer, der die anderen um Kopfeslänge überragte und dessen Augen die Neugierde vorausschickte, schrie: „Da liegt er ja! Hurra!!" Und gleich darauf standen alle vor dem verendeten „Esel". — Daß er es war, mußte man aus seiner ganz ungewöhnlichen Größe und der Farbe seines Kittels schließen. Die Bestätigung der Annahme blieb nicht aus, denn von Stund an war der riesige, fast schon sagenhaft gewordene Bursche verschwunden, und nie hat verlautet, daß in jenem Bezirk ein ähnlich schwerer grober Keiler geschossen worden sei. Ihm war bestimmt, durch die Kugel eines Mannes zu enden, der selber kaum einen Anspruch darauf erhob, Jäger genannt zu werden. Strehlke hatte das städtische Revier hauptsächlich seiner jagdfreudigen Kunden wegen gepachtet und nahm nur ausnahmsweise mal das durch Erbschaft in seinen Besitz gelangte verstaubte Schießeisen vom Nagel. Daß dies in der denkwürdigen Nacht geschah, war lediglich der eigenartigen „Anregung" durch den Vollmond zuzuschreiben, dem Zufall, welcher beim Weidwerk eine wunderbare, oft beinahe lächerlich wirksame Rolle spielt. — Der „Esel" war ein uralter Eingänger, dessen Gewehre schon morsch und zur Hälfte abgebrochen waren. Mit ihnen hätte er keinen Schaden mehr anrichten können. Was mochte er in jungen Jahren für nadelspitze, haarscharfe, elfenbeinweiße Waffen gehabt haben! — Der blitzschnell geführte Schlag eines so bewehrten Keilers reißt dem allzu kühn draufgehenden Hunde Bauch und Brust auf; die Schenkelmuskulatur eines erwachsenen Menschen schneidet er bis auf die Knochen durch, wovor das dickste Leder hochschäftiger Stiefel keinen ausreichenden Schutz gewährt. Auch Pferde sind schon von starken Keilern in grauenvoller Weise verwundet worden.

Einen alten Schwarzwildrecken
Soll man reizen nicht und necken,
Einen trotzig grimmen Bassen
Soll man hübsch in Ruhe lassen;
Einem Stück, das angeschweißt,
Nahe niemals dich zu dreist;
Vorsicht ist dabei vonnöten,
Sonst geh'n Hos' und Stiefel flöten!

---

*) Eindrücke der Schalen im Boden, da, wo Wild flüchtig wird, besonders dann, wenn es getroffen ist.

Digitized by Google



M. Steckel phot. *Fürstl. Plesser Forst, Revier Cielmitz, Mai 1908.*

Streitende Frischlinge.
Sus scrofa L.



A. Schrammen phot. *Saupark Springe, Juni 1907.*

Schwarzwild, Bachen mit Frischlingen im gemeinsamen „Kessel".
Sus scrofa L.

Digitized by Google



C. Doench phot. *Saupark Springe, April 1908.*

Bache mit Frischlingen.
Sus scrofa L.



M. Steckel phot. *Fürstl. Plesser Forst Revier Cielmitz Mai 1908.*

Alter Basse.
Sus scrofa L.

Digitized by Google



G. Wirsing phot. *München, Forstenrieder Park, Juni 1907.*

Ruhende Frischlinge.
Sus scrofa L.

A. Schrammen phot. *Saupark Springe, April 1908.*

Bache mit älteren Frischlingen.
Sus scrofa L.

Digitized by Google



A. Schrammen phot. *Saupark Springe, April 1907.*

Rotte brechender Sauen auf einem Abtrieb.
Sus scrofa L.

A. Schrammen phot. *Saupark Springe, April 1908.*

Keiler und Bache vor dem Beschlag.
Sus scrofa L.

Digitized by Google

Diesen kleinen Mahnspruch könnte man jedem jungen Jäger ins „Poesiealbum" schreiben. —

* * *

Seine Nahrung verschafft sich das Schwarzwild zu erheblichem Teile aus dem Erdboden, woraus erhellt, daß harte Winter, hoher Schnee und strenger Frost ihm weder angenehm noch dienlich sind, daß sie ihm das Weiße (Fett) von den Rippen wegzehren. — Da muß dann der umsichtige Heger eingreifen und Futter spenden, das von den darbenden Sauen ohne Zaudern und dankbar angenommen wird. — Der Schnee bringt aber dem Schwarzwilde noch in anderer Weise Gefahr und unruhige Tage, denn sobald er gegen Morgen frisch gefallen ist („eine Neue" nennt man dieses an sich so harmlose Naturereignis), macht sich die Jägerei mit Fleiß und Lust ans Abspüren, um zu erkunden, wo Sauen in den Dickungen stecken, die leise und achtsam umschlagen (umkreist, umgangen) werden.

„Hier steht die Fährte zur Schonung hinein — heraus führt sie nicht; also haben wir die Sauen fest!" — So überlegt der hübsche Forsteleve Heimsell, als er — den Hügelweg herab — wieder an der Wröbbelbrücke angelangt ist, wo er seinen Marsch begonnen hat. — „Eine Rotte von sieben Stück, fast alle gleichmäßig stark. Außerdem eine einzelne Fährte, die ganz was anderes verspricht; das mußte mindestens ein hauendes Schwein sein." — Kaum eine Stunde später ist seine Meldung in der Oberförsterei, wohin einige andere Einkreiser schon zurückgekehrt sind.

Ohne Verzug trabte nun ein reitender Bote mit Einladungen zur nahen Stadt, und nach Verlauf von zwei Stunden klingelten ein paar Schlitten durch den von der Sonne mit glitzernden Diamanten überstreuten Wald heran. —

Die Jagdgesellschaft war versammelt und schlug alsbald den Weg zu den Hächerbergen ein. Frau Holle hatte es gut gemeint und Himmelsdaunen im Überfluß herabgeschüttelt; unter der Last des Anhanges *) schienen die Kiefern zu ächzen; manchem Weidgenossen wurde warm vom Stapfen, und er knöpfte den Rock auf. — — —

Endlich am Ziel. — Die Stände werden verteilt: „Bitte, hier. Treiben kommt von der Trift. Folge zur Wröbbelbrücke." (Geflüsterte Weisung). „Danke." — „Weidmannsheil!" — Forstmeister Kasper, sein Zögling Heimsell und Dr. Trifol bezogen die Posten auf dem Rückwechsel. —

Feierliches Schweigen lagert über dem unter weicher weißer Decke schlummernden Forst. — Jetzt unterbricht sie das Gekrätsch eines Hähers. — Dompfaffen locken in den Bäumen des Altholzes . . .

Und dann? — Ein Hornsignal zittert durch die reine, klare Luft — —: Obertreiber Rohde ist mit vier Holzhauern, die ihren Weg kennen wie alte Postpferde, in die Schonung eingedrungen.

---

*) Schnee, der auf den Zweigen liegt und oft Bruchschaden zur Folge hat.

Digitized by Google

Richtigen Abstand voneinander halten die braven Leute, deren Interesse am Gelingen der Jagd kaum geringer ist als das der vorstehenden Schützen. Natürlich hat Rohde seinen von ihm unzertrennlichen Hund mit; „Druff" ist sein Name, weiß mit rotgelben Flecken seine Farbe, die Läufe sind ziemlich kurz, die Rute trägt er kühn aufwärts geschwungen, und sein Gesichtsausdruck ist ein Gemisch von Unverschämtheit und Gutmütigkeit. Sein Vater war ein berühmter Langhaarteckel und seine Mutter eine schneidige Foxterrierhündin. Noch ist „Druff" angeleint. Er ist kaum zu bändigen, hechelt und mieft vor Rauflust. — Warte nur, Kerlchen, du wirst bald genug Arbeit bekommen.

Hochgespannt ist die Aufmerksamkeit der Jäger — sie lauschen — —. Der Doktor reckt sich und faßt den Schaft der Doppelbüchse fester; er hat ein verdächtiges Geräusch vernommen. Noch einmal. Schon will er in Anschlag gehen —, doch er läßt die Waffe wieder sinken: nur Rotwild tritt aus der Dickung, ein schwaches Rudel, überfällt den Graben jenseits des Weges und zieht dann über einen Kahlschlag weg. —

Wieder die gleiche Stille. — Die Erwartung wächst. — — „Hallo!" — Ruf und schallender Gegenruf drinnen im Trieb. Man unterscheidet das Wort „Sauen". Hundegebell, das aber sofort verstummt. —

Rohde war über Erwarten schnell auf den Kessel der sieben Borstigen gestoßen und hatte sie gleich rege gemacht. Sie nahmen Richtung nach der Front, wo dann in rascher Folge drei Schüsse fielen . . .

Weiter bewegt sich die Treibwehr — langsam — in Pausen an die Stämmchen klopfend, bis sie nach einer Viertelstunde mühsamen Schiebens und Zwängens auf dem Wege erscheint, wo die Mehrzahl der Schützen steht. — Die Leute haben sich zu Kapuzen eingestülpte Kartoffelsäcke über die Köpfe gezogen und mit Stricken um den Leib festgebunden: lebendige Schneemänner.— Alle Jäger bleiben natürlich auf ihren Posten, bis die Jagd abgeblasen ist; nur der Forstmeister verläßt den seinen und begibt sich dorthin, wo geschossen wurde.

Die Rotte ist zwischen Hauptmann von Nimar und Förster Essem durchgebrochen, in voller Flucht; aber eine Schneewehe vor der gegenüberliegenden Schonung bremste die hastige Fahrt ein wenig, und hier erreichten die Kugeln der Genannten ihre Ziele: mit Hochblattschuß lag eine Bache im Feuer, und ein Überläufer schweißte stark, war aber imstande, den fünf, mit heiler Haut Entwischten noch zu folgen. Das dritte Geschoß hatte einem Stück den Bürzel gestutzt: die Quaste war glatt abgetrennt; sie wurde hernach gefunden und dem Hauptmann, der die Bache erlegt hatte, mit einem Scherzwort an den Hut gesteckt.

Der Forstmeister gratulierte in Eile und sagte: „Wir müssen nun hören, ob das einzelne, von Heimsell gespürte Schwein irgendwo bemerkt wurde, ob es aus dem Trieb heraus ist." — Die Treiber wußten nichts, und als ein schnelles Befragen der Schützenlinie ebenfalls ein negatives Ergebnis hatte, wurde angeordnet und von einem zum andern weitergesprochen, daß dieselbe Dickung noch einmal durchgedrückt werden solle, und zwar in entgegengesetztem Strich. — Als geziemende Zeit um war, gab Rohde mit dem Pleßhorn

Digitized by Google

wieder das Zeichen zum Beginn. Nunmehr wurde der ungeduldige „Druff" bald von der Halsung befreit und war im Husch verschwunden. — Etwa fünf Minuten mochten vergangen sein, da vernahm man des Stöberers helles Hetzgebell „Jiff-Jeff-Jiff-Jeff-Jiff", hin und her — —.

Der Hund ist sicher an dem Keiler, der sich beim ersten Treiben hat übergehen lassen. — Alles horcht und horcht. — Wem wird Diana ihre Huld erweisen? — Und sie beschließt, daß der Eleve in Anerkennung für sein unverdrossenes Spüren der Glückliche sein soll.

Heimsell stand unfern der Wröbbelbrücke, fünfzig Schritt unter Wind von dem Wechsel, auf welchem der Eingänger seinem Lager zugestrebt war. Er hatte erst ein Stück Schwarzwild erlegt, einen Frischling, der den Weihnachtsbraten lieferte. — Sobald er am Hals (dem Gebell) des Hundes merkte, daß die Jagd sich nähere, schlug ihm das Herz bis in die Kehle; leicht geöffnet war sein Mund, er hörte das Pochen drunten in der Brust. Aber er bezwang die Erregung, und als einer der Treiber, an welchem Sau und Hund vorbeistürmten, schrie: „Achtung — Rückwechsel!" da war der junge Grünrock wie „auf Druck" ruhig geworden. —

Kratsch — die Zacken der gedrängt stehenden Randkiefern fliegen zur Seite, Schnee stäubt auf, und aus der wirbelnden Wolke taucht ein schwarzer Schatten hervor, ein klobiger Basse.

Heimsell schoß. — Er hatte sich vorher stillschweigend die Regeln wiederholt, die ihm sein Lehrmeister auf dem Scheibenstand erteilte, er war gut drauf gewesen, als der Finger den Abzug berührte, und doch — ob nicht vielleicht? — Welcher Weidmann kennt sie nicht, diese abscheulichen Zweifel in ähnlicher Lage. —

Nun, Diana hatte gelächelt, und Heimsell „atmete tief und atmete lang" (wie der Taucher im rosigen Licht), als er, — nachdem das Treiben beendet war — auf dem Anschuß Schweiß und Schnittborsten fand.

Andere Schützen kamen heran, mit ihnen der Forstmeister. — Zunächst mußte Heimsell den Hergang schildern und dann den Schuß ansprechen. Dieses geschah zur Zufriedenheit des Forstmeisters und — Rohdes, von dem alle Welt behauptete, daß er eine Wundfährte besser halten könne als ein Schweißhund vom Harze. Da Lungenschuß als sicher angenommen wurde und der Keiler nicht im Krankwerden gestört werden durfte, so beschloß man, erst den Überläufer des Försters Essem zu suchen. — Gesagt, getan. Der Schütze hatte gleich geäußert, daß er, durch seinen Mantel behindert, schlecht abgekommen sei; das heftige Klagen*) des Stückes und das Fährtenbild ließen vermuten, daß es einen Laufschuß habe. Daher schnallte jetzt Rohde seinen Hund gleich am Anschuß und ermunterte ihn (was aber ganz überflüssig war) mit dem Zuruf: „Such, such, mein ‚Druffchen'! Hu, faß ihn, faß ihn!" — Weg war „Druff". — Nicht lange brauchten die Männer zu warten. — „Jauff-Jauff-Jauff —." „Nanu?" meinte Rohde verwundert,

*) Dieses Klagen des Schwarzwildes bei Knochenschüssen klingt ebenso wie das Schreien des Hausschweines, wenn es „zur Schlachtbank geführt" oder sonst unsanft angefaßt wird. — Starke Schweine geben bei schmerzhaftesten Verwundungen keinen Laut der Klage von sich.

„der hetzt doch nich —; is das Standlaut? — I bewahre, er hat'n schon und verbellt tot." — So verhielt es sich wirklich: man ging dem „Jauff-Jauff" nach und fand den Überläufer, „Druff" siegesbewußt mit den Vorderläufen auf ihm.

Das Geschoß hatte allerdings den Oberschenkelknochen, kurz über dem Kniegelenk, getroffen, dann aber eine große Schlagader zerrissen, so daß bald Verblutung eintrat. Das Stück wurde ohne besonderen Kraftaufwand herausgetragen und neben die Bache gelegt; beiden steckte man einen kleinen Kiefernzweig ins Gebrech.

Einer der Treiber wanderte zur Oberförsterei, um den Wildschlitten zu holen. — Die Jagdgesellschaft begab sich abermals zur Brücke. — Einige Herren lehnten sich gegen das Geländer, andere nahmen auf ihren Jagdstühlen Platz; man rauchte, plauderte, erzählte Abenteuer auf früheren Saujagden und — wie üblich — die neuesten Witze, über die aber nicht gar zu laut gelacht werden durfte, weil man nicht wußte, wie weit der angeschweißte Keiler geflüchtet war; er konnte ja ziemlich nahe beim Sammelplatze im Wundbette sitzen.

In Heimsells Seele stritten noch Hoffen und Bangen. So geht es wohl vielen, denen eine Freude in Aussicht steht, die so groß, so außergewöhnlich ist, daß immer wieder verstohlen die Besorgnis sich regt, ob sie nicht noch in letzter Sekunde zerstört, vereitelt werde. — Hätte freilich der Eleve das Lächeln Dianas gesehen, so wäre ihm aller Zweifel geschwunden. —

Man langweilte sich nicht. — Eine Stunde mochte verstrichen sein, als Kasper die Uhr zog. Rohde bemerkte es und beantwortete einen fragenden Blick mit zustimmendem Kopfnicken. — „Hegemeister Philipp, Sie stellen wohl einige Schützen auf dem Klosterwege vor und zwei oder drei — na, Sie kennen ja die Wechsel. Wir machen's hier doch nicht zum ersten Male." — „Ich weiß schon, ich weiß schon," erwiderte der Angeredete. —

Der Forstmeister, Heimsell und Rohde blieben beim Anschuß, bis eine Viertelstunde vergangen war. Dann wurde „Druff" am Riemen zur Fährte gelegt, nahm sie mit Leidenschaft auf und führte über eine lichte, der Nachbesserung harrende Stelle der Schonung dahin; seine Rute pendelte in tollen Schwingungen.

„Sachte, sachte," mahnte Kasper, der mit Heimsell folgte, „nicht zu hitzig, Rohde! — Heimsell, Sie sind doch schußfertig?" — „Jawohl, Herr Forstmeister." — „Aber noch nicht entsichern!" —

Die Schonung wurde dichter und dichter, bald so dicht, daß man keine drei Schritt weit Umschau hatte, was vorwiegend durch die Schneepackung bedingt war. — „Halt!" — Die drei pusteten schon; der Hund zog keuchend an der Leine und wollte mit aller Gewalt vorwärts. — „Ich glaube, wir müssen schnallen," flüsterte Rohde, „es bleibt nichts anderes übrig; sonst passiert noch ein Unglück." — „Ja, das denk ich auch," stimmte der Forstmeister zu.

Rohde hatte Mühe, das kleine ungebärdige, strampelnde Tier so lange zu bändigen, bis die Halsung wich. — Nun aber hinein in das schier unentwirrbare Zackengeflecht — —. Es währte knapp eine Minute, da wurde „Druff"

Digitized by Google

laut, aber sein tieferes „Jauff-Jauff" wechselte mit dem höheren, wütenden „Jiff, Jeff, Jeff". Das sind Töne, für welche der Ausdruck „keifen" nicht übel gewählt ist. Bisweilen heulte der kleine mutige Kerl auf. Das tat er dann, wenn der Keiler ihn zu schlagen trachtete. Geschickt wich er aus. Er kannte diese Fechtweise seines Gegners, der mit dem Gebrech knappte und die Waffen wetzend aneinander klingen ließ. Schaum, rot von Schweiß, flog umher, wenn der Basse den Kopf zur Seite warf . . .

Nun hieß es für die Nachsuchenden mit äußerster Vorsicht und Behutsamkeit näherpirschen, um nicht von der groben Sau angenommen und vielleicht lebensgefährlich verletzt zu werden. —

„Ruhig, ruhig, Heimsell! — Schritt vor Schritt weiter — auch mal in die Pflanzreihe nebenan treten, wo Sie möglicherweise mehr sehen können."

„Jauff-Jauff! — Jiff-Jeff-Jeuff!" — und winselndes Knurren —.

Die Aufregung steigt. Ebenso aber wächst der Zwang zur Ruhe. — Nichts für Salonleute. —

Da erblickt Rohde seinen Hund, der mit eingeklemmter Rute, vorn ein wenig niedergeduckt, stets zum Ausweichen, zum Rücksprunge bereit ist; — vom Keiler noch keine Borste. Der sitzt wuchtig auf den Keulen, — grollt und brummt ab und zu.

„Wir müssen mehr nach links. — Vorsicht, Vorsicht! — St! hier, hier." — Und der Forstmeister zupft seinen Eleven am Rockärmel: „Sehen Sie da das Dunkle?" Heimsell bückt sich etwas: „Ja, ja," kommt es mit verhaltener Stimme zurück, „aber erkennen kann ich nichts." — Da erspäht der Forstmeister, wahrscheinlich bei einer Drehung des Keilers nach dem unverschämt andringenden Hunde, die Umrisse des zottigen Wildes. — Zaudern oder Hinundherreden ist hier nicht angebracht. — Die Büchse entsichern, in Anschlag gehen und schießen — das Werk eines Augenblicks. — Sofort rasselt das Schloß des Repetiergewehres und eine neue Patrone steckt im Lauf. — — Beide Jäger stehen tatbereit und bohren die Augen in die Wand, welche sie von Hund und Keiler trennt. — Kommt er? — Einzig diese Frage erfüllt und beschäftigt sie; Sekunden dehnen sich endlos. Aber gleich löst sich die Spannung. Ein wirres, dumpfes Getöse hat sich erhoben: Zweige knacken und brechen, Bäumchen werden geschüttelt, als sollten sie aus der Erde gerissen werden, Schnee fliegt in Flocken und Ballen umher. — Und „Druff"? — Er schweigt. Hat ihn das scharfe Gewehr des Keilers doch zuguterletzt gefaßt, den Überdreisten?

„Bleibt mal da!" — Der Forstmeister biegt die Zacken auseinander und öffnet sich eine Bahn — horcht. — Was ist das für ein Geräusch? — Näher hinzu — und: „Horrido!" entringt es sich jubelnd der rauhen Kehle. „So recht! Faß, mein Hund! Faß!" —

„Druff" hatte den plötzlich in sich zusammengesackten, machtlos gewordenen Feind am Halse gepackt und würgte so giftig, als wenn er fürchtete, jener könne am Ende doch noch entwischen, wenn nicht er, der tüchtige „Druff", ihn festhielte. Ein Künstler hätte diese Szene malen und das fertige Bild betiteln sollen: „David und Goliath." —

Digitized by Google

Stiller wurde es auf der Walstatt, nach und nach ganz still, bis auf das Zerren und Knurren des rachedürstigen Teckelterriers — —.

Die Männer treten herzu und stehen nun vor dem Hauptschwein. Heimsell ist fast überwältigt von Freude und Stolz (wer wollte es ihm verdenken?), als sein graubärtiger Lehrherr ihm kräftig die Hand drückt und einen vom purpurnen Schweiße des Keilers angeröteten Bruch überreicht.

Des Forstmeisters Kugel war dem Schwarzen dicht hinter dem rechten Gehör in den harten Schädel gedrungen; Heimsells Schuß saß so, wie er angesagt worden war.

Rohde blies „Sau tot!" und blieb mit Heimsell bei der Beute, während Kasper sich zur Trift zurück begab, um die Holzhauer zum Herausschleppen des gewichtigen Stückes nach der Stelle hinzuschicken, wo sich der grünweiße Waldvorhang über dem wechselvollen Leben eines Recken geschlossen hatte, der eine Zierde seines Stammes gewesen war.

* * *

Als direkter Vorfahr des zahmen Schweines hat das wilde der Menschheit einen Dienst erwiesen, für den man ihm „ewig dankbar" sein sollte. Aber der Welt Lohn ist bekanntlich schnöder Undank, und nun heißt es: „Der Keiler hat seine Schuldigkeit getan; der Keiler kann gehen." Man könnte auch, sich enger an den „Fiesco" haltend, sagen „der Mohr", weil Schwarz des Keilers „Leibfarbe" ist. Deshalb bezeichnet man eben die ganze borstige Gesellschaft gemeinhin als Schwarzwild, wobei aber wohl der Gesamteindruck ausschlaggebend sein dürfte, denn die Farbe des Wildschweines ist in der Hauptsache ein nicht leicht bestimmbares Schwarzgrau, das bei manchen Stücken (zumeist im Winter) dunkler erscheint, bei anderen heller, bei diesen ins Eisgraue, bei jenen wiederum ins Rostbraune spielt. Manche Sauen geben einem fast ganz schwarzen Gewande den Vorzug, was vielleicht unter ihnen als „vornehm" gelten mag. In einem brandenburgischen Revier lebte vor vielen Jahren ein so gefärbter Keiler, der bei der Jägerei den Spitznamen „Schornsteinfeger" erhalten hatte. Kommen hier und da gefleckte Stücke vor, so hat man es höchstwahrscheinlich mit Kreuzungen zwischen Haus- und Wildschwein zu tun, die in manchen Gegenden, wo die zahmen Schweine zur Mast in die Wälder getrieben werden, gar nicht so selten sind. Solche Schecken haben auf gelblich- oder rötlich-weißem Grunde scharfumrandete, tiefschwarze Flecken; es sieht ungefähr so aus, als wenn weiße Leinwand mit Tinte bespritzt ist.

Und wie präsentiert sich der Keiler weiter in seinem Äußeren? Wir wollen ihn samt Gattin und Sprößlingen in einem Familienbilde „aufnehmen".

Zuvor aber scheint es ratsam, daß wir uns am Waldrande, mit Ausblick auf blau duftige Fernen, von lichtgrünen Fächern der Frühlingsbuche beschattet, zu kurzer Wanderpause und einer — sagen wir mal — jagdphilologischen Unterhaltung behaglich niederlassen. Der muntere Buchfink mit seinem hellschmetternden Schlag und die herzige Lerche, die unermüdlich „an ihren Liedern emporklettert", sie mögen zu dem immerhin etwas prosaischen, wenn auch durchaus

Digitized by Google

„löblichen Tun" die Begleitmusik liefern. — Da nämlich unsere Jägersleute entrüstet und fast gekränkt sind, wenn sie irgendwo Verstöße gegen die Weidmannssprache hören oder lesen, in deren mündlichem Gebrauch aber viele von ihnen selbst nicht völlig sattelfest sind (denn sie hat ihre Mucken!), so nehmen wir gleich hier eine Zusammenstellung derjenigen Wörter und Wendungen entgegen, welche — eben in jener Redeweise — auf das Schwarzwild Bezug haben. Die (mehr als fünftausend Ausdrücke umfassende) Weidmannssprache und die weidgerechte, d. h. nach den geltenden Regeln ernsthaft betriebene Jagd sind schlechterdings nicht zu trennen, und deshalb soll man auch, wo vom Wilde die Rede ist, für ihre Kenntnis und Erhaltung eintreten und auch jenen Kreisen ihre Bekanntschaft zu vermitteln suchen, welche nicht mit Hund und Waffe im Dienste Dianas zu Holze ziehen. Es sei bemerkt, daß hinsichtlich der Herkunft und Entstehung mancher Wörter der Weidmannssprache noch Unklarheiten bestehen, über welche Vermutungen und Gründe des persönlichen Geschmackes natürlich nicht hinweghelfen. Wird doch sogar noch über den wahren Ursprung der Silbe „weid" (oder „waid") gestritten.

Doch nun zur Sache. — Nicht Wildschweine sagt der Jäger, sondern Schwarzwild oder Sauen (niemals Säue!). Das männliche Stück heißt Keiler, nicht Eber oder gar „Hauer", wie in einem berühmten Wörterbuche steht, und selten Bacher, als zur Bache, seiner borstigen Gattin, gehörig. Keiler ist abzuleiten von keilen = schlagen, hauen; Bache wird auf ahd.*) bacho (mhd. bache) zurückzuführen sein, wo es Schinken und Speckseite bedeutet. — Das Jungvolk, im ersten Lebensjahre Frischlinge, rückt im nächsten zum Range der Überläufer auf; das weibliche Stück wird dann zur zwei- und weiter zur dreijährigen, noch später zur starken oder groben Bache. Der vierjährige Keiler nennt sich stolz angehendes Schwein, der fünfjährige hauendes oder gutes Schwein; mit sieben Lenzen wird er Hauptschwein, grobes Schwein, wohl auch grobe Sau. Von geringeren Stücken als von „groben Sauen" zu sprechen, ist wenig angebracht, und wäre ungefähr dasselbe, als wenn man Gabelböcken oder Sechsenderhirschen das Prädikat „kapital" beilegen würde. — Das Heiratsfest des Schwarzwildes spielt sich in der Rauschzeit ab (die Sauen rauschen dann), und vier bis fünf Monate danach erlebt Frau Bache Mutterfreuden, sie frischt, bringt vier bis zwölf allerliebste Junge zur Welt. Frischling ist = ahd. frisking, mhd. vrisching, in der erweiterten Bedeutung: junges Tier im allgemeinen. — Das Maul wird Gebrech genannt, die Nase Rüssel; dieser endigt in dem Wurf, einer knorpeligen Scheibe. Sehr bezeichnend ist der Ausdruck Gewehre für die oft mächtigen unteren Eckzähne des Keilers; die oberen heißen Hadrer, selten Wetzer, und bei der Bache spricht man diese Gebilde als Haken an. — Augen: Lichter; — Ohren: Gehöre, Schüsseln, selten Teller; — der Schwanz: Bürzel, selten Ringel, Leier usw.; — das Fell: Schwarte, die mit Borsten, im Winter aber auch mit wolligem, vor Kälte schützendem Unter-

*) ahd. = althochdeutsch, mhd. = mittelhochdeutsch.

Digitized by Google

haar bedeckt ist. — Die Afterklauen*) an den Läufen (Füßen): Geäfter; — das Fett: Weißes; — die Nahrung: Fraß oder Gefräß. — Wühlt Schwarzwild den Boden auf, so bricht es, steht im Gebräche. — Mehrere Sauen vereint bilden eine Rotte; sie schieben sich ein in den Kessel, einzelne dagegen in ein Lager. — Machen sie Front gegen verfolgende Hunde, so stellen sie sich, gehen sie auf lästige Angreifer los, so nehmen sie an; der Keiler streitet gegen die ihn umkläffende Meute, er schlägt den Feind mit gefährlichem Gewaff. — Erlegtes, zur Strecke gebrachtes Schwarzwild wird, wie der Dachs, abgeschwartet; im übrigen gelten von ihm die gleichen Ausdrücke, deren sich der Weidmann vom Rot- und Damwilde bedient. —

* * *

So — unsere Rast ist zu Ende. Fink und Lerche, habt Dank. —

Wir sind auf dem Wege zu einem berühmten gräflichen Saupark und erreichen nun bald unser Ziel. Am Gattertor empfängt uns der biedere Forstwart, übernimmt die Führung, und es wird ihm nicht schwer, uns einige seiner geliebten, an Witterung und Anblick des Menschen gewöhnten Pfleglinge zu zeigen. Dabei erzählt er uns allerlei Geschichten vom Schwarzwilde und bereichert unsere Kenntnis durch manchen bemerkenswerten Zug, den wir gern diesem Lebensbilde einfügen werden. — Ja, er weiß Bescheid, der Alte! Jahrzehntelang hat er Sauen gehegt, erlegt und hat Saujagden mitgemacht in Deutschland, Rußland und Ungarn, bis er zuguterletzt diesen beschaulichen Posten hier bezogen hat im stillen Waldhause, das malerisch vor einer Gruppe himmelhoher Rottannen liegt, deren volles Gezweige bis auf den weichen grünen Moosteppich herniederschwebt — —.

* * *

Sehen wir uns nun die einzelnen Mitglieder der hochachtbaren Familie Wutz (wie wir sie nennen wollen) näher an. — Rüssel, Gehöre und Bürzel sowie der untere Teil der Läufe sind schwarz**), Nasenrücken und Wangen eisgrau gesprenkelt, und eine Art Krone oder Mütze zwischen den Gehören und auf der Stirn, die allerdings erst mit zunehmendem Alter in die Erscheinung tritt, ist mattbraun. Hervorragende Jagdmaler, unter anderen Christian Kröner (†) und Freiherr von Stenglin (†) haben starke Sauen mit dieser den Kopf viel ausdrucksvoller machenden „Frisur" meisterhaft dargestellt. — In Jagdschriften wird eine weiße Sau vom Reinhardswalde an der Weser erwähnt; eine isabellfarbene wurde in der Gegend von Hameln erlegt. Fälle von Albinismus und Flavismus sind also beim Schwarzwilde nicht ausgeschlossen. —

Wie bei verschiedenen anderen Tierarten tragen auch die Kinder des Ehepaares Wutz in früher Jugend ein im Gegensatze zum schlichten Wams

*) Die Hufe der schwach entwickelten zweiten und fünften Zehe, welche erhöht an der Rückseite des Fußes sitzen.

**) Bei den gescheckten auch weiß.

Digitized by Google

der Alten recht buntes Kleidchen; man vergleiche damit z. B. die hübsche Zeichnung des zierlichen Rehkitzchens und des reizenden Fasänchens. — Die Grundfarbe der Frischlinge ist ein mäßig dunkles, nicht ganz reines Braun, das auf den Seiten von weißgelblichen Längsstreifen unterbrochen wird; auf den Keulen stehen unregelmäßige helle Flecken; die Rückenlinie ist schwärzlich; der Bauch, die Läufe (im unteren Teile) und das frechvergnügte Gesichtchen sind heller, etwa gelblichgrau, ein wenig gebräunt. Zum Herbste ziehen die Frischlinge diese lustige Jacke aus, Streifen und Flecken verschwinden, und nun trägt die kleine Gesellschaft ein unscheinbares bräunlich-schwarzgraues Habit. Keiler und Bachen sind übrigens in der Färbung einander gleich; durch Stärke und markigere Figur aber sticht Herr Wutz in reiferem Alter von seiner Gattin ab. — Die Streifung der Frischlinge hat man als ein Rückbleibsel aus grauer Vorzeit zu betrachten. Der Jugendzustand eines Einzelwesens zeigt hier wie auch an anderen Stellen des Tierreiches eine Erscheinung (in unserem Falle die Färbung), welche in weit zurückliegenden Epochen der Erdgestaltung seinen Urahnen auf Lebenszeit eigen war; die Entwicklungsgeschichte des Individuums wiederholt sonach gewissermaßen die geschichtliche Entwicklung der Art. Dieses wunderbare Verhältnis hat E. Häckel das biogenetische Grundgesetz genannt und kurz so gefaßt: „Die Keimesgeschichte ist eine kurze Wiederholung der Stammesgeschichte."

Die Borsten des Schwarzwildes stehen im Sommer nicht so dicht wie im Winter; sie sind am Unterhalse und Hinterleibe nach vorn, im übrigen schwanzwärts gekehrt, auf dem Rücken und im Nacken erheblich verlängert und den Kamm bildend, der in Wut oder sonstiger Erregung „drohend" aufgerichtet wird; man erinnert sich der Redensart „Ihm schwillt der Kamm". Auf einigen Stellen der Schwarte wachsen Borsten, deren Spitze gespalten ist. Die längsten Borsten des Kammes heißen „Federn" und werden, zu einem Bündelchen vereinigt, vom Erleger einer groben Sau (ebenso wie der „Gemsbart" vom Hochgebirgsjäger) mit berechtigter Genugtuung auf dem „schweißbedeckten" Hute getragen. Das Wort „Saufedern" hat also zwiefache Bedeutung, denn die spießartigen Waffen, welche zum Abfangen von angeschossenen oder durch die Hunde „gedeckten" Sauen gebraucht wurden und — wenn auch selten — noch gebraucht werden, nennt man ebenfalls so. — Der Bürzel (vom alten Worte Burz = Sturz, Abfall, Abgestumpftes) endigt in einer Quaste aus leicht gewellten biegsamen Langborsten und reicht bis über das Sprunggelenk hinab. Frau Wutz geht einfach und in gröberem Gewande einher als ihre behäbige zahme Base Frau Nutsch, die mit einem rosigen Ringelschwänzchen kokettiert. Sie hält sich wegen ihres unmittelbaren Verkehrs mit dem Menschen natürlich für „feiner", und sie ist ja in der Tat — scherzhaft gesprochen — „hoffähig". Deshalb trägt sie auch wohl die Nase höher als die nach ihrer Ansicht ungebildete Wutzfamilie. — Was aber diese Haltung der Nase anlangt, so hat es damit schon seine Richtigkeit, wovon sich selbst jeder Großstadtbewohner überzeugen kann, wenn er sich die geringe Mühe gibt, den im Schaufenster des Fleischerladens ausliegenden, sauber geputzten Kopf eines Hausschweines mit dem einer Wildsau im Zoologischen Garten zu vergleichen: der letztere

Digitized by Google

ist länger gestreckt und geradlinig, was freilich erst am Skelett ganz augenfällig wird; die Köpfe der modernen, hochgezogenen Schweinerassen haben im Profil einen bald mehr, bald weniger deutlichen Knick, den, nach Beobachtungen von Heck, merkwürdigerweise schon der im Revier geborene, aber in der Gefangenschaft aufgezogene Frischling späterhin bekommt. Die Seitenansicht des Kopfes eines englischen Fett- oder deutschen Edelschweines zeigt, daß der vorhin gebrauchte Ausdruck „Hochnasigkeit" durchaus nicht weit hergeholt ist. —

Die Länge des ausgewachsenen Wildschweines von der Rüsselscheibe bis zum Rumpfende mag im Durchschnitt mit $1^1/_2$ m anzugeben sein, doch wird dieses Maß stellenweise überschritten; die Länge des Bürzels 22 cm, die vordere Höhe 90 cm, die hintere 85 cm. Das nach Jahreszeit, Gegend und Nahrungsmenge starken Schwankungen unterworfene Gewicht wird geschätzt für starke Keiler auf 150—200 kg, für Bachen weniger, für Überläufer auf 25—70 kg, für Frischlinge im Durchschnitt 25 kg. Von einem selten groben Keiler mit dem fabelhaften Gewicht von 7 Zentnern berichtet Radde. Dieser Basse stammte aber aus dem Kaukasus, wo das Schwarzwild ausnehmend stark wird. Die Altersbestimmung eines Wildschweines nach Gewicht und Maß kann füglich nur wenig Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben, man muß sich vielmehr bei ihm wie auch bei anderem Hochwild nach dem Gebiß richten. Die mit den Jahren platzgreifenden Veränderungen der Zähne zu beschreiben, das würde über den Rahmen dieser Abhandlung weit hinausgehen. Wer sich — als Jäger — dafür interessiert, der mag in Werken über Jagdtierkunde die betreffenden Abschnitte vergleichen.

Des Schwarzwildes Heimat erstreckt sich von der Nordsee und dem Baltischen Meere südwärts über ganz Europa und den Nordrand von Afrika, über Asien bis weit in den Osten hinein (im nördlichen Teile dürfte der Amur als ungefähre Grenze seines Vorkommens gelten). Bei den Wildschweinen dieses ungeheuren Verbreitungsgebietes lassen sich mehrere Lokalformen erkennen. —

Die Erscheinung des Wildschweines hat unstreitig etwas Imponierendes, Ernstes, mitunter Finsteres und paßt trefflich zum Waldesdunkel; die flinken, spielfrohen Frischlinge und die Überläufer bilden hiervon naturgemäß eine Ausnahme. — Einem groben, besonders selbstbewußt dreinschauenden Keiler verleiht der Jäger den Ehrentitel „grimmer Basse", auch werden die Sauen öfters als „ritterliches Wild" bezeichnet. Das Beiwort w e h r h a f t oder s t r e i t b a r dürfte aber zutreffender sein, denn wenn auch der angeschweißte Keiler sich ohne Zagen und mit eiserner Entschlossenheit zum Kampfe stellt, den unbedacht sich nähernden Feind annimmt und bereit ist, ihm schwere Wunden zu schlagen, wenn ferner die Bache mit Todesverachtung ihre Kinder verteidigt, und wir beiden deswegen die schuldige Achtung gewiß nicht versagen, so muß doch nicht vergessen werden, daß andere Tiere in ähnlichen Lagen auch hohen Mut zeigen, nur daß sie weniger „schreckenerregend" und wild aussehen und nicht über Waffen verfügen, wie sie dem Schwarzwilde zu Gebote stehen. Der Anblick eines vor Wut schäumenden hauenden Schweines ist gewiß geeignet, einem Neuling oder mäßig beherzten Menschen Furcht einzuflößen. Aber liegt in dem Angeführten allein

Digitized by Google



A. Schrammen phot. *Saupark Springe, Mai 1907.*

Starker Keiler, sichernd.
Sus scrofa L.



A. Schrammen phot. *Saupark Springe, Januar 1907.*

Schwarzwild in der Rauschzeit.
Sus scrofa L.

Digitized by Google



G. Wirsing phot. *München, Forstenrieder Park Mai 1906.*

Schwarzwild, Keiler an der Suhle.
Sus scrofa L.

Digitized by Google



A. Schrammen phot. — Saupark Springe, April 1908.

Schwarzwild im Buchenschlag; im Vordergrund ein starker Keiler.
Sus scrofa L.

Digitized by Google



F. W. Oelze phot. *Kleiner Deister b. Hannover, Juli 1908.*

Frischlinge, sich wärmend.
Sus scrofa L.

Digitized by Google

schon der Begriff der „Ritterlichkeit"? Das bleibe dahingestellt. Beim Werben um die Gunst der Bache benimmt sich der Keiler jedenfalls so unritterlich wie nur möglich, indem er sie mit dem Gebrech roh und rücksichtslos knufft und pufft, in Wirklichkeit ein „grober" Kerl! Wollte jemand, der mit dem Schwarzwilddialekt vertraut ist, ihn wegen seiner Unmanierlichkeit tadeln und schelten, so würde er zu seiner Entschuldigung wahrscheinlich erwidern, man solle sich gefälligst an den Pascha des Hühnerhofes oder an Herrn Erpel und an den „König der Wälder", den Rothirsch, wenden, der die Schönen des Brunftrudels bisweilen sehr unsanft seine Tyrannei fühlen läßt. — „Faule Ausrede, verehrter Herr Wutz! — So ungeschliffen wie Sie benimmt sich doch keiner der Genannten." — Tatsache ist freilich, daß Frau Wutz sich derartig brutale Liebkosungen ruhig gefallen läßt und sich ihnen nicht etwa durch schleunige Flucht zu entziehen trachtet. — Das Wort R a u s c h zeit paßt ausgezeichnet auf die Vorgänge, deren Zeuge der Wald in jenen Tagen wird, wenn sich die sonst ein Einsiedlerleben führenden Keiler bei den Bachen einfinden. Dies geschieht von Ende November bis Mitte Januar, doch treten je nach den Mast- und Witterungsverhältnissen zeitliche Abweichungen ein, so daß man junge Frischlinge dementsprechend früh oder spät im Jahre antreffen kann. — Daß so herrische, kraftstrotzende und gut bewaffnete „Ritter" aus Eifersucht mit jedem Gegner ohne viel Federlesens anbinden, versteht sich von selbst. Es geht nicht gerade sanft und zart her bei diesen Turnieren; man zielt zumeist nach den Seiten des Rivalen, aber die Schwarte ist glücklicherweise ungemein dick und zähe, und auf den Blättern bildet sie, verstärkt durch eine Kruste von hartgewordenem Harz und Schlamm, einen auch für Schrot- und matte Kugelschüsse undurchdringlichen Panzer (Schild genannt). Viele Hiebe werden mit den Gewehren pariert, und bei diesen Kämpfen kommen selten so schwere Verletzungen vor, wie bei denen der Rothirsche, die oft genug einem der zornentbrannten Streiter das Leben kosten. — Sind die Keiler an Kraft und Fechterkünsten ebenbürtig, so machen sie bisweilen gute Miene zum bösen Spiel und teilen sich, wenn auch unwirsch und mit scheelen Blicken, in den Besitz der Bachen.

In seiner Gestalt gleicht das Wildschwein dem Hausschwein in der noch wenig veredelten Form des letzteren, nur daß es mehr zusammengeschoben, kürzer, hochbeiniger und schlanker ist als dieses. Vom Kopfe war schon die Rede. Die Schulter überragt die Kruppe; an dieser Erscheinung hat der Kamm wesentlich teil. Die Figur des Wildschweines ist, abgesehen von den Läufen, mit der eines Fisches (z. B. Karpfens) verglichen worden. Dagegen ist nichts einzuwenden, aber noch mehr erinnert sie an das Modell eines neuzeitlichen Kriegsschiffes leichter Klasse, von dem man sich Aufbauten, Gefechtsmasten und Schornsteine wegdenkt. Wie ein solches Schiff durch seinen Rammstoß nur nach vorn zu wirken vermag, so schlägt auch der Keiler beim Angriff lediglich im Vorstürmen, weshalb ein kundiger und geschickter Jäger oder Treiber, der angenommen wird, den in voller Fahrt daherbrausenden Wüterich, ihn scharf im Auge behaltend, nahe herankommen läßt und dann zur Seite oder hinter einen Baum springt, um den Angreifer vorbei-

Digitized by Google

rasen zu lassen, der in der Regel nicht zurückkehrt. Es wird aber auch berichtet, daß er gegen seine Gewohnheit nicht vom Platze wich, bis herzueilende Hunde ihm so zusetzten, daß er von dem auf eine schlanke Kiefer geletterten, arg bedrängten Weidmann abließ und bald darauf den Fangschuß erhielt. Im äußersten Notfalle soll man sich glatt auf den Boden werfen, um dem Schlage des Keilers zu entgehen, der stets von unten nach oben erfolgt. — Nicht nur der alte verwundete Keiler nimmt an, sondern auch der Überläufer und die Bache tun dasselbe. Letztere schlägt aber nicht (mangels der Gewehre), sondern beißt und trampelt auf einem liegenden Widersacher herum, wodurch sie ihn furchtbar zurichten kann.

* * *

Fahren wir nun fort in der Zeichnung des borstigen Familienbildes. — Da ist zu sagen, daß die Lichter des Schwarzwildes (richtige kleine geschlitzte Schweinsäuglein) ziemlich hoch am Kopfe sitzen. Hierin erblickt Schäff, der in seiner „Jagdtierkunde" sehr zuverlässige Angaben macht, eine Anpassungserscheinung. Beim Brechen in der Bodendecke braucht das Wildschwein zum Auffinden des Fraßes nur die Nase, nicht aber das Auge. „Läge dieses nun weiter vorn im Kopfe, so würde es einerseits durch spitze Steine, Dornen usw. leichter gefährdet, anderseits könnte es einen etwa herannahenden Feind weniger gut oder gar nicht bemerken. Hier ließe sich einwerfen, daß das Schwarzwild am wenigsten durch das Gesicht, viel eher durch Geruch und Gehör vor Gefahren gewarnt wird. Das ist an sich wahr, jedoch beim Brechen sind diese beiden Sinne schon stark in Anspruch genommen und daher zur Aufnahme anderer Eindrücke weniger befähigt." Man wird aus dieser Mitteilung ersehen, wie nützlich der sorgfältig beobachtende, in wissenschaftlichem Denken und Schließen geschulte Zoologe dem Weidmann werden, wie er ihm direkt zu Erfolgen verhelfen kann. —

Die Gehöre stehen aufrecht, sind ziemlich groß und dichtbuschig behaart. —

Unter den Sinnen des Schwarzwildes nimmt der Geruch die erste Stelle ein; es wittert Menschen auf unglaubliche Entfernung. Kaum weniger fein dürfte das Gehör sein, wogegen das Sehvermögen zurücktritt. Es gelang uns einst an einen alten Keiler, der unter hohen Buchen im Gebräche stand, mit gutem Winde ohne Deckung nahe heranzukommen, obgleich er dann und wann nach uns hin sicherte. Viel ähnliche Beispiele sind bekannt. — Bezweifelt darf wohl werden, daß der Geschmack hoch entwickelt ist, da — wie schon mitgeteilt — das Schwarzwild ziemlich wahllos alles frißt; freilich — es verzehrt ja auch (und sicherlich mit besonderem Wohlbehagen) die delikate Trüffel, und das gibt zu denken! Wo das Wildschwein die Auswahl hat, wird es gewiß die schmackhaftere Kost vorziehen. —

In seinen Bewegungen ist das Schwarzwild nicht gerade elegant, aber keineswegs plump oder schwerfällig; sein Trab muß als fördernd und ausdauernd gelten, und nicht leicht ist es, dem in ruckweisen Galoppfluchten vorbeisausenden Stück die Kugel richtig anzutragen. Mit Ungestüm fahren die

Digitized by Google

Sauen durch scheinbar undurchdringliche Dickichte, und das Schwimmen („Rinnen" will die Weidmannssprache haben) scheint ihm nicht die geringste Beschwerde zu verursachen. Im allgemeinen sind sie von ruhiger Gemütsart, die aber sofort ins Gegenteil umschlägt, wenn sie gereizt oder in die Enge getrieben werden: dann kann man das Bild eines hochgradigen Cholerikers sehen. Läßt man sie in Frieden, so werden sie einem nichts zuleide tun, ja sie gehen fast immer flüchtig davon, sobald die Witterung des Menschen ihre Nase erreicht. Im Park oder Gatter gehaltene Wildschweine — besonders die griesgrämigen Eingänger — können Leuten, die sich aus Furcht töricht benehmen, lästig werden. Führenden Bachen, d. h. solchen, die kleine Frischlinge bei sich haben, soll man auf jeden Fall aus dem Wege gehen, sich vor allem niemals einfallen lassen, eins der hübschen Wutzlein zu greifen, weil sein weithin schallendes Gekreisch sofort die Alte herbeiruft, die nun wutschnaubend auf den Räuber ihres Kindes losgeht und ihn böse zurichtet, wenn es ihm nicht gelingt, sich schleunigst in Sicherheit zu bringen. Erklettert er einen Baum, so kann er sich unter Umständen auf eine recht unbequeme Belagerung gefaßt machen, da er, wenn Weidmann und mit der Schußwaffe versehen, diese selbstverständlich nicht auf die Bache richten, sondern versuchen wird, durch Schreckschüsse sie zu verscheuchen oder Hilfe zu seinem Entsatz herbeizurufen.

Die Frischlinge sind äußerst muntere Tierchen und schon sehr früh imstande, sich flink zu bewegen; es ist sogar beobachtet worden, daß eben geborene „sich noch vor dem Abreißen des Nabelstranges geradeswegs zum Gesäuge der Mutter begaben." Wer einmal, vom Zufall begünstigt, Gelegenheit fand, einer Bache mit jungen Frischlingen zuzuschauen, der wird das fesselnde Bild nicht vergessen. Nach einigen Tagen schon folgt die pusselige, immer zu Spiel und Neckerei aufgelegte, geschäftig hin und her rennende, sich durcheinander schiebende Gesellschaft der Mutter überallhin, steckt die Rüsselchen „brechend" in die Erde, zankt sich um einen Leckerbissen, beißt und packt sich unter gellendem Gequieke in komischem Ernst am Kragen. Frech und furchtlos sind diese winzigen Burschen in verblüffendem Grade: kaum gefangen, rennen sie auf den ihren Stall betretenden Menschen zornig schimpfend und grunzend los und bearbeiten sein Beinwerk, als wären sie bereits ausgelernte Hosenflicker. So nennt man scherzweise Keiler von 3 bis 4 Jahren, welche deshalb am gefährlichsten sind, weil die Spitzen ihrer Gewehre noch gerade nach oben stehen, während sie später nach rückwärts gerichtet sind und infolgedessen beim Schlagen eher abgleiten.

Die Eckzähne aller Schweine haben keine Wurzeln und wachsen daher ständig nach. Die oberen krümmen sich sogleich nach dem Hervortreten aus dem Kiefer aufwärts und dienen in der Hauptsache zum Anschärfen und Abschleifen der unteren. — Wie der Kopfschmuck des Hirsches oder Rehbocks dem Jäger als kostbarste Trophäe gilt, so auch die Waffen des Keilers, d. h. wenn sie einigermaßen ansehnlich sind. Der Wildschießer neuester Schöpfung, der sich das „Geweih" eines Kolbenspießers *) auf geschnitzter Eichenplatte an

*) Geringer Hirsch, dessen Spießgeweih noch völlig unreif ist.

Digitized by Google

die Wand hängt, läßt wahrscheinlich auch die Eckzähne eines Überläufers vom Präparator prunkhaft „aufmachen", zeigt sie stolz seinen Besuchern und erzählt ihnen selbstgefällig die aufregende Geschichte von der Erlegung des „kapitalen Keilers" (der aber vielleicht mit Schrot an der Fütterung vom sicheren Schirm aus niedergeknallt wurde). Übrigens muß man, wenn es mal zum Zusammenstoß mit einem Hosenflicker kommt, vor diesem auch deshalb mehr auf der Hut sein, weil er sich naturgemäß schneller und gewandter dreht und wendet als die grobe Sau. — —

Sobald die Bache merkt, daß die Zeit des Frischens für sie gekommen ist, so bereitet sie an möglichst verborgenem Orte im Dickicht ein mit Moos und dürrem Laub und Gras reichlich ausgepolstertes Lager zur Wochenstube vor; warm und weich werden die Kleinen darin gebettet. Bei jungen Bachen, deren Tragezeit länger dauert, findet man 4 bis 6, bei älteren die doppelte Anzahl Frischlinge. Fortpflanzungsfähig wird das Schwarzwild schon mit 1½ Jahren. Hat es das seltene Glück, allen ihm drohenden Gefahren zu entrinnen, und bleibt es von Not und Krankheit verschont, so mag es ein Alter von 20, im günstigsten Falle 30 Jahren erreichen. Außer dem durch Pulver und Blei und andere Künste übermächtigen Menschen hat das Wildschwein in Mittel- und Westeuropa keinen Feind, es sei denn, daß hin und wieder ein nach saftigem Braten lüsterner Fuchs sich an einem Frischling vergreift, was er aber, die Wachsamkeit und Wut der nimmermüden Bache kennend, nur in Ausnahmefällen wagen wird. Die Zahl der Wildkatzen ist zu gering, als daß durch sie den Frischlingen nennenswerter Abbruch getan werden kann. Außerhalb der deutschen Grenzen, vor allem in Asien und Afrika, stellen die stärkeren Raubtiere — Bär, Wolf und Luchs, Tiger, Löwe und Leopard — den Wildschweinen nach und reißen manches geringere Stück, aber der immer noch so genannte Herr der Schöpfung, wenn der „Vernichtungswille" in ihm sich regt, stellt doch alle vierbeinigen Buschklepper und Wegelagerer tief in den Schatten. Käme freilich die Schußwaffe allein dem Schwarzwild gegenüber in Anwendung, so möchte sein Verbleiben in Deutschland, Frankreich und Belgien noch auf lange Frist gesichert sein; jedoch es stehen leider noch andere Mittel zur Verfügung, um seine Ausrottung zu betreiben und auch wirklich durchzusetzen, sobald diese mit allem Nachdruck befohlen und jede bewußte Unterlassung unnachsichtlich mit empfindlichen Strafen belegt würde. Darauf näher einzugehen, wäre unrecht und vom Standpunkte des Jägers und Naturfreundes unklug, und man vermag ein Bedauern darüber nicht zu unterdrücken, daß selbst in neueren Werken der Jagdliteratur die Art und Weise, Sauen zu f a n g e n , genau beschrieben wird. Singt man das Lob des „ritterlichen Wildes", so sollte man doch alles vermeiden, was dazu beizutragen geeignet ist, ihm das Dasein erschweren und sein völliges Verschwinden aus unseren Revieren beschleunigen zu helfen. Das wäre doch nur folgerichtig. —

Wenn vorhin gesagt wurde, daß die Familie Wutz bei uns außer dem Menschen und allenfalls dem roten Luntenträger Reineke keine Feinde habe, so muß ergänzend an gewisse Schmarotzer erinnert werden, die im Darm,

Digitized by Google

in der Leber und Lunge des Wildschweines ihr verderbenbringendes Unwesen treiben, und ferner nicht zu vergessen ist die Muskeltrichine, deren Aufdringlichkeit zur Folge hat, daß jedes erlegte Stück Schwarzwild, bevor es in den Handel gelangt oder in der Küche Verwendung findet, vom Fleischbeschauer untersucht werden muß, eine Vorsicht, die in bezug auf den Dachs ebenfalls geboten ist. Hier und da haben Sauen auch unter der abscheulichen Räude schwer zu leiden, die, wegen der leichten Übertragbarkeit der sie verursachenden Milbe von einem Stück aufs andere, ganze Stände befallen kann. Das beste und oft einzige Mittel dagegen besteht im Abschießen sämtlicher Stücke des Revieres.

* * *

Von Deutschlands ehemaligem Reichtum an Sauen kann sich der Uneingeweihte und vielleicht noch mehr der mit den heutigen Wildverhältnissen vertraute Weidmann kaum eine schwache Vorstellung machen: er muß fabelhaft gewesen sein. Erlegte doch im 17. Jahrhundert ein deutscher Fürst während eines Zeitraumes von 44 Jahren gegen 30 000, ein anderer in 24 Jahren über 22 000 Sauen! — Nur wo die Menge des Schwarzwildes derartig angewachsen war, ließen sich Prunkjagden einrichten, wie sie uns von älteren Autoren*) umständlich geschildert werden. Bei jenen Veranstaltungen wie auch bei manchen Hofjagden späterer Zeit handelte es sich gar nicht um Jagd, sondern lediglich um eine Befriedigung der Lust am Schießen auf lebende Ziele, am Erreichen unglaublich großer Strecken in kurzer Frist. Man muß sich wundern, daß Tagesblätter und selbst Fachzeitschriften des vorigen und des laufenden Jahrhunderts von solchen Massenabschüssen, welche an die weidmännischen Fähigkeiten der Teilnehmer im allgemeinen sehr mäßige Anforderungen stellten, bis ins einzelne gehende (und z. T. illustrierte) Beschreibungen zu veröffentlichen pflegten, anstatt sie mit gebührendem Schweigen zu übergehen. Allerdings wäre eine offene, auf sachlicher Grundlage fußende Kritik weit eher am Platze gewesen, schon wegen der Aufklärung aller Schichten der Bevölkerung über Wild und Jagdwesen, woran man es bei uns leider immer hat fehlen lassen. Auch hier hätte man damals den treffenden Spruch unseres Theodor Storm zur Richtschnur nehmen sollen:

„Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten." —

Schwarzwild in freier Wildbahn, d. h. in nicht umgatterten Revieren, zu jagen, das ist ein Stück Lebensfreude, die auf einem ganz anderen Blatte steht als der Abschuß der vorher eingekammerten, verängstigten Borstentiere, welche Zug um Zug gezwungen wurden, auf nahe Entfernung an den Schirmen (mit Zweigen verkleideten Ständen) bevorzugter Schützen vorüber zu flüchten oder die — was häufig genug geschah — dort ein Weilchen verhofften — Scheibenbildern gleich.

*) Siehe z. B. H. W. Döbels „Jäger-Practica".

Digitized by Google

„In Preußen gab es so viel Schwarzwild, daß (nach Schäff) man beim Absatz der erlegten Stücke Not hatte und auf das eigentümliche Mittel verfiel, sie Beamten, Kaufleuten und mit Vorliebe auch Juden zum Kauf aufzuhalsen, so daß die Betreffenden sich nicht der Bezahlung entziehen konnten."

Auch Hessen und Anhalt wiesen starke Schwarzwildstände auf. In Preußen beherbergt die Rheinprovinz die meisten Wildschweine; die Höhen- und Schluchtwälder der Eifel bieten ihnen willkommene Herbergen. Aber auch in den übrigen Provinzen fehlt das Schwarzwild nicht, und sogar vor den Toren Berlins, z. B. im Nauener Stadtforst, wird noch heutigen Tages mancher brave Keiler auf die Schwarte gelegt. — Jedoch von allen Seiten her ertönt die Klage eines merklichen Rückganges dieser Wildart, und nur ganz wenigen Jägern ist es vergönnt, ein angehendes oder gar hauendes Schwein zu schießen.

* * *

Die Unkenntnis in jagdlichen Dingen ist beim größeren Publikum meist noch bedenklicher als in naturgeschichtlichen. Was weiß es, bei Licht besehen, vom wilden Schwein? Kaum mehr, als daß es „furchtbar gefährlich ist und auf der Parforcejagd erbeutet wird", vielmehr wurde; daß letztere nicht Weidwerk, sondern ein an sich gewiß reizvoller und für den Reiter lehrreicher Sport ist, das wird nicht bedacht. Der jugendliche Schwarzkittel, dem es dabei galt, auf den die Meute „angelegt" wurde, war ja bereits gefangen und also „okkupiert", in den Besitz des Jagdberechtigten übergegangen. Nun ließ man das Stück wieder frei, es wurde bis zur Erschöpfung gehetzt, von den Hunden gedeckt, von einem der Rotröcke ausgehoben*) und von dem Ranghöchsten alsdann mit dem Hirschfänger mehr oder weniger kunstgerecht abgefangen. — Das in Weidmannskreisen allbekannte Gedicht Riesenthals, welches beginnt: „Das ist des Jägers Ehrenschild", erhebt mit Recht die Forderung, daß man dem Wilde „die Todesqual verkürzen", also jede Grausamkeit nach Möglichkeit vermeiden soll. Und da dieser Grundsatz für weidgerechte Jäger oberstes Gesetz sein muß, so kann die Parforcejagd**) schlechterdings nicht als Weidwerk im eigentlichen, edlen Sinne betrachtet werden.

Bei der Parforcejagd wird also gehetzt. Dies geschieht, aber in ganz anderer Weise, auch bei Saujagden in freier Wildbahn, wo Hunde die Aufgabe haben, einesteils das Wild zu finden, anderenteils es den Schützen zuzutreiben, es auch — gegebenen Falles — zu stellen oder zu decken, d. h. zu packen (hierzu werden dann schwerere Hunde benutzt). — Die 'Finder sind (abgesehen von Terriern und Teckeln) gewöhnlich nicht rasserein; sie müssen vor allen Dingen mit Passion an Sauen jagen. Der Finder darf nicht zu groß sein, weil sich die

---

*) Die Teilnehmer an jenen Parforcejagden trugen einen roten Frack. — Ausheben = an einem Hinterlauf oder auch an beiden in die Höhe heben, wodurch das Stück wehrlos wird.

**) Man lese über Parforcejagd nach in Riesenthals Jagdlexikon, das in neuer Bearbeitung bei J. Neumann, Neudamm, erschienen ist.

Digitized by Google

Sau sonst nicht leicht vor ihm stellt. Hat er das Wild gefunden, so gibt er so lange Laut (verbellt), bis der Jäger in der Dickung, vorsichtig pirschend, herankommt und nun, freies Schußfeld erspähend, seine Kugel antragen kann. Ein baltischer Forstmann erzählte uns, daß er seine Sauen — und ihrer war eine stattliche Zahl — nur mit Hilfe seines als Finder unübertrefflichen Dachshundes geschossen habe. — In den weitaus häufigsten Fällen wird Schwarzwild jetzt auf der Pirsch, am Ansitz oder auf der landläufigen Treibjagd (dann meist ohne Stöberhunde) oder beim Drücken erlegt; der Pirschgang verspricht in der Regel frühmorgens oder in den späteren Abendstunden den besten Erfolg. Die neuzeitlichen Fernrohrbüchsen gestatten ja auch im ungewissen Dämmerlichte noch sichere Schüsse.

In Revieren, wo Ruhe herrscht, treibt sich das Schwarzwild oft schon am hellichten Tage brechend in den Beständen herum, vor allem da, wo es durch die begehrte Erdmast angelockt wird. — Der Ansitz lohnt sich am ehesten an von Sauen fleißig besuchten Kartoffel- und Haferschlägen. Da heißt es denn, sich manche Nacht um die Ohren schlagen und Frau Luna artig den Hof machen, damit sie ihr Antlitz leuchten lasse und dem lauernden Jäger ein Wahrnehmen und Ansprechen (genaues Unterscheiden) des oft nur schattenhaft erscheinenden Wildes ermögliche. Das Ansprechen gestaltet sich besonders dann schwierig, wenn nicht Schnee oder heller Sand einen Hintergrund bilden, von dem sich die Umrisse der Freigäste an des Landwirts Tafel natürlich klarer abheben als von der Ackererde, vom welken Kraut oder dem noch nicht von Frau Sonne vergoldeten Hafer. —

* * *

Wieder statten wir nun der Familie Wutz einen Besuch ab, erkundigen uns nach ihrem Ergehen und fragen, wie es mit ihrem Speisezettel steht und wie sie so im allgemeinen ihre Tage verbringt. — Was sucht sie im Boden? — Emsig wird da nach allem gebrochen, was ihr irgend nur als Nahrung dienen könnte, und wahrlich fehlt es nicht an Abwechslung, denn unsere Freunde sind Allesfresser*), die auch keineswegs auf die Erdmast allein angewiesen sind, sondern auch oberhalb des Bodens allerlei Genießbares finden und mitnehmen. Aus ihrer Wühlarbeit nun entspringt der Schaden, welchen sie anrichten, und daraus wiederum erklärt sich der Haß, der den Landmann gegen sie erfüllt, leiten jene Gesetze Ursprung und auch zum Teil Berechtigung her, welche darauf abzielen, daß Schwarzwild je eher desto lieber aus Deutschland verschwindet; und das wird geschehen, aber doch nur insofern, als es sich um freilebendes Wild handelt. Seine *Geschichte* aber wird dem Schwarzwild allezeit bleiben, sie wird die markige Gestalt des Keilers, des wehrhaften Waldrecken, mit einem Kranz von immergrünen Tannenreisern umwinden und unseren Nachkommen erhalten in Wort und Bild. —

---

*) Darauf deutet schon das Gebiß hin, welches — in beiden Kiefern — alle Arten von Zähnen enthält.

Digitized by Google

Ja, Allesfresser sind die Sauen, keine Kostverächter: Pflanzen- und Tierreich decken ihnen den Tisch. In der Erde finden sie mannigfaltiges Gewürm, Insektenlarven, Mäuse, Knollen und sonstiges Wurzelwerk, über dem Boden Eicheln, Bucheckern, Kastanien, Halm- und Hülsenfrüchte, Vogeleier und — wenn sie es zufällig erwischen — noch unbeholfen schwaches Jungwild; sie gehen auch ohne weiteres an verendete Tiere, folgen den Schweißfährten angeschossenen Wildes und halten, wenn sie zum verendeten Stück gelangt sind, eine so gründliche Mahlzeit, daß oft nur geringe Spuren davon übrigbleiben. Ja, es heißt, daß sie schwerkranke, noch lebende Tiere nicht verschonen, was durchaus glaubwürdig erscheint. Man erinnert sich hierbei verbürgter Fälle, wo unbewachte kleine Kinder von Hausschweinen aufgefressen sind. Wir hatten einst einen Überläufer erlegt und gleich im Walde aufgebrochen. Der Magen war preßvoll gewesen. Als wir nächsten Morgens auf unserem Pirschgange die betreffende Stelle abermals aufsuchten, fanden wir sie zunächst nicht wieder, so sauber war über Nacht von anderen Sauen alles weggeputzt worden, was ihnen ihr Verwandter hinterlassen hatte.

Im Walde, seinem eigentlichsten Zuhause, stiftet das Schwarzwild unstreitig Nutzen, aber die moderne, auf hohe Reinerträge gestimmte Forstwirtschaft rechnet ihm mit gefalteter Stirn dennoch ein Verlustkonto auf: „Hier hast du unter den masttragenden Bäumen große Massen wertvoller Eicheln und Bucheckern aufgelesen, dort sogar die künstlichen Aussaaten von Buche und Eiche beharrlich verhindert und beim Brechen nach anderen Leckerbissen (z. B. den Wurzeln des Adlerfarns) zahlreiche junge Pflänzchen vernichtet." — Also kündigte man ihm die Wohnung und wies ihm die Tür, so gern man es anderseits als Jagdwild im Revier behalten mochte. Und es sah sich nach anderen Örtlichkeiten um, wo es etwas zu beißen und (wörtlich) zu brechen gab, wanderte hinaus auf die Felder des Landwirtes, der — sofern er nicht weidgerechter Jäger ist — alle erdenklichen Verwünschungen für die ungebetenen hungrigen Gäste bereit hatte. Familie Wutz treibt es allerdings arg und läßt zumeist jede Bescheidenheit vermissen, welche doch dem Brotherrn gegenüber am Platze sein sollte. Wie sieht der schöne, gleichmäßig grüne Saatteppich aus, wenn Sauen ihn nach Kartoffeln durchwühlt haben, die noch vom vorigen Jahre im Boden geblieben sind! Häßliche schwarze Flecken und Löcher hat er bekommen, die einen oft recht merkbaren Ausfall prophezeien für die Tage, wenn die Erntewagen die goldenen Garben zu den Scheunen oder den Diemen schaffen. Auch dem reifenden Hafer ergeht es schlecht: wir haben erlebt, daß eine an Zahl geringe Rotte Sauen ein kleines Ackerstück in der Nacht vor Aufgang der Hühnerjagd — das war damals am 24. August — so zugerichtet hatte, als wenn die Ringelwalze darüber hingezogen worden wäre. Denn die Sauen zertrampeln und zerstören bei ihren Mahlzeiten häufig ebensoviel und gar mehr, als sie fressen, und es ist nur zu erklärlich, daß diese offenbaren Schandtaten den Zorn der um ihre Hoffnung betrogenen Grundbesitzer in steigendem Maße erregen. Daß die Kartoffelschläge vom Schwarzwild mit Vorliebe heimgesucht und gebrandschatzt werden, bedarf wohl keiner Versicherung.

Digitized by Google

Im ragenden Getreide nehmen sowohl einzelgehende Keiler als auch Bachen mit Frischlingen Sommerquartier, und letztere fühlen sich darin so „sauwohl", daß sie sich bisweilen nur mit Gewalt vertreiben lassen. Geschah es doch einmal, daß Knechte beim Mähen eines großen Roggenschlages, das chon tagelang mit rasselnden Maschinen betrieben wurde, in den letzten noch stehenden paar Morgen eine Bache mit fünf Frischlingen aufscheuchten, von denen zwei totgeschlagen und drei gegriffen wurden, während die Alte flüchtig abging, ein Fall, der gewiß nicht häufig vorkommt, da die Bache sonst — wie schon oben bemerkt — ihre Kinder nicht im Stich zu lassen pflegt. —

Darüber also, ob die Sauen erheblichen Schaden auf bebauten Feldern anrichten, kann es zweierlei Meinung nicht geben, er wird da, wo sie in größerer Zahl und häufiger auftreten, ganz offenkundig, aber ihr Nutzen für den Wald ist ebenso klar erwiesen, weshalb denn auch einsichtsvolle Forstbesitzer sie gar nicht missen wollen. Vertilgen sie doch massenhaft die unter der Bodendecke ruhenden Raupen und Puppen mehrerer Schmetterlingsarten, die zu den allerschlimmsten Waldverderbern gehören (z. B. Kiefernspanner, Kieferschwärmer, Föhren- oder Forleule) und können durch diese Tätigkeit dem Vermögen des einzelnen wie der Gesamtheit ungeheure Werte erhalten, ein Moment, welches gerade heutzutage angesichts der fast unerschwinglichen Holzpreise bei der Aburteilung des Schwarzwildes laut zu seinen Gunsten spricht. Auch daß es den Waldboden zur Aufnahme bevorstehender Eichel- und Buchelmast musterhaft vorbereitet und empfänglich macht, gewissermaßen pflügt, muß ihm als Verdienst angerechnet werden. Zieht man die Bilanz aus allen den aufgeführten Kredit- und Debetposten, so ergibt sich für die Familie Wutz leider kein günstiges Resultat, aber auf der anderen Seite ist doch hervorzuheben, daß die Klagen über die durch Sauen angerichteten Schäden vielfach stark übertrieben und maßlos aufgebauscht werden, und daß ferner die Gesamtheit des Volkes das Recht hat, einen Schutz von Geschöpfen zu verlangen, welche einen Teil des Nationalvermögens bilden und in den Rahmen unserer Wälder und Landschaften ebenso hineingehören wie alte knorrige Eichen oder vom Wintersturm zerzauste und gebeugte Wettertannen. Soll denn schließlich alles bloß nach seinem Geldwerte oder „wirtschaftlichen Nutzen" (d. h. nach dem Überschuß, den es abwirft) eingeschätzt werden? Zum Teufel mit dieser öden, jeglicher Poesie baren Auffassung, gegen die sich alle Naturfreunde und die gerechte Jägerei einmütig auflehnen.

Zum Aufenthalte wählt das Schwarzwild den Wald; je ausgedehnter und geschlossener er ist, desto besser. Daß es, wie man vielfach lesen kann, sich nur in sumpfigen und bruchigen Gegenden heimisch mache, ist nicht richtig, denn auch in trockenen Kiefernwaldungen fühlt es sich, wenn es wenig gestört wird, sehr wohl, wenn nur die nötigen feuchten Stellen, Wasserlöcher, Tümpel, halbtrockene Torfstiche u. dgl. vorhanden sind, die ihm Gelegenheit zum Suhlen geben. Suhlen ist ihm Lebensbedürfnis, Daseinsfreude. — Eines Tages beobachteten wir einen Keiler, der sich sorglos in der Pfütze streckte, räkelte und wälzte, in die das Geleise eines Holzabfuhr-

Digitized by Google

weges durch Gewitterregen umgewandelt war; leises, gedehntes Grunzen deutete sein Behagen an*). Mäuschenstill und regungslos verharrten wir hinter einem mannshohen Wacholderstrauch, des packenden Anblickes froh. Endlich erhob sich der Keiler aus der improvisierten Naturbadewanne; die letzten Strahlen der scheidenden Sonne ließen ihn erglänzen wie einen Neger, der seine Haut mit Öl gesalbt hat. Geschossen wurde nicht, um Störung des Feisthirsches zu vermeiden, der in einer nahen Dickung bestätigt war, und so verschwand der Keiler im hohen Farnkraut, durch welches ein viel betretener Wechsel zu den Wiesen und Kartoffelschlägen führte. — In Wiesen bricht das Schwarzwild auch gern und holt sich da allerlei Gewürm, manch leckeren Bissen. Dann sind die Schollen oft wüst durcheinandergeworfen, kreuz und quer, die Grasnarbe nach unten, und wer hier bei der Heuernte zu mähen hat, der wird die Lippen nicht zu einem Segenswunsch für „die verdammten Schweine" öffnen.

Wir nahmen die Gelegenheit wahr, einem uns begleitenden, schon sehr jagdeifrigen Jungmann die Fährte des Keilers, die in der Erde des Waldweges vorzüglich stand, zu zeigen und zu erklären. Sie ist derjenigen des Rothirsches nicht unähnlich, weicht aber doch in mehreren Punkten von ihr ab, so in erster Linie durch den Abdruck der Afterklauen, der auf oder in weichem Boden nie fehlt, beim Hirsch dagegen nur in der Flucht erfolgt und viel weniger auswärts gerichtet ist. Dem voneinander verschiedenen Bau beider Wildarten entsprechend ist die Länge des Schrittes beim Hirsche natürlich derjenigen beim Schwarzwilde überlegen. Die Tritte der Vorderläufe sind bei Hirsch und Sau größer als die der Hinterläufe. Während der ersten drei Lebensjahre unterscheiden sich die Schalen (Hufe) der Vorder- und der Hinterläufe der Sauen durch ungleiche Länge. Soviel davon. —

Freund Wutz hat inzwischen in einem Mischwaldstreifen eine Dauersuhle aufgesucht und liegt jetzt, nach einem zweiten, ausgiebigeren Moorbade, dem wonnigen Geschäft des Malens ob, d. h. er reibt und schrubbt seine juckende Schwarte an einer mittelstarken Kiefer, die schon oft in ähnlicher Weise benutzt worden und vor anderen Bäumen in der Nähe dadurch ausgezeichnet ist, daß sie unten herum mehr oder weniger vollständig abgeborkt und mit Modder beschmiert ist; auch Borsten haften daran. Solche Stämme heißen Malbäume, die das Schwarzwild aber nicht bloß unter Kiefern, sondern auch unter anderen Nadel- und Laubhölzern (z. B. Birken) auswählt. Es versucht hier dann und wann gern die Kraft seiner Gewehre und zieht tiefe Schrammen in die mißhandelten Stämme. Malbäume haben als Kenn- oder Merkzeichen der Anwesenheit des sie benutzenden Wildes im Revier zu gelten. Die mannigfachen Bedeutungen der deutschen Silbe „mal" gehen — nach

*) Von den Frischlingen hörten wir schon ein helles, gellendes Quieken; auch grunzen sie wie die Alten, nur nicht mit so tiefer Stimme. — Bachen, wenn sie Gefahr wittern oder überrascht werden, fauchen oder „blasen" ärgerlich oder geben ihren Unwillen durch ein energisches kurzes „Kruff" oder „Kwoff" zu erkennen, welches auch der Keiler vernehmen läßt. Von seinem Brummen und Grollen wie vom Schreien angeschweißter Sauen bei Knochenschüssen war schon weiter vorn die Rede.

Digitized by Google

M. Heyne — aus von dem Begriff des Färbens oder Schwärzens, wie er in dem urverwandten griechischen mélas, schwarz, hervortritt.

* * *

Erscheinen der Mutter die Frischlinge hinreichend groß, so spaziert sie mit ihnen ins Gebräche, wo die Kleinen sofort in drolligem Eifer die Bearbeitung des Bodens beginnen, — „wie die Alten sungen" —. Nicht selten, wenn das Revier reichlich mit Schwarzwild besiedelt ist, vereinigen sich mehrere führende Bachen zu einer Rotte, späterhin schließen sich noch Überläufer und ältere Stücke an, nur würdigere Keiler halten sich von dieser, ihnen zu quirligen Gesellschaft fern, bis Trieb und Lockung der Rauschzeit sie veranlassen, ihr Eingängerdasein vorübergehend aufzugeben. —

Trifft der Weidmann eine einzelne Schwarzwildfährte, so darf er sicher sein, daß hier ein Keiler seines Weges gezogen ist. Der schiebt sich bisweilen in einen Haufen zusammengeharkter Waldstreu oder in dichthängendes Fichtengezweig ein und prescht dann fast vor den Füßen nichtsahnender Beeren- und Pilzsucher oder auch wohl des Jägers heraus, dem es in solchem Überraschungsfalle dann meist nicht möglich ist, dem hastig enteilenden Schwarzkittel einen sicheren Schuß nachzuwerfen. Wie oft ist in der Dämmerung ein knorriger Baumstubben für ein Wildschwein, anderseits aber ein im warmen Bette liegender Keiler für irgendeine leblose Masse, einen niedrigen Busch o. dgl. gehalten worden! Viel belustigende Geschichten von Erlebnissen solcher Art gehen um, die von starrem Schrecken, Verblüffung, überschlauen Gesichtern, Ärger und Kernflüchen berichten. —

Das Schwarzwild gleicht den Zigeunern, die nur auf dem Papier irgendwo seßhaft sind; es unternimmt bisweilen weite Wanderungen, wenn ihm am bisherigen Standorte die Lebensmittel allzu knapp werden oder übelwollende Menschen mit List und Gewalt den Aufenthalt verleiden. Keiler legen oft in e i n e r Nacht unglaublich weite Strecken zurück; heute werden sie hier, morgen da gesehen, wo niemand sie vermutet haben würde; man kann auch auf sie das Verschen beziehen, das auf den Feisthirsch gemünzt ist; er heißt darin „ein Waldgespenst, das du wohl ahnst, doch niemals kennst"; und in dieser Eigentümlichkeit seines Wesens ist eine Steigerung des Reizes begründet, welchen die Jagd auf ihn wie auf das hauende Schwein ausübt. Sie ist — neben der Gemspirsch — unstreitig derjenige Zweig unseres deutschen Weidwerks, welcher am meisten Mannhaftes hat und gelegentlich Mut und Entschlossenheit erfordert. Ja, die J a g d auf streitbares Schwarzwild mag man wohl als etwas „Ritterliches" ansprechen, wenn damit Unerschrockenheit und Kampffreude angedeutet werden sollen. —

* * *

Um nun unseres Wildschweins Bild, wie es Schriftwerke aufbewahren, möglichst richtig und ohne entstellende Retusche zu geben, scheint es nicht überflüssig, hier zuguterletzt noch ein paar Federstriche anzubringen, wobei allerdings einige Wiederholungen in den Kauf genommen werden müssen.

Digitized by Google

Das Schwarzwild trägt den Bürzel n i c h t in der Weise geringelt wie das Hausschwein.

Die Frischlinge haben n i c h t ein „schmutzig gelbliches, dunkel gestreiftes Kleid", sondern sind auf dunklem Grunde hell gestreift, was durchaus nicht dasselbe ist. Ein Fachmann sagt sogar, sie seien „auf schwärzlichem Grunde braun und weiß gestreift". —

„Der Keiler hat in beiden Kiefern Eckzähne", heißt es bei einem anderen Autor. Daraus wäre zu schließen, daß es sich bei der Bache anders verhält, was natürlich nicht der Fall ist.

Die Fettschicht (das „Weiße") erreicht nie eine Mächtigkeit von 10 bis 12 cm. — Speck von dieser Dicke ist schon beim Hausschwein etwas Ungewöhnliches.

„Mahlbaum" liest man, anstatt (richtig) Malbaum.

„Saulache" anstatt Suhle. — Als Provinzialismus oder „Lokalform" mag dieser Ausdruck vielleicht irgendwo gebraucht werden, aber damit hat er noch kein Heimatrecht in der Weidmannssprache erlangt.

Dasselbe gilt vom Kramm, anstatt Kamm, für die Mitte von Rücken und Hals, wo die „Federn" stehen.

Der Keiler verteidigt die Bache n i c h t. Er kämpft um sie, wenn es sein muß.

„Nie fällt das Schwarzwild lebende Tiere an." — Das ist ein bedenklicher Irrtum.

„Zur Ausrüstung auf Saujagd gehört die Peitsche." Es ist unverständlich, wie dergleichen so allgemein und bestimmt versichert werden kann. Bei den früher abgehaltenen Saujagden mit Meuten von Hatzrüden hatte solche „Vorschrift" gewiß Berechtigung. Aber jene Zeiten sind längst dahin.

Ganz bedenklich ist die vielfach verbreitete Meinung, daß der Jäger den ihn annehmenden Keiler „niederknieend auf den vor das rechte Knie gesetzten Hirschfänger (!) auflaufen lasse." Der ungeschulte oder leichtsinnige Mann, der sich gelüsten ließe, nach dieser Anweisung zu verfahren, würde einen sehr empfindlichen Denkzettel erhalten, wenn er nicht gar sein Leben dabei verlöre. — Forstmeister Wallmann vom ehemaligen Königl. Hofrevier Göhrde, der auf dem Gebiete der Saujagd an praktischer Erfahrung wohl kaum von anderen überragt werden dürfte, äußerte sich einst dahin, daß „die alte Mär vom Auflaufenlassen auf den Hirschfänger nichts weiter als Jägerlatein sei", und mehrere bejahrte Schwarzwildjäger haben unserer eigenen Sachkenntnis ihre Meinung beigesellt und haben das Urteil Wallmanns ohne Einschränkung bestätigt. — Auf jene „lateinische" Sage vom Auflaufenlassen des Keilers auf den Hirschfänger hat nun ein bekannter Schriftsteller folgende Theorie gegründet: „Da alle Völker ursprünglich Jägervölker waren und Schwarzwild über die ganze Erde (?!) verbreitet ist, so erklärt sich daraus die eigentümliche Erscheinung, daß die Menschen rechtshändig sind." Mutet das nicht fast wie ein Aprilscherz an? Wie kann dergleichen überhaupt zustande kommen? Doch nur dadurch, daß so manche ungenaue Angabe, manche unbewiesene Behauptung von Buch zu Buch ihr Dasein weiterfristet; auch

Digitized by Google

auf sie paßt dann — mit wenig veränderter innerer Beziehung — das Goethesche Wort:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort."

* *
*

Das kernige, trutzige Geschlecht unseres prächtigen Schwarzwildes erfährt an sich das tragische Geschick der Verfemten, für vogelfrei Erklärten, keine Schonzeit ist ihm gewährt: es folgt dem zottigen Wisent, dem hochragenden, schaufelmächtigen Elch in den Abgrund der Vernichtung. Schmerzliches Bedauern (und wohl auch verhaltener Grimm) erfüllt den Jäger und Naturfreund, wenn er bedenkt und Zeuge wird, wie die freilebende Tierwelt im Kampfe mit der „Kultur" Schritt für Schritt zurückweicht, der Macht, die leider nicht in jedem Falle das schöne Beiwort „segensreich" verdient. Überallhin dringt der Mensch „mit seiner Qual", mit seinem Egoismus, der die Rechte anderer Wesen schnöde mißachtet und nur seinen eigenen (oft seltsam verkannten und vorübergehenden) Vorteil im Auge hat. — —

* *
*

Droben am Waldrande, im Dämmerlichte eines grauen Novembermorgens, steht verhoffend ein urstarker Basse. — Düster ragen die hohen Fichten; ihre Wipfel schwanken und neigen sich; sie halten Zwiesprache mit einem rauhen Gesellen, dem Herbststurme, der weither kommt und Kunde bringt von vielem, was er geschaut und erlauscht hat. — Ob auch der Keiler mit dem drohenden Gewaff ihn versteht? — Wer weiß. — Er äugt über das Land, die Hügelwellen, das Dorf mit seinen Feldern, die qualmenden Fabrikschlote. — In dem ehedem so stillen, lauschigen Tale rollt — einer ungeheuren Schlange gleich — fauchend und polternd ein Güterzug vorüber — —.
Schüttelt der alte Kämpe sein graues Haupt? — Er wendet sich, verschwindet im Unterholz und trollt seinem verborgenen Lager zu, der Einsame.
Wie lange noch, und er vernimmt — als letztes — den scharfen Knall einer Büchse —. Die Tage unseres Schwarzwildes sind gezählt — — —

Digitized by Google

Das Hausschwein / Von Conrad M. v. Unruh

„Sprechen die Schweine eigentlich Französisch?" — Klein-Ilse war ein nachdenkliches fünfjähriges Dämchen, das mit ihrer Schweizer Bonne in französischer „Konversation" nur so plätscherte; sie tat diese wunderliche Frage. „Wie kommst du darauf?" staunte ihr Vater sie an. „Ja," sagte Ilse, „ich habe die Schweine im Stalle doch schon oft „oui-oui" und „oeuf-oeuf" sagen hören — manchmal auch „non-non" — aber vorhin ging ich am Stalle vorbei und hörte die alte große Sau immer wieder rufen: ouie . . ouiie . . ouiiie und dann mit einmal nur „noeuf-noeuf" — und da guckte ich hinein, und da lagen neun kleine Ferkel da." — „Noch zwei sind hinzugekommen," sagte der Vater; hättest du gewartet, du hättest die Alte vielleicht noch „onze-onze" zählen hören können." Aber dabei blieb es, und Klein-Ilse gab sich auch keine Mühe mehr, aus den grunzenden, quiekenden, schnarchenden Lauten der Insassen des Schweinestalles eine Menschensprache heraushören zu wollen. Sie freute sich nur, wie rasch die elf flinken kleinen Dingerchen zu „süßen, rosigen Tierchen" heranwuchsen, so sauber und glatt, „zum Küssen niedlich" und noch ohne Ahnung, daß der Mensch sie tatsächlich „zum Fressen gern" hat. So ähnlich den kleinen, graugelb gestreiften Frischlingen draußen in der Wildnis und doch so grundverschieden von ihnen in der ganzen Art und Richtung des Wesens! So große Unterschiede sind erst in unfaßbar langen Zeiträumen allmählicher Sortentwicklung, im einzelnen kaum merkbar, und doch vom Menschen geplant und geleitet, zustande gekommen. Seine züchterischen Einwirkungen haben diejenigen Seiten der Grundnatur des Urtieres, deren höchste Steigerungen ihm nützlich und deshalb als Ziel erschienen, je nach den verfügbaren Umständen und Mitteln weiterentwickelt und gemodelt, an der Grundnatur selbst haben sie ebensowenig ändern können wie die stärksten Entwicklungsmittel, die der Mensch auch nur ganz wenig in der Gewalt hat: die klimatischen und die Ernährungsverhältnisse. Wie er gegen Witterungsunbill sich selber die Gemeinschaftshülle „Haus oder Zelt" schafft, in der eine größere Zahl zusammenschlüpfen und sich gegenseitig erwärmen kann, woraus dann schließlich die verhängnisvolle Mietskaserne wird, so sperrt er auch seine Haustiere zusammen und füttert sie mit dem, was er beschaffen kann. Er gibt jeder Stallgattung ihre besondere Entwicklung, je nachdem sein Verständnis dafür erwacht, daß sein eigener Nutzen vom behaglichen Wohlbefinden seiner Tiere abhängt, wie es nur durch Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse zu erzielen ist. Es hat sehr lange gedauert, bis diese einfache Wahrheit sich durchgesetzt hat. Gerade dem Hausschwein gegenüber hat man bis vor kurzem allgemein geglaubt — und glaubt es weithin auch heute noch —,

Digitized by Google

daß von anderen Bedürfnissen als denen des Magens gar keine Rede zu sein brauchte. Schwein und Schmutz waren so eng zusammengehörige Begriffe geworden, als ob das Schwein sich nur im Unrat wohlfühlen könnte, daß es wie eine erstaunliche Entdeckung schien, auch das Schwein strebe nach Reinlichkeit, bade gern und ziehe, sofern ihm nur eine Wahl bleibt, ein trockenes warmes Lager jedem anderen vor. Es gleicht auch darin, wie in vielen anderen Punkten, dem Menschen mehr als jedes andere Haustier. Kein Tierauge ist so menschenähnlich wie das des Hausschweins, und in der Grundanlage des Gebisses, dem untrüglichsten Abstammungszeugnis, geht die Übereinstimmung fast noch weiter. — — — Daher die geheimnisvollen Zusammenhänge, die den Menschen in einer Anwandlung ironischer Selbsterkenntnis vermocht haben, sein Schweinchen zu einem symbolischen Glückstier zu erheben.

Klein-Ilses Vater war einer von den Landwirten, denen ihre Tiere Nutzen bringen, weil sie sie gern haben und verstehen; er pflegte zu sagen: Gedeihen kann nur, was sich wohlfühlt. Deshalb hatte er so lange gespart und gearbeitet, bis nun das neue Schweinehaus fertig dastand. Die Leute spöttelten über den unnützen Luxus dieser Schweinevilla, dieses Saupalais, aber sie verstummten, als sie das Gedeihen der Tiere, die es nun hatten beziehen dürfen, vor Augen sahen. Nur junge Tiere, die noch an keine Schmutzerei gewöhnt waren, kamen in den neuen Stallraum, der als große Mittelhalle von zwei Flügelbauten, einem kleineren für das Fortpflanzungsgeschäft und einem größeren für die Hochmast derart flankiert war, daß ein kleiner Bewegungshof und Düngerplatz dazwischen den Übergang zu einer geräumigen Weidekoppel bildete. Der Klinkerfußboden flachte sich nach allen Seiten von der Mitte nach außen ab, oben umschloß er zwischen den das Oberlicht und Dach tragenden Pfeilern als künstlichen Badeteich einen von allen Seiten zugänglichen Wasserbehälter, in den die Tiere beliebig tief hineingehen, in der Mitte sogar schwimmen konnten. Wurde im Hochsommer der Ablauf, aber nicht der beständige Zulauf des Badeteiches abgesperrt, so trat das Wasser über die Ränder des Fußbodens und sickerte über ihn gegen die Bordschwellen der sämtlichen Koben hinweg, dabei größtenteils verdunstend und eine wundervolle Kühle verbreitend; der Rest wurde nach draußen abgeleitet. Dort, wo die einzelnen Stallabteile und Koben dem Badeteich gegenüberlagen, waren die Krippen und Tröge unter Eisengittern eingebaut, von da aus senkte der Fußboden der einzelnen Buchten sich nach hinten und außen, auf dem letzten Drittel noch um eine kleine Abstufung stärker, so daß aller Unrat dort leicht, ehe sich Ansammlungen davon bilden konnten, hinaus auf den Dunghof und in die Jauchengrube zu schaffen war. Es blieb seltene Ausnahme, daß eins oder das andere der Tiere nicht den allertiefsten hintersten Teil des Buchtfußbodens zu seinen Entleerungen aufgesucht hätte. Da die Streu nun hauptsächlich oben bei der Krippe gegeben wurde, hielten die eigentlichen Lagerstätten und damit die Tiere selbst sich stets reinlich. Das Bad, das sie dann nach Bedarf nehmen konnten und, sobald die Luft steigende Wärme zeigte, mit Behagen nahmen, tilgte auch die letzten Spuren. In diesen immer gut gelüfteten, hellen, dabei gleichmäßig temperierten Ställen waren und blieben

Digitized by Google

Rotlauf und die anderen gefährlichen Hautkrankheiten unbekannt. Schon das hätte die allerdings hohen Anlagekosten des Stallbaues wettgemacht; ein noch größerer Vorteil lag aber in dem raschen gesunden Wachstum der Tiere; die Käufer zahlten willig entsprechend der guten „Qualität" recht hohe Preise, zumal der Sauberkeit der Haltung dieser Tiere auch die der Fütterung entsprach. „Des Herrn Auge mästet sein Vieh" — das bewährte sich hier, denn alle Bedürfnisse wurden rechtzeitig wahrgenommen und mit guten, naturgemäßen Mitteln befriedigt.

Hätte das Altertum im Orient ahnen können, in wie untadeliger Reinlichkeit die Schweinezucht vor sich gehen und wie reichlich sie gesunde, nicht allzu fettreiche Fleischmassen je nach der Fütterungsart dort liefern kann, wo die klimatischen Verhältnisse das menschliche Bedürfnis nach Fettnahrung zurücktreten lassen, so wäre die mosaische Ächtung des Schweines als eines unreinen Tieres wohl unterblieben, und der fromme, an die Ideale des Brahmanismus gebannte Kastenglaube der Hindus würde nicht noch heute den weißen Europäer und das Schwein zusammen als unreine „Allesfresser" mit Abscheu abtun und von sich fernhalten. Auch der mosaische Aberglaube strahlt noch mannigfach und oft seinen Trägern selbst unbewußt in die sozialwirtschaftlichen Zusammenhänge der Gegenwart hinein. Darin wirkt die instinktive Erkenntnis, daß ein Übermaß von Fett und Zucker, wie es sich im Ideal von „Milch und Honig" ausdrückt, der menschlichen Ernährung doch recht nachteilig sein kann. Dagegen wird die in ihrem Wesen längst erkannte Trichinengefahr nie ganz überwunden werden, weil die Schweine, so schwerfällig sie scheinen, doch sehr gewandte, flinke Ratten- und Mäusefänger sind, und mit dieser Beute sich immer wieder Trichinen einverleiben. Sie sind nicht wählerisch in ihrer Gefräßigkeit, die erst im Zustande der Hochmast nachzulassen beginnt. Man braucht ihnen nur zuzusehen, wie sie beim Weidegange den Erdboden, in dem sie genießbares Gewürm oder Wurzelzeug wittern, mit ihrem starken Gebräch in langen Furchen durchpflügen, als sei ihr Oberkiefer samt dem Rüssel eine empfindungslose Pflugschar. Aber sie schmecken und kosten dabei sehr genau und lassen sich nichts Brauchbares entgehen. Die dabei mitverschluckte Erde scheint für den Magen und den ganzen Verdauungskanal ein gar nicht unwillkommenes Reinigungsmittel zu sein, eine Art Brunnenkur, das Erdgetier aber, dessen sie dabei habhaft werden, ihr Verlangen nach Fleischnahrung um so mehr zu steigern, je öfter ein Maulwurf, ein Hamster, eine Wühlmaus oder Erdratte ihnen zum Opfer fiel. Dann muß der Hirt sogar seinen Hund vor ihnen in acht nehmen; er kann nur sehr flinke, kleine Hunde zum Hüten verwenden, größere und schwerfälligere würden sehr rasch von den älteren Schweinen eingekreist, überlaufen, zertrampelt, zerrissen und gefressen werden.

Auch die „zahmen" Schweine wenden nämlich als Hauptwaffe in Angriff und Abwehr — auch wenn ihnen nicht die „Hauer" des älteren Ebers oder Borchs als „Gewehre" seitlich aus den Kiefern hervorstehen — den erstaunlich flinken Anlauf an, um den Gegner durch Überrennen zu Falle zu bringen, ganz wie die Wildschweine. Dem Menschen laufen sie gerade zwischen die

Digitized by Google

oder auf die Beine, so daß nur ein flinker Seitensprung vor dem Hinstürzen schützt. Ging der erste Stoß fehl, so kehren sie gern rasch um und wiederholen das Unterlaufen in der entgegengesetzten Richtung; jedesmal wird im Augenblick des Zusammentreffens ein seitlicher Schlag mit dem Gebräch, auch wenn die Hauer daran fehlen, versucht. Trifft der, so ist der Sturz unvermeidlich, und das Weitere hängt von der Gemütsart des einzelnen Tieres ab, für deren Verschiedenheit ein weiter Spielraum besteht. Die individuelle „Persönlichkeits"veranlagung ist unter den Haustieren fast so verschieden, wie unter den Menschen, und die Entwicklung hängt von der Eigenart der Menschen ab, mit denen das Haustier es längere Zeit hindurch vorzugsweise zu tun hat. Böse Tiere haben fast immer unverständige, boshafte Pfleger und von ihnen rohe Behandlung zu erleiden gehabt. Ein böse gemachtes Schwein ist als Gegner nicht gering zu schätzen. Hat es im überraschenden Angriff einen Menschen zu Falle gebracht, so kehrt es blitzschnell um und bearbeitet den Liegenden, der sich so rasch gar nicht erheben kann, mit dem scharfzähnigen Gebräch und den hartkantig trampelnden Klauenhufen. Die Verwundungen sind dann immer schwer. Doch sind solche Fälle zum Glück äußerst selten. Wird das Schwein als wirkliches „Haus"tier, d. h. in der häuslichen Gemeinschaft mit den Menschen gehalten, wie es, je weiter nach Osten, desto allgemeiner zur Regel wird, so nimmt es nicht nur einen gewissen Respekt vor dem Menschen, sondern auch eine aufs Wort gehorchende Folgsamkeit an. Im Zirkus ist das dressierte Schwein ja längst keine Seltenheit mehr; überraschend wirkte es aber seinerzeit im Wander-Riesenzirkus Barnum-Bayley, daß ein Schwein als Reittier den schärfsten Renntrabern gleichkam und sich ihnen manchmal überlegen erwies. — Auf den Märkten im wieder polnisch gewordenen Städtchen W. war früher das sogenannte „Marktschwein" eine regelmäßige Erscheinung. Es wurde nicht als Marktware, sondern als Vorwand für den Marktbesuch, der doch nur den dortigen Schnaps- und anderen Genüssen galt, von polnischen Kleinwirten, die sonst nichts zu Markte zu bringen hatten, am Stricke dahin mitgenommen, ohne ernstliche Verkaufsabsicht. Wollten nach Schluß der Marktstunden der Jozef und seine Kasza sich ihren Freuden ungestört hingeben, so nahmen sie dem Schwein den Strick vom Hinterlauf ab, gaben ihm einen leichten Klaps und sagten ihm: „idz wdomu" — geh nach Haus! Dann trabte das Schweinchen stillvergnügt den oft stundenweiten Heimweg zurück, ohne sich unterwegs abfangen zu lassen, und kam zu Haus stets in besserer Verfassung an als die spät nachfolgenden Besitzer. Die Rolle als Hausschwein bei solchen Leuten können natürlich nur Abkömmlinge härterer Landrassen spielen, denen die Verwöhnungen verfeinerter Hochzuchtrassen noch fremd geblieben sind. Sie erreichen auch gemästet niemals das hohe Schlachtgewicht ihrer vornehmeren Artgenossen und liefern nie so zartes, saftiges Fleisch; aber den an hungernde Dürftigkeit gewöhnten Bevölkerungen sagt das harte, zähe Fleisch beinah mehr zu als jenes, denn es hält besser vor, und bei den festlichen Schmausereien und Völlereien, die dann von Zeit zu Zeit für monatelanges Darben entschädigen müssen, gilt als Hauptsache nur die Massenhaftigkeit des Genießbaren. Für

Digitized by Google

solche Leute hätte die Vorstellung etwas „Gottloses“, daß sie ihren Tieren Behausungen, besser als ihre eigenen, einrichten und eine Pflege und Wartung so umständlich sorgsam angedeihen lassen sollten, wie sie den eigenen Menschenkindern auch nicht annähernd zuteil werden kann. Die Höhe der Viehzucht eines Landes bildet tatsächlich einen Maßstab für die Lebenshaltung und -gewohnheit seiner Bevölkerung.

* * *

Von jenen elf rosigen Ferkelchen, deren Geburt Klein-Ilses Phantasie so angeregt hatte, gedieh an der ergiebigen Mutterbrust die Mehrzahl vortrefflich. Die Zurückbleibenden waren eben „zurückhaltende“ Naturen, denen es nicht gegeben war, die stürmischeren Geschwister von den ertragreichsten Hinterzitzen der Mutter zu verdrängen und die deshalb in gezwungener Bescheidenheit mit spärlicherer Nahrung sich begnügen mußten. Natürlich wuchsen ihnen auch die Kräfte entsprechend geringer zu, und sie wären mit der Zeit weit hinter den anderen zurückgeblieben, wären sie nicht für billigen Preis an kleine Leute fortgegeben worden, die sie wie kleine Kinder mit sachkundiger Sorgfalt aufpäppelten. Dabei wurden sie rund und kräftig, sie holten das Versäumte rasch nach, und zwei von den vier verkauften hatten so gute Futterstellen und Pflegehände getroffen, daß sie, kaum ein halbes Jahr alt, schon einen Zentner und darüber wogen. Um so kürzer blieb ihr fernerer Lebenslauf, denn er war schon wenige Monate später erfüllt, als ihr Gewicht sich drei Zentnern näherte und die Zunahme sich zu verlangsamen begann. Da erschien eines Tages der Mann mit dem großen Messer, der Priester des Schlachtfestes, der die große Metamorphose des fidelen, fetten Tieres in einen großen Haufen von Speckseiten, leckeren Würsten, Räucher-, Pökel-, Braten- und Kochfleisch nebst anderen schmackhaften Beigaben in gewandter Kürze, doch ohne die rohe Mechanistik der Chikagoer Schweine-Massenhenker vollzog. Da lebte dann auch das Vorbild wieder auf, das seinerzeit Uhland zu dem Hymnus begeistert hatte: „Wenn solch ein Fleischchen weiß und mild im Kraute liegt, so ist's ein Bild, wie Venus in den Rosen!“ — Woraus nebenbei hervorgeht, daß eine Periode der sieben mageren Jahre nicht bloß zu Pharaos und zu heutigen Zeiten, sondern auch zur Zeit solchen Durchbruchs der Poesie vom Herzen zum Magen geherrscht haben muß.

Von den sieben, an ihrer Geburtsstätte belassenen Ferkelchen war das größte, stärkste und lebhafteste ein so normal gebildetes Männchen, daß ein Gutsnachbar von Klein-Ilses Vater es sich als künftigen Zuchteber ausersah und bald nach dem Absetzen in seinen Stall überführen ließ. Dort gedieh der junge Borch prächtig und belustigte, wenn er auf den Auslauf hinausgelassen wurde, alle Welt durch seine tollen Kapriolen und pfeilschnellen Angriffsgänge gegen andere Tiere, namentlich den alten Jagdhund des Herrn. Eilige Flucht mit eingekniffenem Schwanze war dessen einzige Rettung, wollte er nicht überrannt und mit dem Gebräch übel zugerichtet werden. — Je größer und stärker der junge Borch wurde, desto mehr ward er auch seiner gewichtigen Kraft inne und desto geringer wurde seine Neigung, den menschlichen Wünschen

Digitized by Google

sich zu fügen und dem Geheiß des Hirten und seines Hundes zu gehorchen. Vollends, da ihm erst die Gewehre handlang aus dem Gebräch hervorgewachsen waren, wurde er herrisch und übermütig auch gegen seine Artgenossen, denen er manchen blutigen Denkzettel beibrachte, wenn sie ihm zu nahe kamen. Da ließ dann der Herr den Dorfschmied mit der größten Kneifzange kommen, vier Mann mußten den Borch mit starken Seilen gefesselt am Boden festhalten und dann wurde dem Borch, damit er nicht beißen konnte, aber das Gebräch weit offen halten mußte, ein dicker Holzknüppel zwischen die hintersten Backzähne gezwängt. Da war's dann bald um die schönen „Gewehre" geschehen. Aber was an Stumpen davon bei der heftigen Gegenwehr des Borchs stehen gelassen werden mußte, hielt seine Umgebung auch weiterhin in heilsamem Schrecken. So kam es, daß er trotz seinen hervorragendsten Verdiensten um die Veredelung der Schweinezucht dieser Gegend seine Jahre doch nicht über fünf bringen durfte, sondern wie jedes andere gewöhnliche Schwein dem Messer verfiel, um hauptsächlich zu Wurst verarbeitet zu werden.

Klein-Ilses Vater war es sehr lieb gewesen, daß unter den sechs noch übrigen Ferkeln nur zwei, aber gerade die bestgewachsenen und -entwickelten weiblich waren und zu Zuchtsauen bestimmt werden konnten — einem Berufe, dem sie sich schon sehr früh und mit Hingabe widmen durften —, zumal damit eine besonders bevorzugte Verpflegung verbunden war, wofür das Verständnis ja in jedem richtigen Schwein stark entwickelt zu sein pflegt. Die Lebenskurve ihrer vier Brüder erlitt dagegen schon früh jene Knickung, vermöge deren jede Aussicht schwand, selbst einmal Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft zu werden und höchstens die Berechtigung übrigblieb, sich als Onkel der beneidenswerten Schar von Geschwisterkindern zu fühlen. Aber wie alles im Leben, so ging auch das vorüber, und die vier Brüder konnten ihre berufsfreudige Pflichttreue in der Vertilgung unglaublicher Mengen des verschiedenartigsten Mischfutters ungestört erweisen. Dabei nahmen sie zusehends an Alter, Umfang und Schwere zu, so daß die eine Bucht für alle vier bald zu eng wurde; zwei bekamen, um ihnen den Trennungsschmerz zu erleichtern, die gegenüberliegende Bucht, die beiden Paare konnten sich also durch die Gitter gegenseitig beobachten. Das taten sie nun auch, besonders zu den Futterzeiten, und es gab stets großes Geschrei auf der Seite, die hungrig zusehen mußte, wie die andere vor ihr den Trog vollgeschüttet bekam.

Man sieht, es gibt unvermeidliche soziale Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten — selbst in einer Schweinewirtschaft! Doch selbst da sorgt die höhere ausgleichende Gerechtigkeit dafür, daß alle einmal — jeder zu seiner Zeit — drankommen, einmal zum Selberfressen, das andre Mal zum Gefressenwerden!! Wozu also sich aufregen? Das ist nun einmal so — — — —.

Digitized by Google

Von der Herkunft und den Rassen des zahmen Schweins / Von Dr. M. Hilzheimer

Außerordentlich zahlreich und über die ganze Welt verbreitet sind die Arten der wilden Schweine. Sie fehlen ursprünglich nur in Australien und wahrscheinlich der polynesischen Inselwelt. Am abweichendsten sind die amerikanischen sogenannten Nabelschweine oder Pekaris gebaut. In der Umbildung des Fußes, bei dem die fünfte Zehe rückgebildet ist und die Mittelfußknochen der dritten und vierten Zehe proximal verschmelzen, sind sie fortgeschrittener als die europäischen Schweine. In der Form der kaum nach außen gebogenen Eckzähne und vor allem des nur vierhöckerigen letzten Backenzahnes primitiver als diese. Hierzu kommt der Besitz einer Rückendrüse, das Vorhandensein von nur zwei Paaren in der Weichengegend liegender Zitzen und einem Magen mit paarigem Blindsack. Man hat sie deshalb als eigene Unterfamilie Tajassuinai von den altweltlichen Schweinen, den Suinae, getrennt. Sie kommen als Stammväter für die Hausschweine ebensowenig in Betracht wie die eigenartigen Warzenschweine (Phacochoerus) und Waldschweine (Hylochoerus) des afrikanischen Urwaldes und der Hirscheber (Babirusa) von den Inseln Celebes und Buru, die, abgesehen von anderen Eigentümlichkeiten, alle eine geringere Zahnzahl haben als das Hausschwein. Bei diesem besteht das Gebiß aus sechs Schneidzähnen, zwei Eckzähnen und sieben Backenzähnen im Ober- und Unterkiefer, also aus dreißig Zähnen insgesamt. Die gleiche Gebißzahl haben die noch übrigbleibenden altweltlichen wilden Schweine. Von den drei hierhergehörigen Gattungen ist die der echten Schweine (Sus) am weitesten verbreitet und hat namentlich in Südostasien so zahlreiche und einander so ähnliche Vertreter, daß ihre Systematik noch immer für nicht ganz geklärt gelten kann. Mit dem englischen Forscher Forsyth Major kann man sie nach der Form des unteren Eckzahnes des Männchens, die Ausdruck für andere Unterschiede ist, in zwei Gruppen teilen. Bei der einen Gruppe, die nach ihrem Typus, dem asiatischen Warzenschwein (Sus verrucosus), Verrucosus-Gruppe heißt, steht die schmelzlose Hinterseite des unteren Eckzahnes etwa senkrecht zur Längsachse des Schädels und ist weit schmäler als die Außenseite.

Schweine dieses Typus finden sich auf dem malaiischen Archipel. Nahe verwandt mit ihm sind auch die das tropische Afrika bewohnenden Flußschweine Potamochoerus. Die zweite Reihe heißt nach ihrem Hauptvertreter, dem europäischen Wildschwein (sus scrofa), die Skrofa-Gruppe. Bei ihr ist die schmelzlose Hinterseite des unteren Eckzahnes schräg zur Längsachse des

Schädels gestellt und breiter als die Außenseite. Da nach diesem Plane auch die unteren Eckzähne der Eber des Hausschweins gebaut sind, wozu noch andere gemeinsame Eigentümlichkeiten kommen, kann das Hausschwein nur von der Strofa-Gruppe der Wildschweine abgeleitet werden. So ist zwar der Kreis, in dem die Abstammung des Hausschweins zu suchen ist, erheblich eingeschränkt, aber immer noch groß genug. Denn Wildschweine vom Strofa-Typus bewohnen ganz Europa, das mediterrane Afrika und Asien bis nach Japan, Formosa und Sumatra und die Andamanen. Bei den noch weiter östlich, in Guinea, auftretenden Wildschweinen (Sus papuensis und Sus niger) scheint es sich um verwilderte, ursprünglich von Menschen eingeführte Hausschweine zu handeln. Das gleiche nehmen manche Forscher von dem etwas südlich des eigentlichen Verbreitungsgebietes der Wildschweine beheimateten Sus senaariensis an, das in Sennaar und Kordofan wohnt. Auf diesem gewaltigen Verbreitungsgebiet bildet das Wildschwein eine Anzahl Arten und Unterarten, die sich ihrem Schädelbau nach in zwei Reihen gruppieren lassen. Als Typus der einen können wir unser europäisches Wildschwein ansehen. Die ihm nahestehenden Wildschweine bewohnen Europa, Nordasien und Nordafrika. Sie kennzeichnet der lange, gestreckte, niedrige Schädel, paralleler Verlauf der Backenzahnreihe und ein langes niedriges Tränenbein. Sie werden als Europäus-Reihe bezeichnet. Die andere Reihe von Rassen bewohnt Ostasien etwa von Indien bis China und Japan einschließlich. Sie haben kurzen, hohen Schädel, nach vorn auseinanderweichende Backenzahnreihe und annähernd quadratische Tränenbeine.

Dieselben Unterschiede haben Rütimeyer und besonders Nathusius bei den Hausschweinen gefunden. Sie nehmen an, daß dies bei dem Hausschwein auf entsprechende Abstammung deute, und unterscheiden danach eine Sus indicus- und eine Sus europaeus-Reihe des Hausschweins. Zur ersten zählten sie die ostasiatischen Schweine, die in Südeuropa einheimischen sogenannten „romanischen Schweine" und das kraushaarige ungarische Schwein, zur letzteren die mittel- und nordeuropäischen Landschweine. Die Hausschweine der Indicus-Reihe zeichnen sich aus durch Frühreife und hohe Mastfähigkeit. Sie haben runden, breiten, leicht konkaven Rücken und in der Nasengegend stark eingesenktes Profil. Die europäischen Schweine sind größer, spät reif, nicht so mastfähig und von größerer Beweglichkeit, da sie längere Beine haben. Sie haben seitlich zusammengedrückten flachen Körper mit scharfkantigem „Karpfenrücken" und gestrecktes Gesichtsprofil. Nach der Länge der Ohren unterscheidet man wieder großohrige Landschweine mit großen hängenden und kurzohrige mit kleinen stehenden Ohren.

Diese Landschweine als wenig produktiv sind heute aus den meisten stärker bevölkerten Gegenden Mitteleuropas verschwunden. In Deutschland haben sich nur zwei zu ihnen gehörige Rassen, und zwar aus der Gruppe der kleinohrigen Landschweine, in zwei getrennten kleinen Zuchtgebieten gehalten, die Hannover-, Lüneburg-, Hildesheimer Schweine und das bayerische Landschwein. Bei ersteren ist die vordere Körperhälfte weiß, die hintere rot; bei letzterem sind Kopf und Hinterseite der Schenkel schwarz, alles übrige weiß gefärbt.

Digitized by Google

Mehr Bedeutung haben heute noch die Landschweine, und zwar die großohrige Gruppe, in Osteuropa, wo namentlich die Zucht des „polnischen Schweins“ sehr ausgedehnt ist. Ganz eigenartig sind die sogenannten Einhuferschweine Bessarabiens, bei denen die beiden mittleren Zehen von einem gemeinsamen Huf umschlossen werden.

Die Verbesserung, Veredelung der europäischen Schweinezucht erfolgte mit ostasiatischem Blut. In China hatte die Dichte der Bevölkerung schon vor Jahrhunderten dazu geführt, ein schnellwüchsiges, frühreifes Schwein zu züchten. Auch hier kann man, ähnlich wie in Europa, eine großohrige Gruppe, zu der das wegen seines faltenreiches Gesichtes sogenannte Maskenschwein gehört, und eine kleinohrige für uns besonders wichtige, da zur Verbesserung der europäischen Schweine benutzte, kleinohrige Gruppe unterscheiden. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts begannen die ersten Importe zunächst nach Schweden. Von größerer Bedeutung waren jedoch die seit Anfang des 19. Jahrhunderts nach England erfolgten Einfuhren. Dort entstanden aus Kreuzung mit dem einheimischen Schwein, welche nötig waren, da das chinesische Schwein wegen seiner dünnbehaarten Haut gegen Witterungseinflüsse zu empfindlich war, jene Rassen und Zuchten, die das Vollkommenste darstellen, was in der Schweinezucht geleistet worden ist. Diese neuen Rassen, von denen die weißen Yorkshires und die schwarzen Berkshires für uns heute die größte Bedeutung haben, vereinigen in sich bei erheblicher Körpergröße gute Mastformen, Frühreife, hohe Fruchtbarkeit, Widerstandsfähigkeit, guten Geschmack und Haltbarkeit von Speck und Fleisch. Mit Hilfe dieser englischen Zuchten wurde in Deutschland dann das ihnen nahestehende „Deutsche Edelschwein“ oder, wo man ein weniger empfindliches Schwein wünscht, mit stärkerer Erhaltung des ursprünglichen Landschweinblutes, das „deutsche Halbedelschwein“ gezüchtet.

Merkwürdigerweise hat es im Altertum schon einmal eine Schweinerasse gegeben, die unserem heutigen hochgezüchteten Kulturschweine aufs Haar glich. Diese Züchtung ist offenbar erfolgt auf Grundlage des romanischen Schweins, in dem viele Forscher eine Kreuzung von gezähmten Nachkommen des europäischen und des indischen Wildschweins sehen wollen. Die Schweinezucht selbst ist nämlich wie die der anderen Haustiere uralt und geht bis in die jüngere Steinzeit zurück. Ihre Geschichte ist aber besonders dadurch verdunkelt, daß im Orient die Semiten und die von ihnen kulturell beeinflußten Völker das Schwein ablehnten. Für sie war das Schaf der Fettlieferant. Daher wissen wir auch so wenig über das Schwein in diesen Ländern, wenn es auch dort seit den ältesten Zeiten vorhanden war. War es doch nicht einmal in Palästina gelungen, das Schwein völlig zu verdrängen, wie das Wunder beweist, bei dem Christus die bösen Geister in die Säue fahren ließ. Bei den Ägyptern ist zwar eine Abbildung aus der Zeit der ersten Dynastie (3400—3200 v. Chr.) bekannt, dann aber fehlt das Schwein ganz bis in die Zeit des neuen Reiches. Hier erscheint es als ein langschnauziges, langbeiniges, wenig hochgezüchtetes Tier, das vorwiegend zum Eintreten der Saat benutzt wurde.

Digitized by Google

Weit wichtiger war die Stellung des Schweines bei den europäischen Völkern. Bei Homer erhielt der Schweinehirt Eumäos das schmückende Beiwort „der Göttliche". Und noch in späterer Zeit spielte das Schwein bei dem von den Römern suovetaurilia genannten Opfer, zu dem 1 Rind, 1 Schaf und 1 Schwein gehörte, eine bedeutende Rolle. Bei der Mißachtung im Orient muß man sich fragen, ist wirklich die Domestikation in Asien erfolgt, wie viele Forscher wollen, und ist die Gewinnung des europäischen Wildschweins, das dann zum Landschwein wurde, im Anschluß an diesen asiatischen Import erfolgt? Zu dieser Ansicht war man gekommen, weil man gefunden hatte, daß das älteste Schwein der Pfahlbauten, das sogenannte „Torfschwein", im Schädelbau dem indischen Wildschwein so glich, daß man glaubte, es nur von ihm ableiten zu können. Während Hausschweine vom Europäus-Typ erst später erscheinen. Daß die Pfahlbauten erst der Mitte der jungen Steinzeit angehören, und daß es schon vorher anderwärts Haustiere in Europa gab, wußte man damals noch nicht und nahm an, wenn das Wildschwein in Europa zuerst gezähmt sei und Stammvater des Torfschweins sei, müßte man gerade in den ältesten Pfahlbauten die Übergänge dazu finden. Freilich hatte Nehring schon frühzeitig gegen diese von Rütimeyer vertretene Ansicht von der asiatischen Herkunft des Torfschweins Widerspruch erhoben. Und er hatte auf die Wirkung der Gefangenschaft und des Kümmerns auf den Schädelbau des Schweins hingewiesen, leider jedoch, ohne dies durch genügend Zahlen oder Abbildungen zu belegen. Außerdem hatte er, der seine Untersuchungen vorwiegend auf norddeutsche Torfschweine gründete, in seiner vorsichtigen Art die Möglichkeit zugelassen, daß das norddeutsche Torfschwein von dem der Schweizer Pfahlbauten verschieden sei. So hatte seine Ansicht nicht den nötigen Nachdruck, sich gegen die ganz anders begründete von Rütimeyer durchzusetzen. Dann fand auch Pira, daß alle Unterschiede zwischen Torfschwein und Wildschwein nicht so tiefgreifender Art wären, um deswegen eine außereuropäische Abstammung des Torfschweins annehmen zu müssen. Sein Material entstammte Schweden. Und schließlich wies Ulmansky für das Torfschwein des Laibacher Moors direkt die Abstammung vom einheimischen Wildschwein nach. Seither habe ich durch meine Schüler Rickmann, Bäumler und Schröter die Frage nochmals eingehend studieren lassen. Die noch nicht veröffentlichten Resultate ihrer Untersuchungen sind kurz folgende: Das norddeutsche Torfschwein ist von dem der Schweizer Pfahlbauten nicht verschieden. Das indische Wildschwein ist vom europäischen nicht prinzipiell, sondern nur graduell verschieden. Verfolgt man nämlich die Entwicklung des europäischen Wildschweinschädels nach der Geburt, so stößt man auf ein Stadium, das etwa im vierten Monat liegt, wo der Schädel des europäischen Wildschweins in seinen wichtigsten Charakteren dem des indischen Wildschweins gleicht, d. h. das indische Wildschwein stellt gewissermaßen eine Jugendform des europäischen Wildschweins dar oder, stammesgeschichtlich gesprochen: das indische Wildschwein ist primitiver als das europäische Wildschwein. Es ist, wie wir das so vielfach bei asiatischen Säugetieren finden, die nach Osten abgedrängte rückständige Form.

Digitized by Google

Indien enthält sehr oft die primitiven, Europa die entwickelten Typen des gleichen Zweiges. Ich erinnere nur an die Hirsche. Nun wirkt aber andererseits die Domestikation auf Frühreife, d. h. das Wachstum wird in einem früheren Stadium abgeschlossen. Daher verhält sich, wie schon Nathusius wußte, das Torfschwein zum Hausschwein etwa wie ein Ferkel zum erwachsenen Schwein. Wir haben also zweimal Schweine, deren Schädel gewissermaßen auf einem jugendlicheren Stadium der Entwicklung stehenbleiben, als sie das europäische Wildschwein erreicht, einmal das indische Wildschwein und dann das Torfschwein. Ist es da ein Wunder, daß beide ähnlich sind? Auf nähere Verwandtschaft kann aber aus dieser Ähnlichkeit nicht geschlossen werden. Zum Überfluß liegt diesen neuesten Untersuchungen noch der Schädel eines in Gefangenschaft geborenen und aufgezogenen, mit vier Jahren getöteten europäischen Wildschweins zugrunde, der genau mit dem Torfschwein übereinstimmt. So bezeugen diese jüngsten Untersuchungen wieder den Scharfblick Nehrings, dem nur zu einem völligen Beweis das nötige Material fehlte. Osteologische Tatsachen allein können also nicht zum Ziele führen, wenn wir den Ausgangspunkt der Schweinezucht suchen wollen. Muß denn überhaupt angenommen werden, daß diese Zucht von einem Punkte ausgegangen ist? Schweine waren weit verbreitet. Sie sind leicht zu zähmen und pflanzen sich leicht in Gefangenschaft fort. Warum soll die Zucht nicht mehrfach unabhängig voneinander entstanden sein? Wenn wir in zwei so verschiedenen Gegenden wie Europa und den Ländern um das östliche Mittelmeerbecken Hausschweine schon im 4. Jahrtausend v. Chr. auftauchen sehen, und mindestens ebenso früh das Schwein in China auftritt, läßt das nicht allein schon auf zwei gesonderte Ausgangspunkte der Zucht schließen? In Mitteleuropa ist das Torfschwein heute so gut wie verschwunden, scheint aber nach Ulmansky im Südosten noch fortzuleben, und es ist nach ihm nicht ausgeschlossen, daß die krausen ungarischen und die romanischen Schweine auf das Torfschwein zurückgehen. Das romanische Schwein gelangte schon 1493 durch Kolumbus nach den Antillen und ist heute allgemein über Südamerika verbreitet. In Nordamerika ist der Osten das wichtigste Schweinezuchtgebiet, soweit der Maisbau reicht. Die wichtigste einheimische Rasse ist das mit modernen englischen Schweinen erzüchtete Polandchina-Schwein. Australien erhielt das Schwein erst im 18. Jahrhundert.

Der Vollständigkeit halber sei noch hinzugefügt, daß man für einige Schweine an der Guineaküste eine Abstammung von dem dort einheimischen wilden Larvenschwein (Potamochoerus) annimmt, dem sie äußerlich ähnlich sehen sollen.

Digitized by Google



M. Steckel phot. *Tillowitz.*

Schweineeintrieb im Walde gegen forstschädliche Insekten.



Käthe Hecht phot.

Mutterschwein mit Ferkeln.

Digitized by Google



Käthe Hecht phot.

Vielversprechende Jugend.



Käthe Hecht phot.

Mutterschwein mit Jungen.

Digitized by Google



Karl Soffel phot. *Ascania Nova (Südrussland), Frühling 1911.*

Zweihöcker-Kamelhengste auf der Steppe.
Camelus bactrianus L.

Digitized by Google



Karl Soffel phot. *Ascania Nova (Südrussland), Frühling 1911.*

Bei den Zweihöcker-Kamelstuten in der Steppe.

Camelus bactrianus L.

Digitized by Google

Das Kamel / Von Kurt Lampert

Nehmen wir ein großes wissenschaftliches Werk zur Hand, in welchem neben den Namen der heute lebenden Tiere auch die der ausgestorbenen aufgeführt sind, so finden wir bei der Familie der kamelartigen Geschöpfe über 1½ Dutzend Gattungen mit mehreren Dutzend Arten als ausgestorben verzeichnet, während nur zwei Gattungen, Kamel und Lama, sich noch in der heutigen Fauna finden und auch diese nur im ganzen in drei Arten. Ja wir dürfen sagen: das Kamel zählt heute schon zu den ausgestorbenen Tieren. Bis vor ein paar Jahrzehnten war die Ansicht fest verbreitet, daß das Kamel tatsächlich nicht mehr wild vorkomme, sondern nur noch in domestiziertem Zustand, als Haustier existiere. Zwar hatte schon Pallas vor etwa einem Jahrhundert Nachrichten über das Vorkommen von wilden Kamelen in Zentralasien erhalten, allein erst Przewalski, der große russische Forscher, dem die Geographie wie die Naturwissenschaft in der Entschleierung der zentralasiatischen Wüsten und Hochländer so außerordentlich viel verdanken, traf tatsächlich wilde Kamele an, wie es ihm auch gelang, in dem heute in der wissenschaftlichen Welt seinen Namen tragenden Wildpferde, Equus Przewalskii, den einzigen heute noch wild vorkommenden Vertreter unserer Pferde nachzuweisen. Nach Przewalski konnte auch Sven Hedin von dem Vorkommen wilder Kamele, die er oftmals auf seinen Reisen in den unwirtlichen Gegenden Ostturkestans angetroffen, Zeugnis ablegen. Heute wissen wir, daß das wilde Kamel an verschiedenen Stellen des großen Wüstengebietes, welches sich von dem Bergmassiv des Pamir, des sogenannten „Dachs der Welt" nach Osten hin erstreckt, vorkommt. Przewalski fand es besonders in der Nähe des Sees Lob-nor. Sven Hedin traf es mehrfach in dem von ihm durchzogenen Tarimbecken, dessen Ostpunkt der genannte See bildet. Vereinzelt kommt es auch in der Dsungarei vor. Häufiger wird es angetroffen in der Salzwüste von Tsaidam, zwischen dem Süd-Kuku-nor-Gebirge und zwischen dem Marco Polo-Gebirge.

Nach der Schilderung dieser Forscher leben die wilden Kamele in kleinen Trupps von etwa einem Dutzend Stücken zusammen in völlig wasserlosen Gebieten; während sie im ganzen echte Tiere der flachen Wüste sind, steigen sie doch auch im Sommer, wohl um dann der Hitze zu entgehen, im Gebirge Altyn-tag bis zu 3000 m empor, und hierdurch erklärt sich wohl auch das Vorkommen der Tiere in der Tsaidamwüste, zwischen welche und das Lobnorgebiet sich der genannte Gebirgszug trennend einschiebt. Besonders nach den Schilderungen von Sven Hedin sind die wilden Kamele durchaus nicht

Digitized by Google

scheu, so daß die Karawane mehrfach auf fünfzig Schritt an dieselben herankommen konnte.

Ist so das Vorkommen von Kamelen im wilden Zustand sicher nachgewiesen, so ist es doch eine andere Frage, ob es sich bei diesen Tieren wirklich um das Vorkommen einer von Haus aus dort heimischen Art handelt, mit andern Worten, ob das Kamel dort endemisch ist, oder ob die sogenannten wilden Kamele Nachkommen aus der Gefangenschaft entsprungener verwilderter Individuen sind. Ein bekanntes Beispiel eines derartigen Vorkommnisses sind bekanntlich die sogenannten wilden Pferde Südamerikas, die Nachkommen der von den Spaniern bei der Eroberung eingeführten Pferde sind, während unser Pferd niemals in Amerika wild vorkam. Sven Hedin neigt zu der Ansicht, daß die wilden Kamele von Tieren abstammen, die einst im Tarimbecken gezüchtet wurden. Während bekanntlich das Tarimbecken, Ostturkestan, heute eine absolut öde Sandwüste darstellt, in welcher die Flüsse versiegen, in welcher auf Hunderte von Kilometern kein Tropfen Wasser zu finden ist, in welcher tierisches und pflanzliches Leben bis auf ein Minimum völlig verschwunden sind, hat der schwedische Forscher, tief im Sand begraben, die Reste von Stätten buddhistischer Kultur gefunden, die uns zeigen, daß auch dort einst menschliche Ansiedlungen waren. Mit dem Verfall der künstlichen Bewässerungsanlagen, die von den Flüssen aus sich in das Land erstreckten, gewann die Wüste die Oberhand; die Flüsse versiegten, durch Sandstürme vielleicht katastrophaler Art, durch gewaltige Wanderdünen wurden blühende Städte verschüttet und liegen heute begraben in der als Takla Makan bekannten Wüste. Es ist nicht unmöglich, daß die Kamele als ausgesprochene Wüstentiere sich hier erhalten haben, auch nachdem der Mensch den Naturgewalten weichen mußte. Da sie ihre Nasenlöcher hermetisch zu verschließen imstande sind, können sie sich gegen die furchtbaren Sandstürme schützen, denen oft Herden von Schafen der umherziehenden Nomaden zum Opfer fallen. In erwähntem Fall würde die Besiedlung der Tsaidamwüste durch Überschreitung des Altyntag erfolgt sein. Von anderer Seite wird gerade das Vorkommen der wilden Kamele bei Tsaidam als Beweis für ihren endemischen Charakter angeführt.

Mag es nun hiermit sich verhalten wie es will: das Vorkommen des wilden Kamels ist jedenfalls auf einen kleinsten Teil der Erde beschränkt, während die gezüchteten Kamele über ein sehr weites Gebiet verbreitet sind und, wie es scheint, eine immer größere Rolle spielen werden. Sehen wir uns nun aber die merkwürdigen Tiere zunächst zoologisch etwas näher an.

Wir rechnen die Kamele zu den wiederkäuenden Paarzehern, die uns durch Rinder, Schafe, Ziegen, Hirsche, Rehe, Antilopen wohlbekannt sind. Von diesen allen aber unterscheiden sich die Kamele durch den Bau des Magens in bemerkenswerter Weise. Während dieser bei den Wiederkäuern fast allgemein aus vier Abteilungen besteht, die wir als Pansen, Netzmagen, Blättermagen und Drüsen- oder Labmagen unterscheiden, fehlt dem Kamel der Blättermagen, eine Eigentümlichkeit, die nur noch die Zwerghirsche mit ihm teilen. Außerdem fällt das Kamel auf durch seine hohe Gestalt mit

Digitized by Google

langen Beinen, den langen Hals, der gebogen getragen wird, und vor allem durch merkwürdige Höcker auf dem Rücken, die in der Ein- oder Zweizahl vorhanden sind. Diese Höcker sind nichts anderes als Fettanhäufungen, die, jeder knöchernen oder knorpeligen Stütze entbehrend, bei guter Ernährung fest und prall erscheinen, bei schlechter Ernährung aber schlapp werden und zurückgehen. Ebenfalls ein sehr charakteristisches Merkmal der Kamele ist, wenn wir die anderen paarzehigen Wiederkäuer zum Vergleich heranziehen, daß das Kamel auch im männlichen Geschlecht weder Hörner noch Geweihe, noch auch Andeutungen von denselben in Form von Stirnzapfen besitzt. Die Tiere treten mit einer breiten, elastischen, schwieligen Sohle auf, was der ganzen Familie den Namen der Schwielensohler, Tylopoda, verschafft hat. Die beiden kleinen Hufe kommen für das Auftreten kaum in Betracht, die Nebenzehen sind völlig verschwunden. Der ganze Körper ist mit einem zottig-wolligen, an einzelnen Stellen verlängerten Haarkleid bedeckt. Charakteristisch sind harte schwielige Stellen an Ellenbogen und Knie. Die Oberlippe ist tief gefurcht, am Gebiß ist bemerkenswert, daß im Oberkiefer im Milchgebiß drei Schneidezähne sind, im Dauergebiß nur einer; dieser ist eckzahnähnlich entwickelt und rückt an den in ähnlicher Weise hakenförmig gekrümmten, starken und spitzen Eckzahn heran. Eine höchst merkwürdige, freilich nur mikroskopisch nachweisbare Eigentümlichkeit der Kamele ist die Form der roten Blutkörperchen; während sämtliche Säugetiere runde Blutkörperchen besitzen, sind sie beim Kamel oval, eine Form, die von den Vögeln an den übrigen Wirbeltieren zukommt.

Bekanntlich werden zwei Arten Kamele unterschieden: das einhöckerige, Dromedar, Camelus dromedarius Erxl., und das zweihöckerige Kamel, auch Trampeltier genannt, Camelus bactrianus L.*) Das Trampeltier ist besonders in Zentralasien und im nördlichen Asien bekannt, das Dromedar, welches wir nur als Haustier kennen, hat sein Verbreitungsgebiet in Nordafrika, aber auch in Kleinasien, Persien, Nordwestindien und wird auch in zentral- und westasiatischen Gebieten gehalten. Umgekehrt wird das zweihöckrige Kamel auch in Nordafrika verwendet; so kann man z. B. bei Port Said Karawanen zweihöckeriger Lastkamele sehen. Von einer ausschließlichen Verwendung der einen oder andern Art können wir nicht sprechen, höchstens daß das Dromedar in den einen, das baktrische Kamel in den andern Ländern vorzugsweise gezüchtet wird. Auch eine gegenseitige Abgrenzung in einem und demselben Gebiet findet nicht statt. Zwischen beiden Arten kommt auch Kreuzung vor.

Mit Erfolg ist besonders das Dromedar vor einiger Zeit auch in Australien als Nutztier eingeführt worden. Nach Europa wurden Kamele, und zwar das Dromedar, wohl zum erstenmal durch Ferdinand II. von Medici eingeführt, der in San Rossore bei Pisa ein Kamelgestüt anlegte. Auch in Spanien wurde das Kamel eingeführt. Die übrigen Gegenden des süd-

*) Seitdem man weiß, daß auch beim Einhöckerkamel ursprünglich (im Embryonal-Leben) zwei Höcker angelegt werden, die später miteinander verwachsen, ist man teils geneigt, die Einhöckerform als ein Domestikations-Ergebnis anzusehen. Die Redaktion.

Digitized by Google

lichen und westlichen Europas sind nicht für Kamelzucht oder auch nur für Kamelverwendung geeignet. Wohl aber der äußerste Südosten und Osten, die russischen Steppengebiete, die sich in die westasiatischen Steppen unmerklich fortsetzen, fast ohne daß der Geograph die Grenze der beiden Erdteile hier anzugeben vermöchte. So hatte der bekannte Tierzüchter und große Tierfreund, Herr Friedrich Falz-Fein, welcher im Gouvernement Taurien in Südrußland ein gewaltiges Gut, Askania Nova, besaß, auf demselben nicht weniger als 120 Arbeitskamele in Verwendung. Nach interessanten Angaben Hagenbecks hat der englische Feldzug gegen die Mahdisten 60 bis 70000 Dromedaren das Leben gekostet; die italienischen Feldzüge gegen die Abessinier und Sudanesen 30000, die Expedition gegen den „verrückten Mullah" ebenfalls 30000. Bei dem Aufstand im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika wurden 2000 Dromedare zur Verfolgung des in die Kalahari entwichenen Hottentottenhäuptlings Simon Copper verwendet. Auch in jüngst vergangener Zeit half es dem Menschen bei seinem schauerlichen Tun.

Von beiden Arten des Kamels sind im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Rassen gezüchtet worden. Treffliche Reitkamele besitzen ebensogut ihren Stammbaum wie die edelsten arabischen Pferde, besonders berühmt sind die von den Tuaregs, den stolzen und kriegerischen Bewohnern der Sahara gezüchteten Reitdromedare, die unter dem Namen Mehari bekannt sind.

Wann zum erstenmal das Kamel gezüchtet wurde und als Haustier in den Besitz der Menschen überging, ist nicht bekannt, sicher aber ist es schon in frühester Zeit den Nomadenstämmen der Wüste gelungen, sich dieser für sie unentbehrlichen Tiere zu versichern. Schon auf assyrischen Denkmälern finden wir Kamele dargestellt, und zwar bemerkenswerterweise das baktrische Kamel. Aus dem Alten Testament wissen wir, daß die Amalekiter und andere kriegerische Stämme sich der Reitkamele bedienten, daß die Kamelherden einen wesentlichen Reichtum der Patriarchen darstellten, und aus der Fülle der sprichwörtlichen Redensarten, die sich im Orient mit dem Kamel verknüpfen, ist wohl jedem das vielbesprochene Gleichnis vom Kamel, das durch ein Nadelöhr geht, bekannt.

Es ist wohl anzunehmen, daß zuerst das zweihöckerige Kamel gezüchtet wurde, wie auch aus den angeführten assyrischen Abbildungen hervorgeht. Es kam wohl von Zentralasien aus über Persien, Mesopotamien, Syrien nach Ägypten. Hahn nimmt an, daß es zu Beginn unserer Zeitrechnung nach Westen nicht über Ägypten hinausreichte. Nach seiner Ansicht traten erst im 5. Jahrhundert afrikanische Stämme als Kamelzüchter auf, und erst mit dem Einbruch der Araber scheint das Kamel allgemeiner über den ihm zusagenden Teil Nordafrikas verbreitet worden zu sein.

Unterschiede zwischen den domestizierten Kamelen und den geschilderten der asiatischen Wüste bestehen so gut wie gar nicht. Kleine Differenzen im Schädel fallen dem Forscher auf, der Beobachter der äußeren Gestalt bemerkt, daß beim wilden Kamel die Höcker wesentlich kleiner sind. Nach Sven Hedin ist auch die Bewegung der wilden Kamele die gleiche wie die der zahmen; aber während bei diesen die Höcker fortwährend hin- und her-

Digitized by Google

schwanken, stehen sie bei den wilden unbeweglich, selbst bei der schärfsten Gangart.

Welche Rolle die Kamele in den beiden Arten für die Bewohner der großen Wüstenstrecken der Erde besitzen, ist bekannt. Die Durchquerung der afrikanischen wie der zentralasiatischen Wüsten wäre ohne das Kamel, besonders früher, gar nicht denkbar gewesen, und so ist das Kamel zu einem der wichtigsten Faktoren der Handelsbeziehungen verschiedener Völker geworden. Kamelkarawanen bringen auf der Strecke von Kalgan in China über Urga den Karawanentee in 15 bis 20 Tagen nach der russisch-chinesischen Doppelstadt Kiachta-Maimatschin, und ein anderer Karawanenweg führt seit Jahrtausenden westlich durch die Wüste nach Kaschgar in Ost-turkestan.

Es sei im Anschluß an unsere Bilder noch einiges über die Verwendung des Kamels in Zentralasien bemerkt. Bei allen Nomadenvölkern der zentral-asiatischen Steppen spielt das Kamel eine ganz hervorragende Rolle als Lasttier und als Reittier, ja es steht unter den Haustieren an erster Stelle. So erzählt uns Schwarz, der fünfzehn Jahre lang Astronom der Taschkenter Sternwarte war und Land und Leute Turkestans auf das beste kennen lernte, daß die Kirgis-Kaisaken, die dortigen Eingeborenen, als Lasttier fast ausschließlich das Kamel verwenden und auf ihnen, da Wagen nicht im Gebrauch sind, auf ihren Wanderungen die ganze Familie, Wohnung und die ganze Habe transportieren, während die Pferde frei in Herden mitlaufen, wie die Schafe und Rinder. Neben den zweihöckrigen Kamelen wird das einhöckrige verwendet, und es ist nach Schwarz beträchtlich größer und starkknochiger als das afrikanische und vorderasiatische, ja es zeichnet sich geradezu durch riesenhaften Körperwuchs aus. Die Führung der Kamele geschieht mittels Halfter; das Seil ist an einem in der durchbohrten Nasenscheidewand befestigten Pflock angeknüpft. Alle zu einer Karawane gehörigen Kamele werden der Reihe nach zusammengekoppelt, indem immer das Leitseil des folgenden Kamels an den Sattel des vorangehenden befestigt wird, und nur das erste Kamel wird vom Führer am Halfter geführt. Nach Schwarz bestehen solche Kamelkarawanen oft aus hundert und mehr Stück und verursachen in Dörfern und auf Straßen die reinste Verkehrsstockung, da die Tiere die Gewohnheit haben, daß das eine Tier nach rechts, das andere nach links ausweicht.

Für Turkestan gibt Schwarz als gewöhnliche Kamelladung sieben bis acht Zentner an, doch wird dies wohl nur für die besonders starken turkestanischen Kamele und für Bullen gelten, denn nach anderen Angaben sind vier Zentner die gewöhnliche Kamelsbelastung in Asien. Immerhin ist auch dieses noch ein ganz bedeutendes Gewicht. Mit dieser Last legt das Kamel etwa 40 km im Tag zurück, wobei es imstande ist, auch hohe Gebirgszüge zu passieren. Schon in Tiflis tritt dem Reisenden zum erstenmal das Kamel als Lasttier entgegen. Ungefähr einen Monat lang ist ein Tier auf diese Weise im Dienst, dann bedarf es einer etwa zehntägigen Ruhe und ist dann wieder zu neuer Arbeit bereit. In dieser Weise wird es im Herbst und Winter etwa sechs

Digitized by Google

bis sieben Monate in Anspruch genommen, und die Vermietung der Kamele als Lasttiere bringt den Kirgisen einen großen Gewinn.

Mit Anbruch der wärmeren Jahreszeit verlieren die Kamele alle Jahre vollständig ihre Haare, die in Büscheln ausfallen, und sie bleiben dann durch längere Zeit, etwa von März bis Ende Juni, ganz kahl. Es ist selbstverständlich, daß die Tiere während dieser Zeit sehr empfindlich sind und leicht Druckwunden erhalten. Die Haare werden gesammelt und meist zur Anfertigung von Stricken verwendet.

In Afrika wird das Kamel zu Karawanendiensten, besonders in der nordafrikanischen Wüste verwendet. Die Schnelligkeit einer afrikanischen Kamelkarawane wurde von Nachtigal bei sorgfältiger Messung auf 3,5 km in der Stunde festgestellt, wenn die Kamele im Vorbeigehen die seitlich am Weg wachsenden Kräuter aufnehmen; auf 4 km, wenn ihnen dies nicht möglich war. Für die asiatischen Karawanen werden von Przewalski 40 km für den Tag angegeben, was ungefähr den afrikanischen Angaben entsprechen dürfte. Die Reisedauer einer Kamelkarawane ist meist sehr lang. Es bleiben beispielsweise die Karawanen, die von Tripolis nach dem Sudan gehen, meist 14—18 Monate aus; für die Karawanen nach Wadai oder Timbuktu verstreichen bis 20 Monate, ehe sie zurückkehren.

Außer als Lasttier spielt das Kamel eine Rolle als Reittier. Bekannt ist die Flucht des Propheten am 16. Juli 622 von Mekka nach Medina, die Hedschra, der Beginn der mohammedanischen Zeitrechnung. Hierbei soll der Prophet auf einem vorzüglichen Reitkamel die ganze Strecke in kürzester Zeit zurückgelegt haben. Mohammed Ali soll auf der Flucht von Kairo nach Alexandrien die 25 Meilen betragende Strecke in zwölf Stunden ununterbrochen durchritten haben. Für das asiatische Reitkamel werden 100 km als Tagesleistung angegeben; die übliche Gangart ist Schritt und Trab; der letztere ist so rasch, daß ein trabendes Kamel nur von einem guten Rennpferd eingeholt werden kann. Vor allem ist die Ausdauer der Reitkamele hervorzuheben, wenn sie natürlich auch nicht übertrieben werden darf; doch hat auch diese natürlich ihre Grenze. Nach Brehm kann ein gutes Reitkamel drei, selbst vier Tage hintereinander täglich sechzehn Stunden lang traben, wobei dann in der kurzen Zeit von vier Tagen achtzig geographische Meilen zurückgelegt werden.

Auch noch zu allen möglichen anderen Dienstleistungen werden die Kamele vom Menschen verwendet; am wenigsten zum Ziehen von Wagen; dagegen finden wir es in Algier vor den Pflug gespannt, und auf einem unserer Bilder sehen wir, wie ein Kamel einen Steppenbrunnen bedient.

Gegenüber seiner Verwendung als Last- und Reitkamel sowie als sonstiges Arbeitstier tritt der anderweitige Nutzen des Kamels zurück. Immerhin ist der Vollständigkeit wegen zu erwähnen, daß die Milch des Kamels für die Besitzer des Tieres ein beliebtes Getränk bildet; für den Europäer ist die dicke, rahmähnliche, süße Milch zum mindesten von wenig angenehmem Geschmack; sauer geworden wirkt sie etwas berauschend. Von großer Bedeutung für die Nomaden der holzarmen Gegenden ist der Kamelmist, der als Brennmaterial dient.

Digitized by Google

Sprichwörtlich ist die Genügsamkeit des Kamels, wenngleich die Erzählungen von seinem Vermögen, viele Tage ohne Nahrung und Wasser sein zu können, übertrieben sind. Tatsächlich aber ist die Bedürfnislosigkeit des Kamels groß. Es ist ein echtes Steppentier. Die salzhaltigen Pflanzen der trockenen Steppen sagen den Tieren am meisten zu. Nach v. Schwarz brauchen die Kamele geradezu zu ihrem Gedeihen unbedingt das sogenannte Kamelskraut — Alhagi camelorum —, welches in den gänzlich wasserlosen Sandwüsten und Hungersteppen wächst; während kein anderes Vieh dasselbe vertragen kann, können die Kamele auf die Dauer ohne diese Nahrung nicht bestehen, wie die verunglückten diesbezüglichen Versuche gelegentlich der russischen Feldzüge in Turkestan wiederholt bewiesen haben. Auf fetter Weide werden die Kamele geradezu mager und gehen allmählich ein; ebenso empfindlich sind sie gegen jede Feuchtigkeit und Durchnässung. Die Tuaregs, von denen wir hörten, daß sie die trefflichsten Reitkamele züchteten, halten sogar schon die saftige Nahrung an den doch ziemlich dürren Nigerufern für gefährlich für ihre Tiere. Mit dieser Eigenart des Kamels hängt natürlich die Möglichkeit seiner Verbreitung und Verwendung auf das engste zusammen. So kommt das Kamel im Sudan nicht gut fort, da Regen, feuchter, überschwemmbarer Boden und feuchte Nahrung ihm nicht zuträglich sind. So fehlt es auch allen Landschaften des östlichen inneren und südlichen Afrikas; dagegen kommt es gut fort in den trockenen Landschaften des Nordostens und wird sich auch noch sehr nützlich erweisen im regenarmen Südwestafrika. Letzteres geht schon daraus hervor, daß Dromedare, die schon vor dem Aufstand in Deutsch-Südwestafrika eingeführt wurden, mit denen man aber nichts Rechtes anzufangen wußte, verwilderten und sich ohne Pflege dort erhielten. Im übrigen ist das Kamel nicht gerade ein Kostverächter. Przewalski erzählt, daß seine Kamele auch Ledersachen der Karawane fraßen, ferner getrocknetes Fleisch, selbst Vogelbälge, kurz alles irgendwie Genießbare oder vielmehr Ungenießbare. Auf der Weide frißt sich das Kamel in zwei bis drei Stunden satt, und die mongolischen Kamele können dann acht bis zehn Tage ohne Futter aushalten. Im Winter stillt das Kamel Zentralasiens sein Durstbedürfnis mit Schnee; im Herbst und Frühling genügt es ihm, wenn es etwa alle sieben Tage getränkt wird. Im Sommer dagegen, bei der oft gewaltigen Hitze, bedarf es alle drei, höchstens vier Tage der Tränkung.

Die geistigen Eigenschaften des Kamels halten leider mit seinen körperlichen in keiner Weise Schritt. Alle Reisenden, die mit Kamelkarawanen zu reisen Gelegenheit hatten, stimmen darein überein, daß beim Kamel Dummheit und Störrigkeit, äußerste Furchtsamkeit und Bockbeinigkeit in seltener Vollkommenheit sich vereinigen. Vor dem kleinsten ungewohnten Gegenstand oder Ereignis, einem großen Stein, einem Haufen Knochen, einem abstürzenden Gepäckstück kann das Kamel sinnlos erschrecken und davonrennen, und das Schlimme ist, daß dem einen Tier die ganze Herde in toller Flucht folgt. Mit dem Eigensinn und der Störrigkeit, der es erfolgreich gegen alles Zureden und Peitschenhiebe passiven Widerstand entgegensetzen läßt, geht

Digitized by Google

Hand in Hand seine Feigheit. Die einzige Waffe des Tieres, welches mit seinen Hufen einen Wolf niederzuschlagen vermag, ist das Speien, bekanntlich eine auch dem Lama zukommende Eigenschaft. Bei jeder wirklichen und eingebildeten Gefahr speit es die halbzerkaute Nahrung aus und brüllt aus Leibeskräften. Es ist merkwürdig, daß in keiner der vielen Reiseschilderungen, welche Erzählungen von Kamelreisen enthalten, eines sympathischen Zuges des Kamels gedacht ist. Immer wieder wird vor allem die Störrigkeit hervorgehoben und der Mangel jeglicher Anhänglichkeit an seinen Herrn. Nur der brutalen Gewalt gehorcht es, und nur seiner geistigen Trägheit ist es, wie es scheint, zuzuschreiben, daß es dem Menschen gegenüber, der ihm wohl nur als Peiniger und Feind erscheint, nicht von seiner Kraft entsprechenden Gebrauch macht, wenn es auch oft genug sich durch Schlagen und Beißen zu wehren sucht. In der Zeit der „Liebe" sind besonders die ewig brüllenden, störrisch-unberechenbaren Hengste über alles Maß widerliche, häßliche — ja gefährliche Geschöpfe.

Die Paarzeit des Dromedars fällt in die Monate Januar—März und dauert 8—10 Wochen; die des Trampeltiers in die Monate Februar—April. Nach dreizehnmonatlicher Tragzeit werfen die Stuten je ein Junges, das sie länger als ein Jahr säugen.



Digitized by Google



Karl Soffel phot. *Ascania Nova (Südrussland), Frühling 1911.*

Zweihöcker-Kamel beim Betrieb des Steppenbrunnens.
Camelus bactrianus L.

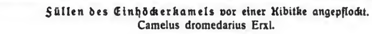


Dr. Karutz phot *Mangyschlak, Sommer 1909.*

Kamelmelken (Einhöckerkamel) bei den Kirgisen.
Camelus dromedarius Erxl.

Digitized by Google





Dr. Karutz phot. — Mangyschlak, Sommer 1909.

Füllen des Einhöckerkamels vor einer Kibitke angepflockt.
Camelus dromedarius Erxl.

Digitized by Google



M. Steckel phot. *Slawentzitz (O.-Schles.), Okt. 1906.*

Brunfthirsch auf der Tierfährte: eingeführter ungarischer Vierzehnender.
Cervus elaphus L.

M. Steckel phot. *Tillowitz (O.-Schles.), Juli 1907.*

Deutsches Rotwild: Mutterwild mit Kalb.
Cervus elaphus L.

Digitized by Google



M. Steckel phot. *Hohe Tatra, Dez. 1904.*

Ungarischer **Gebirgsrothirsch**, eingeführt. Auffällig feist und mähnenlos.
Cervus elaphus L.

Digitized by Google

Der Rothirsch / Von Fritz Bley

Der Frühling ist eingezogen und bedeckt alles Hirschland mit sattem Grün. Wo die Sonne nicht hinkommt, schickt er den Regen. Das hilft! Die Städter freilich schimpfen auf solchen Wonnemond. Aber der Bauer schweigt und bricht mit den Gäulen seine harte Scholle. „Kühl und naß, füllt Scheuer und Faß!" Als der Mai gewonnenes Spiel hat, ist ein Wachsen, daß man schier nicht weiß, was noch werden mag. Im Unterlande strotzen die Fluren. In Ostpreußen schießt der dunkelgrüne Roggen auf, daß er bereits den sitzenden Rehbock deckt. Die Hochmoore des Schwarzwaldes und Harzes, am Hohenlohe und Brocken, sind wie Schwämme vollgesogen. Enz, Nagold und Wurm, Bode, Selke, Oder und Holzemme gehen randvoll über Stock und Stein dem Rheine und der Elbe zu.

Die Städter schimpfen. Und wirklich, das unaufhörliche Naß wird nachgerade auch den Tieren des Waldes zu viel. Selbst der alte Rehbock ist mürrisch. Klee genug und schön saftig dazu! Aber ein paar Sonnentage täten doch not, um ihm die letzten Reste der Winterfarbe abzunehmen, die ihm nun nachgerade lästig werden. Wie alljährlich hat er im Roggenfelde seinen Stand genommen. Bei dem Wetter wäre es freilich molliger im hohen raumen Walde. Aber da kriecht jetzt um jeden Buchenstamm der verwünschte Grünrock, der sich faustgroße Augen vor die Nase hält und eine Blitzröhre über der Schulter trägt. Lieber nicht! Das Roggenfeld wird alle Tage höher, und der Klee steht dicht dabei!

Die Amsel traut sich nicht mehr vom Neste herab, und der Lerche wird angst und bange bei der Nässe unter dem Steiß. Aber noch sind die Eierchen warm. Nur aushalten! Hans Spielhahn oben auf dem Hochmoore, wo die Krüppelbirken und die dreihundertjährigen Zwergkiefern stehen, ist am wenigsten verzagt. Obgleich seine Hennen brüten, fällt er immer noch vor Morgengrauen auf dem alten Tanz- und Raufplatze ein und rodelt und jodelt ein paar Schnaderhupferl. Aber da es an Widerspruch und Anerkennung fehlt, wird ihm schließlich die Geschichte zu dumm, und er gibt das überflüssige Frühaufstehen auf. Sein vornehmer Vetter, der Herr Auerhahn, hat's schon längst getan und läßt, seit das Buchenlaub heraus ist, kein Geschnadel, kein Schleifen und keinen Hauptschlag mehr hören. Seine Hennen haben auch ihre liebe Not, trotzdem sie ihre Gelege unter braunem Farrengewirr an sanften Abhängen gebettet haben. Aber sie ducken sich, schweigen und brüten. Wenn das Hahnenvolk wüßte, wie überflüssig es ist um diese Zeit!

Genau so denkt die Bache, die ängstlich ihrem groben Keiler aus dem Wechsel bleibt und unter einem Windwurfe sich ein Loch wühlt, das sie mit

Digitized by Google

Moos sich hübsch auspolstert, zur Wochenstube für die erwarteten Zwölf — der Himmel stehe ihr bei!

Und genau so denken die Alttiere, die sich seit Wochen bereits das verstohlenste Plätzchen im weiten Bereiche ihres Waldes ausgesucht haben: eine von Brennesseln und Kunigundenkraut bestandene Frischung im Erlenwalde, ein rohr- und binsenbesetztes Bruch, eine Dickung in dürrer Kiefernheide, die Lehne einer Schlucht am wilden Kessel des Linn of Dee, oder auch das offene Heidekraut auf den Höhen über dem rauschenden Tay, einen verstohlenen Einsprung unter ragender Felsklippe in der grünen Steiermark, durch dichtes Tannengeäst vor dem Neide der bösen Welt geschützt. Ihre Hauptsorge ist jetzt, mit listigen Widergängen durch Wasser, das ihre Fährte verhehlt, von den Schmaltieren abzukommen, die ihnen immer noch folgen. Ein altes Gelttier übernimmt jetzt verständnisinnig die Führung der unerfahrenen jungen Dinger, die noch nicht wissen, wie weh Liebe im Leibe tut.

Die Hirsche mögen um diese Zeit sehen, wie sie ohne den Verstand der Tiere fertig werden! Und sie haben jetzt auch genug um sich selbst zu sorgen, im Bastgeweih, von Engerlingen und Rachenbremse geplagt. Jetzt, wo sie die letzten Büschel der Winterfarbe abstreifen, schauen aus den schorfigen Beulenöffnungen in der Haut schon die kleinen Larven der H a u t b r e m s e mit schwarzen Atemlöchern heraus.

Sie haben sich die Löcher durch die Haut des Hirsches gegraben, nachdem die Eier vom Hirsche abgeleckt wurden und die Larven vom Magen aus in einer langen Wanderung durch den Wildkörper bis unter die Haut gelangten. Leider ist die Frage noch nicht geklärt, in welcher Zahl bei diesen Feinden des Wildes die Weibchen vorhanden sind und was zu ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Bekämpfung geschehen kann. Dazu wäre insbesondere nötig, zu b e o b a c h t e n, welche Vögel etwa diese Fliege und ihre Verwandten vertilgen. Rotschwänzchen und Bachstelzen sollen dies tun. Von anderen erscheint es zweifelhaft.

Das Rotwild leidet unter der Entwicklung der Hautbrems-Larve sehr. Nichtswürdiges Jucken, bis das letzte Stück dieses Geschmeißes sich aus der Beule herausgedrängt hat, um zu Boden zu fallen und dort zu der langbeinigen, haarigen Fliege mit dickem Kopfe sich zu entwickeln! Und doch sind für Hirsch und Tier noch viel widerwärtiger die im Mai oder Juni schwärmende „r o t b ä r t i g e R a c h e n b r e m s e“ oder ihre „b u n t e“ Verwandte, die im Juli an allen von der Sonne erreichten Standorten des Hirsches herumfliegt und diesem im Fluge ihre Larven in die Nasenhöhle zu schleudern sucht. Das Wild kennt diesen furchtbaren Feind und sucht sich durch Schlagen mit den Läufen, Streichen der Nase im Grase und Schütteln des Kopfes bei wilden Kreuz- und Quersprüngen des Feindes zu erwehren. Umsonst: die Bremse ist unermüdlich, und die von einem zähen Schleim umgebenen lebendgeborenen Larven setzen sich doch schließlich trotz alles Niesens des Hirsches in dessen Nasenhöhle fest, wo sie ein warmes Bett zu ihrer Weiterentwicklung finden. Von dort wandern sie weiter bis in die Rachenhöhle, ja bis in die Lunge oder in das Gehirn! In diesem Falle tritt der Tod des Hirsches ein. Im anderen

Digitized by Google

haken sich die Eindringlinge mit ihren schnell entwickelten Mundhaken fest und leben von den Absonderungen der Schleimhäute. Ihre Atemröhre öffnet sich am hinteren Körperende, so daß sie herrlich und in Freuden leben, bis sie reif und speckfett sind und dann von ihrem ausgesogenen Wirte ausgehustet werden. Sie sind dann vier Zentimeter lang und kreuzfidel! Aber wie gottserbärmlich sieht der stolze Hirsch nach dieser Plage aus! Durch die Entzündung der Schleimhäute ist er bei der ohnehin im Nachwinter schlechten Äsung und Witterung heruntergekommen wie ein Landstreicher. Und nicht immer kommt er so leidlich gut davon; denn es bedarf eigentlich zu seinem Eingehen gar nicht des Vorhandenseins größerer Massen dieser Schmarotzer, sondern es genügen schon verhältnismäßig wenige Larven, um unter Umständen Stimmritzkrampf und dadurch den Tod herbeizuführen. Insbesondere aber bedeutet für die von der Rachenbremse befallenen Stücke sowohl beim Rotwilde wie beim Rehwilde ein plötzlich eintretendes warmes und weiches Wetter im Frühlinge oder Vorfrühlinge fast stets den Tod. Dies ist bei Rehböcken zu der Zeit, als diese noch vom 1. Mai ab jagdbar waren, wiederholt festgestellt. Und beim Rotwilde ist es über allen Zweifel frei erwiesen durch Forstmeister Hoffmann-Bonn. Auch dieser Waidmann weist darauf hin, daß die Larve der Rachenbremse sich verhältnismäßig langsam entwickelt, solange sie von der kühlen Winterluft bestrichen wird, die ihr Wirt einatmet, daß sie aber dann sehr schnell zu ihrer vollen Größe erwächst, wenn plötzlich weiche und schwüle Luft ihr Gedeihen befördert. In der Regel liegt dieser kritische Entwicklungspunkt aber bereits im Anfange des März, und jene erwähnten Rehböcke hatten sich eben nur in besonders kühlen Jahren bis Anfang Mai hingeschleppt. Gelangen die Larven nacheinander einzeln zur Entwicklung, so werden sie mit Leichtigkeit ausgehustet, entwickeln sie sich aber mit Schnelligkeit alle auf einmal, so bedeutet dies den Tod des Wildes, der unter furchtbaren Qualen stattfindet. Die Schmarotzer sitzen in den Hautfalten um den Drosselknopf herum so fest, daß der Hirsch in seiner Verzweiflung nicht mehr aus und ein weiß und schließlich unter furchtbarem stundenlangen Todesröcheln, bei dem er den Boden um sich herum wund wühlt, verendet.

Da wir in dieser Frage längst vor einer furchtbaren Seuche stehen, so muß man Forstmeister Hoffmann-Bonn durchaus darin beipflichten, daß es dringend wünschenswert erscheint, unser Wildschongesetz dahin abzuändern, daß der Abschuß aller schnarchenden und hustenden Stücke Rotwild auch zur Schonzeit gestattet würde. Denn mit dem erkaltenden Wilde verenden auch die darin lebenden Schmarotzerlarven. Und dies wäre, solange man keine Möglichkeit zur unmittelbaren Bekämpfung der Bremsen kennt, das einzige sichere Mittel zu ihrer Verminderung; denn unter den jetzigen Umständen gelangt alljährlich eine ungeheuer große Zahl von Larven selbst in solchen Stücken, die noch nachträglich daran eingehen, zur Entwicklung, und die Seuche greift in demselben Maße um sich wie die Tsetsekrankheit und die Schlafkrankheit in Afrika. Nur mit dem Unterschiede, daß die afrikanischen Glossinen auf allen möglichen Warm- und Kaltblütern leben,

Digitized by Google

während die Rachenbremsen nur in bestimmten Wildarten schmarotzen: die beiden erwähnten Östriden, die rotbärtige und die bunte, im Rotwilde, die „Stimulator" genannte Art im Rehwilde und die nach dem Oberförster Ulrich benannte Art im Elche. Und bei unserem in Rede stehenden Wilde kommt nur der Abschuß der erkrankten, nicht etwa der gesunden Stücke in Frage!

Leider kann man nicht einmal behaupten, daß es sich bei diesen Feinden um eine Auslese handelt, denn dies Geschmeiß befliegt ohne Wahl alles Wild, den stärksten Hirsch wie das schwächste Schmaltier. Wohl aber zeigt sich hier wieder, wie dringend notwendig im Haushalte der Natur das Raubzeug ist und wie geboten es erscheint, dies in gewissen mäßigen Grenzen zu schonen. In den Karpathen kann die Rachenbremse nicht zu der Verbreitung gelangen, die sie in den deutschen Wäldern unheilvollerweise erreicht hat. Denn dort reißt der Wolf jedes von der Bremsenplage heruntergekommene Stück, und er vernichtet damit die Brut des Geschmeißes, ehe sie ausfallen und sich weiter vermehren kann. Der Wolf ist und bleibt eben der beste Hirschdoktor, wie der Fuchs der beste Hasendoktor bleibt. Was sich alle diejenigen merken sollten, die in der rücksichtslosen Vernichtung des letzten Rotrockes und letzten Wildkaters ihrer Weisheit Schluß erblicken.

Die Rottiere leiden unter dem Bremsengeschmeiß nicht minder wie die Hirsche. Aber sie finden nicht so viel Zeit dazu, über ihr Mißbehagen mürrisch zu grübeln. Eines schönen Morgens liegt neben ihnen das hilflose, von der Mutter zärtlich beleckte, buntgefleckte Kälbchen oder deren zwei. Das wiederholt sich so, falls nicht das Tier im goldenen Weinmonate bei der Hochzeit zu kurz kommt, wohl zwanzig Jahre lang, bis in seine alten Tage. Das Setzen verursacht dem Alttiere oft schwere Wehen, bei denen es dann alle Scheu vor dem Menschen verliert. Es ist schon oft vorgekommen, daß Waldarbeiter oder Hirten in solcher Not das Kälbchen ans Licht gebracht und dem armen Wilde wie einer Kuh geholfen haben. Nach der Geburt liegt das Kälbchen still, steht nur auf, um zu saugen und duckt sich, sobald die Mutter leicht mit dem Laufe stampft, nieder. Nach einigen Tagen folgt es, anfangs unbeholfen und furchtsam, dann vertrauter der Mutter. Doch drückt diese es bei jeder Gefahr mit der Nase ins Gras und eilt anderseits, wenn sie abseits gezogen war, bei dem geringsten Klagelaute des Kalbes zu dessen Verteidigung herbei. Die Tiere sind dabei sehr mutig, namentlich gegen Hunde und in den Karpathen selbst gegen Wölfe, während der Hirsch, im Gegensatze zum Elche, Weib und Kind im Stiche läßt und bei der geringsten nicht von seinesgleichen ihm drohenden Gefahr, nur auf die eigene Rettung bedacht, sinnlos Reißaus nimmt. Wenn man ihn zur Brunftzeit in seiner Wildheit sieht, sollte man dem stolzen Hirsche solche Feigheit und Pflichtvergessenheit gegenüber seiner Familie nicht zutrauen!

Während der Setzzeit und, falls sie von Hautbremsen geplagt waren, oft erst nach dem Absetzen des Kalbes, glättet sich endlich auch das Haar der Tiere, das im Sommer sich nicht so sehr wie im Winter von dem der Hirsche unterscheidet. Man erkennt ja freilich auch im Sommer, abgesehen von

Digitized by Google

dem Kolbengeweih mit der gedrungenen Figur, dem stärkeren und mehr nach vorn gebogenen Halse, den Hirsch meistens auch am Haare. Gesunde und kräftigere Hirsche heben sich auf dem satten Grün des Grases durch ein leuchtenderes und tieferes Rot ab als die meist fahleren Tiere. Aber der rechte Unterschied in der Farbe zwischen beiden Geschlechtern kommt doch erst im Herbste zur Geltung, wenn der Hirsch sein Hochzeitskleid anlegt. Die krause Stirn und der dunkelgrau-braune Nasenrücken, der bis zur Brust mit zottigem straffen Haar bekleidete und an der Oberseite, manchmal auch an der Unterseite nahezu schwarzbraun erscheinende Hals geben dem Hirsche dann ein außerordentlich männliches und trotziges Ansehen. Die Oberseite des Rumpfes wird gelb-bräunlich, und der Spiegel tauscht seine helle Sommerfarbe für eine weißlich-rostfarbene ein, die sich auch über den Wedel hinzieht. In der Mähne des Hirsches stehen sehr häufig einzelne schwarze Haare, die man Borsten nennen könnte, neben braunen und hellroten, und man kann daraus unter geschickter Auswahl herrliche „Hirschbärte" zusammenstellen, die an Kraft der Erscheinung mit dem Gamsbarte wetteifern. Dagegen ist das Winterkleid der Tiere ein mattes Graubraun, das nach unten hin heller wird und bei der Mehrzahl (nicht bei allen!) den dunklen Rückenstreifen fast noch deutlicher zeigt als beim Hirsche. Es ist merkwürdig, wie scharf dieser dunkle Aalstreifen bei beiden Geschlechtern, von oben gesehen, sich abhebt. Bei der Beobachtung des Wildes vom Hochsitz sieht man, wenn es vollständig dunkel geworden ist, von dem ganzen stattlichen Wilde nicht das geringste als den schwarzen Aalstreifen, der wie eine Schlange durch das Gras zu schleichen scheint, so daß ein Unerfahrener nicht zu sagen vermöchte, was diese seltsame Erscheinung bedeute.

Wie der Rehbock hat auch der Hirsch ein „zweites Gesicht", dessen Mienenspiel eine ganz besondere Beredsamkeit entwickelt und dem aufmerksamen Jäger, auch wenn er sich von hinten seinem Wilde nähert, eine sehr verständliche Sprache redet. Es handelt sich dabei um die oft blitzartig schnelle und wechselnde Bewegung des Spiegels, die auf der eigenartigen Stellung der im Sommer helleren und im Winter weißlich rostbraunen Haare beruht. Im ruhigen Zustande des äsenden Hirsches legt sich das Haar ziemlich glatt an, so daß nur wenig vom Spiegel zu sehen ist. Sobald aber der Hirsch sich beunruhigt fühlt oder in leidenschaftliche Erregung kommt, spreizt sich der Spiegel aus und erscheint dadurch bedeutend größer. Für den Pirschjäger bedeutet dies die Mahnung zu ganz besonderer Vorsicht, denn in der Regel folgt dem unmittelbar das flüchtige Abgehen des Hirsches. Auch hierbei behält der Spiegel seine ausgespreizte Form. Da das Winterhaar straffer ist, so ist diese Eigentümlichkeit auch am Hirsche ebenso wie beim Rehbocke zur Winterzeit stärker wahrnehmbar.

Unser Kälbchen, das wir in seinen ersten Tagen beobachtet haben, verliert im Laufe des Herbstes die weißlichen Fleckenreihen in seinem rötlichbraunen Kleide und nimmt mit dem Winterhaare eine Farbe an, die sich von derjenigen der Schmaltiere kaum unterscheidet. Diese weißlichen Fleckenreihen stellen augenscheinlich eine entwicklungsgeschichtliche Erinnerung an

Digitized by Google

die ehedem überhaupt dauernd gestreifte oder gefleckte Zeichnung der Vorläufer unseres Hirsches dar. Wir wissen, daß der kaspische Hirsch sein Jugendkleid oft bis ins dritte und vierte Lebensjahr trägt. Im Parke von Woburn Abbey war im Jahre 1897, wie Lydekker erwähnt, ein Rudel von Hirschen aus Transkaukasien, in dem sich neben mehreren Tieren auch ein geringer Hirsch befand. Alle diese trugen im Kleide so viele Flecken, daß man sie fast hätte für Sika-Hirsche halten können. Vielleicht gehört zur kaspischen Rasse die von Fitzinger als C. elaphus varius bezeichnete Abart. Wir wissen auch, daß zuweilen bei einzelnen Karpathenhirschen bis in das zweite Lebensjahr solche Flecken vorkommen. Jedenfalls ist die Annahme ganz berechtigt, daß es sich bei den Flecken der Kälber um ein Erbstück von den ältesten Vorfahren handelt, denn nach dem „ontogenetischen" Gesetze hat jedes Einzelwesen während seiner ganzen Entwicklung vom Ei bis zum völlig ausgebildeten Tiere die gesamte Entwicklung seiner Art von den ursprünglichsten ältesten Vorfahren an zu wiederholen. Dabei muß man allerdings im Auge behalten, daß sehr häufig diese oder jene Stufe in der „ontogenetischen" Entwicklung des Einzelwesens übersprungen wird oder aber nur so schwach hervortritt, daß sie kaum noch bemerkbar erscheint. Wir nehmen dies namentlich beim Geweihwechsel in besonderer Schärfe wahr. Jedenfalls dürfen wir die gefleckte Färbung unseres in seinem Jugendkleide stehenden Kälbchens und die mancher kaspischen Hirsche bis in deren zweites oder drittes Lebensjahr als die Wiederholung eines früheren Zustandes dieser Art betrachten. Dies muß man um so mehr, als die gleiche Erscheinung bei sehr vielen anderen Tieren, u. a. bei den Frischlingen der Wildschweine, zu beobachten ist.

Es gibt in der Färbung der Hirsche natürlich auch sehr viele individuelle Unterschiede, genau wie beim Reh. Selbst in einem und demselben Rudel kommen verschiedene Abtönungen vor. Im allgemeinen kann man aber annehmen, daß die durch besonders kräftige Färbung, das heißt besonders helles Rot im Sommer und tiefes Schwarzbraun im Winter, sich auszeichnenden Hirsche gute und starke Kerle sind. In der Weidmannssprache nennt man diese „Brandhirsche". Der weiße Hirsch, der in alten Sagen eine so wichtige Rolle spielt, ist keineswegs so sehr selten, als man vielleicht annimmt. Heute findet er sich allerdings hauptsächlich nur noch in Parks. Im Wildpark bei Potsdam zum Beispiel schoß Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1888 einen weißen Edelhirsch von sechzehn Enden, und auch der jetzige König von Spanien bei seinem letzten Besuche einen silbergrauweißen Hirsch. In dem bekannten Klampenborger Parke bei Kopenhagen werden weiße Edelhirsche gehalten, und auch in dem dem Fürsten Hohenlohe gehörenden herrlichen Reviere Javorina in der Hohen Tatra stand in freier Wildbahn ein aus England eingeführter prächtiger weißer Hirsch. Jedenfalls handelt es sich bei diesen in England gezüchteten, vollkommen schneeweißen Hirschen keineswegs um sogenannte Albinos. Denn alle haben nicht die roten Lichter der Albinos, sondern sogenannte Glasaugen, das heißt eine bläulichweiße Iris. Die weißen oder blaßgelben Hirsche im Windsorparke haben auch fleischfarbige Nasen und

Digitized by Google

gleichfalls eine blaß-bläuliche oder hell-gelblichblaue Iris. In früherer Zeit hat man in fürstlichen Parks auch geflecktes Wild gehalten, doch ist man von dieser sicherlich wenig geschmackvollen Spielerei heutzutage zurückgekommen. Ab und zu kommen solche Schecken auch ohne menschliches Zutun zuweilen hie und da vor. Auch schwarze Hirsche werden von älteren Schriftstellern erwähnt. Wie sehr frühere Zeiten eine Vorliebe für „widersinnige" Färbung hegten, beweisen die Mitteilungen, die Altmeister Döbel in seiner „Neu-eröffneten Jäger-Practica" gibt. Von weißen Hirschen berichtet er auf Seite 3: „So gibt es auch weiße Hirsche und Thiere, welche aber gar rar sind, dergleichen Ihro Königliche Majestät in Pohlen und Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen bey Koldiß im Thiergarten haben, des gleichen auch ein weißes Thier in der Merseburgischen Aue sich schon einige Jahre aufhält. Auch ist mir bekannt, daß vor dreyßig Jahren ein weißer Hirsch und ein Thier bey Dobriluck in der Niederlausitz ist gefangen worden. Vor nunmehr sechsunddreyßig Jahren habe ich ganz weiße Hirsche und Thiere im Württemberger Lande in dem bey Ludwigsburg und Asperg seyenden Thiergarten gesehen, deren damals fünfzehn Stück beisammen waren, welche theils ganß Schnee-weiß und einige Silber-farbigt waren; ingleichen waren bei Eisenach im Thiergarten auch von Silber-Farbe etliche zu sehen."

Flemming erwähnt, daß nach altem Köhlerglauben der Anblick eines weißen Hirsches Unglück bedeute. Es scheint sich dabei um eine verblaßte Nebensage von der des weißen und goldgehörnten Gamsbockes zu handeln, dessen Anblick den Tod bringt. Die Wertschätzung, die der weiße Hirsch in alter Zeit erfahren hat, ruht jedenfalls zu einem guten Teile auf Sagengrunde, wie noch heute zahlreiche örtliche Kunde, z. B. vom weißen Hirsche über der Treysaburg, beweist. Auch in den Legenden vom heiligen Oswald, die sich als verchristlichte Form der Wodanssage darstellen, spielen zwölf weiße Hirsche mit goldenem Geweih eine bedeutende Rolle. Und bis in das Jägerlied der Neuzeit klingt es hinein von dieser hohen Wertung. „Es zogen drei Jäger wohl auf die Pirsch, die wollten erlegen den weißen Hirsch." Jedenfalls ist noch heutigen Tages der weiße Hirsch von einem Schimmer alter Poesie umgeben, und seine Wertschätzung steht deshalb ganz anders zu beurteilen als die von gescheckten oder Bläßhirschen zur Zopfzeit.

Die Kenntnis des Haares der Hirsche ist für den Jäger von allerhöchster Wichtigkeit. Denn erst nach dem auf dem Anschusse liegenden Schnitthaare kann er sicher den Sitz seiner Kugel ansprechen. Und dies bleibt bestimmend für sein Verhalten auf der Nachsuche. Ein guter Jäger, der auf einsamer Pirsch einen Hirsch geschossen hat, steckt sich, nachdem er den Edlen gelüftet hat, an den Hut einen Tannenbruch, den er auf den Schweiß der Wunde getupft und mit Schnitthaaren belegt hat. Beim Anblicke dieses Bruches muß jeder Jäger, der diesen Namen verdient, Antwort zu geben wissen, wo die Kugel den edlen Hirsch getroffen hat. Und von solchem Bruche heißt es im siebenbürgischen Jägerliede: „Ein Tannreis schmückt statt Blumenzier den schweißbefleckten Hut." Der hirschgerechten Jäger, die nach dem Haare den getroffenen Körperteil des Hirsches mit Sicherheit zu bestimmen wissen,

Digitized by Google

werden leider immer weniger. Und so kann es nicht überraschen, daß über das Gesetz des Haarwechsels selbst ein großer Teil der Jägerwelt sehr wenig unterrichtet ist, und daß oft das Wenige, das sie wissen, falsch ist! Aber auch die Wissenschaft hat lange Zeit sich in dieser Frage auf sehr falscher Fährte befunden, indem sie mit Dietrich aus dem Winckell annahm, daß im Herbste nur eine Verfärbung und eine merkliche Verlängerung des Sommerhaares stattfinde. Erst Forstmeister F. v. Raesfeld und Karl Brandt haben den sicheren Nachweis geführt, daß im Herbste ein wirklicher Haarwechsel stattfindet, der sich allerdings nicht wie im Frühjahre durch heftiges flauschartiges Abwerfen der alten „Farbe" bemerkbar macht, sondern langsam erfolgt. Die Richtigkeit der Ansicht Raesfelds leuchtet ohne weiteres ein, wenn man unter der Lupe sieht, daß das Sommerhaar oval abgeplattet, das Winterhaar dagegen rund im Querschnitt ist. Es kann sich doch ganz unmöglich ein ovales Haar in ein rundes verwandeln. Dr. Ernst Schäff hat übrigens auch an dem Rotwilde in dem von ihm geleiteten Zoologischen Garten zu Hannover festgestellt, daß das Sommerhaar im September ausfällt. Und die gleiche Feststellung wurde nachträglich an Hirschen gemacht*), die im September 1907 in freier Wildbahn erlegt wurden, u. a. z. B. an einem zurückgesetzten Achtender, einem uralten Hirsche, welcher bereits am 17. in voller Brunft stand: die Mähne war schon recht schwarz entwickelt, doch auf den Rippen fiel das Sommerhaar so stark aus, daß man es mit der Hand bei kräftigem Streichen zusammenwischen konnte. Es scheint, daß kräftige und junge Hirsche das Winterhaar früher anlegen als ältere und als Tiere, die durch das Säugen ihrer Kälber naturgemäß von Kräften gekommen sind. Aber wir wissen in dieser Hinsicht noch zu wenig Tatsächliches. Auch hier heißt es: beobachten!

Es ist bereits darauf hingewiesen, daß der Hirsch keine Gallenblase hat. Damit ist nicht gesagt, daß er keine Galle habe. Diese wird vielmehr in der Leber bereitet und tritt unmittelbar in die Verdauungsorgane ein. In den Sagen der alten Jägerei hat das „Hirzkreuz" eine große Rolle gespielt, das heißt das Hirschkreuz oder das Herzkreuz, das als Zaubermittel gegen alles mögliche empfohlen wurde. Es handelt sich dabei um ein bei alten Hirschen durch Verkalkung der um die Herzklappe liegenden Teile entstehendes kreuzförmiges Gebilde von knochenartigem Stoff, wie solche an den Gefäßwandungen pflanzenfressender Tiere in anderer Form öfter vorkommen.

Es ist dem Nichtjäger oft unbegreiflich, wie scharf der Hirsch im Walde die Art und Bedeutung einzelner Geräusche zu unterscheiden weiß. Der Lärm der pfeifend heransausenden und auf dem dunklen Bruchpfuhle klatschend und schnatternd einfallenden Enten stört ihn nicht in seiner Gemütsruhe. Und den knarrenden Ton des alten Postwagens beachtet er kaum. Aber das Knacken eines winzigen trockenen Ästchens, das der unter Wind heranpirschende Jäger zertrat, veranlaßt ihn, in wilder Flucht davonzupoltern. Dagegen ist die Sehkraft und das Unterscheidungsvermögen mittels der Lichter

*) Vom Verfasser.

Digitized by Google

beim Hirsche sehr gering namentlich bei unbeweglichen Gegenständen oder dem regungslos stehenden Jäger! Der Hirsch verläßt sich dafür auf seine Nase, deren hohe Entwicklung sich ja auch schon in dem anatomischen Bau des Schädels mit seinem großen Nasenrohre zeigt. Alle dem Hirsche angeborenen und nach ihrem Antriebe und Erfolge unbewußten Willensvorstellungen, die zu der Erhaltung seines Lebens oder, zur Brunstzeit, zur Erhaltung seiner Art dienen, sind hauptsächlich auf die Wahrnehmung der Witterung zurückzuführen. Auf der Fährte der ruhig vor ihm hergezogenen Tiere zieht der Hirsch zur Äsung; auf der Stelle, wo er wittert, daß sie heftig zurückgeprellt sind, wendet auch er schleunigst um, selbst in dunkler Nacht, wo er außerstande wäre, die Form der gespreizten Fluchtfährte zu sehen. Auf der stark witternden Fährte eines liebesiechen Wettbewerbers folgt der Platzhirsch dem Störer seines Rudelfriedens; der Fährte des brunftigen Alttieres zieht der Schneider, der eines zaghaften Schmaltieres der starke Kronenhirsch nach. Und alles dies weiß die noch feinere Nase des Schweißhundes zu unterscheiden, der bei der Leitarbeit der gesunden Fährte des Kapitalhirsches, den er bestätigen soll, unverdrossen nachhängt, wieviel anderes Wild sie auch gekreuzt haben mag!

Die Fährten- und Spurenkunde hat deshalb in der Lehre von den „gerechten Zeichen des edlen Hirsches" bei der Jägerei von jeher eine hohe Rolle gespielt. „Inmaßen," schreibt Altmeister Döbel a. a. O., „sich Niemand einbilden oder vorstellen darf, wenn nur gesprochen wird: das ist ein Jäger oder will ein Jäger werden, daß hierzu nicht viel gehöre! Ich versichere, gehöret bey einer Kunst was darzu, so gehöret gewiß und in der That gar Vieles darzu, das edle Waidwerk nicht nur zu erforschen, sondern auch sein Pouvoir in der That und Probe zu zeigen, daß es nicht allein zum Plaisir und Vergnügen, sondern auch zum Nutzen gereichen könne."

Das ist zum Glück noch heute so. Für Schwätzer und Blaustrümpfe sind beim Waidwerke, auch bei dem mit der Tinten-Feder, keine grünen Brüche zu holen. Denn es lernt in dieser Kunst niemand aus. Vieles wissen wir noch immer nicht, was so dringend uns nottut, und anderes, was nicht minder wichtig ist, gerät gar bald wieder in Vergessenheit, weil es nicht mehr genug geübt wird! Dahin gehört leider die Führung des edlen Schweißhundes auf der kalten Fährte, die Leitarbeit, und gehört auch die Kenntnis von den gerechten Zeichen des edlen Hirsches. Die alten Jagdschriftsteller führten zur Unterscheidung des jagdbaren Hirsches vom geringen Hirsche und vom Tiere nicht weniger als zweiundsiebzig gerechte Zeichen an. Dietrich aus dem Winckell schränkte sich bereits auf siebenundzwanzig ein. Um in dieser Kunst und Kunde die Anfangsgründe zu erlernen, tut der Neuling gut, sich den Lauf eines Alttieres und den eines Hirsches von gleichem Alter sowie die Läufe von Schmaltieren und Spießern recht genau zu besehen. Er wird dann bald auch die Fährten am Boden je nach der Breite der Schale, Stärke des Ballens, Spreizung oder Schluß des Trittes richtig ansprechen. Das läßt sich nicht aus Büchern lernen, so gute Anleitung diese, z. B. das mitten aus grüner Praxis geschöpfte klassische Werk des Forstmeisters von Raesfeld über „Das Rot-

Digitized by Google

wild", auch bieten; es will draußen in Wald und Feld geübt sein. Und bei der Verschiedenartigkeit der Fährteneindrücke je nach Wetter und Jahreszeit lernt sobald kein Jäger aus!

Unser Hirschkälbchen hat begreiflicherweise nur eine sehr schmale Schale und der Ballen ist bei ihm kaum entwickelt. Dementsprechend ist seine Fährte gering und unterscheidet sich von einer Rehfährte nur durch die immerhin breiteren Schaleneindrücke und die größere Spreizung des Trittes, namentlich aber dadurch, daß sie in einer schnurgeraden Linie geht, was die Jäger „Schnüren" nennen. Sein Schwesterchen vom vorigen Jahre, das Schmaltier, das der Mutter nun wieder folgen darf, sobald das diesjährige Kalb mit auf die Reise nach dem nächsten Kleefelde genommen werden kann, hat natürlich bereits viel entwickeltere Ballen, und seine Fährte kommt der des Alttiers bereits näher, wenn es sie auch in der Größe noch nicht erreicht. Bruder Spießer, der in seinem nach vorn durchgedrückten Halse und seiner gedrungenen Figur sich überhaupt bereits als junger Herr fühlt, und nur in seinen Scherzen mit dem Schwesterchen Schmaltier sich als Rüpel in den Flegeljahren zeigt, läßt in seinem geschlossenen Tritte sich schon ganz deutlich als Hirsch ansprechen. Freilich ist seine Fährte von der seines älteren Bruders, des Sechsenders, der ab und zu noch der Mutter einen Artigkeitsbesuch abstattet, sonst aber sich im Bewußtsein seiner Manneswürde zu den Hirschen hält, noch gar sehr verschieden, denn dieser setzt bereits den Tritt etwas von der Hauptlinie der Spur ab. Der Jäger, der alle Tage am Waldrande herumschnüffelt, bezeichnet das als „Schränken". Großpapa, der starke Vierzehnender, der immer so herrisch gegen das Schmaltier ist und diesem nicht die geringste Unterhaltung mit jungen Hirschen erlaubt, schränkt aber noch viel mehr. Der ist ja auch so lang und stark im Rumpfe, daß seine Schrittweite viel weiter ist wie die des Muttertieres, und seine Schalen haben so dicke Ballenabdrücke, wie kein anderer Hirsch im ganzen Umkreise des Waldes sie aufweisen kann. Er ist ja auch noch einmal so groß wie das Alttier, und wenn sein Geweih erst ausgewachsen sein wird, wie im vorigen Jahre, so kann er natürlich nicht so leicht über den Boden hingehen wie unser Kälbchen und sein Schwesterchen, das Schmaltier. Er drückt mit der Schwere seines Vorderteiles dann mehr auf die Vorder- als auf die Hinterläufe. Das kann man namentlich sehen, wenn er aus dem vertrauten „Ziehen", das heißt dem Schritte in das „Trollen", den Trab, fällt, oder gar „flüchtig", das heißt in Galopp, wegpoltert. Dann stehen auf seiner Fluchtfährte die Tritte der Hinterläufe nicht mehr in denen der Vorderläufe, sondern, weil er bei seinen Fluchten alle vier Läufe fast gleichzeitig aufsetzt, hinter diesen. Die Schaleneingriffe sind dann sehr weit gespreizt, und die „Oberrücken" oder „Geäfter", das heißt die oberen kleinen Schalen, berühren den Boden und hinterlassen deutlich in diesem ihre Abdrücke, wenn er weich oder sumpfig ist. Manchmal, wenn Hirsch und Tier es sehr eilig haben, rutschen auch die Schalen vorwärts und reißen dabei Gras und Erde heraus, die fortgeschleudert umherliegt. Wenn das Schmaltier und der Spießer auf eine solche Stelle kommen, so nehmen sie schleunigst Reißaus, denn da ist es ganz gewiß nicht recht geheuer!

Digitized by Google

Die Schrittweite rechnet der Grünrock, der sich im Walde zum Ärger des Leittieres um alles kümmert, zu den gerechtesten Zeichen des edlen Hirsches. Ein anderes Zeichen dieser Art ist die Stärke der Tritte, das heißt deren Breite und Länge. Natürlich ist dabei ein großer Unterschied zwischen den einzelnen Gegenden; denn der Gebirgshirsch hat eine größere Trittbreite als der spottweise „Heidebock" genannte geringe Hirsch aus dem Lüneburger oder märkischen Kiefernwalde. Und noch stärker spürt sich der schwere Hirsch aus Bellye oder Darda oder den einsamen Urwäldern des Buchenlandes. Die Maße schwanken bei alten Hirschen ungemein, entsprechen im wesentlichen aber ihrer Körperstärke. Um dies Verhältnis ungefähr anzudeuten, mag angegeben werden, daß z. B. ein märkischer Zehnender bei einem Gewichte von 120 Kilogramm ohne Aufbruch eine Trittbreite von 6,5 Zentimeter, ein ostpreußischer Hirsch im Gewichte von 180 Kilogramm eine Trittbreite von 8 Zentimetern, ein buchenländischer Urwaldhirsch von zehn Enden und einem Gewichte von 210 Kilogramm eine Trittbreite von 8,8 Zentimetern aufweisen. Aber man darf hieraus keine verallgemeinernde Regel ziehen. Die Verhältnisse schwanken von Revier zu Revier. Für den Jäger bedarf das Ansprechen des Hirsches nach der Breite des Trittes großer Übung. Denn oft ist die Fährte geringer Hirsche „geblendet", das heißt der Tritt des hinteren Laufes verbreitert den des Vorderlaufes. Auch beim Ansprechen einer stark schränkenden Fährte heißt es hübsch aufpassen, denn auch hochbeschlagene Tiere pflegen zu schränken, und auf hartem Boden ist die geringe Breite ihrer Schalen oft nicht so deutlich zu erkennen, daß man den Tritt von dem des Hirsches gleich unterscheiden kann. Da muß der Jäger sorgfältig spüren, bis er einen deutlich ausgeprägten Tritt findet, der ihm durch die Spreizung und die schmaleren Schalen als der eines Muttertieres sich verrät. Im allgemeinen schränkt das Kahlwild natürlich nicht, sondern schnürt. Da die Schalen des Hirsches im Tritt geschlossen sind, so zwängen sie etwas Erdreich in die Höhe, das man in der Weidmannssprache das „Fädlein" nennt. Dies und der Schluß der Hirschfährte sind sehr gerechte Zeichen. Die Schalen des Hirsches erscheinen nämlich nicht nur runder wie die des Alttieres, sondern sie sind durch die stärkere Abnutzung infolge des geschlossenen Auftretens auch tatsächlich runder geworden. Ferner ist zu achten auf den in losem Erdreich oder Schnee erkennbaren Eindruck der Oberrücken oder Geäfter des Hirsches, die mit zunehmendem Alter dicker und stumpfer werden und sich deshalb weiter auseinanderstellen wie die spitzen, nach unten gerichteten Geäfter des Kahlwildes. Fernere gerechte Zeichen sind der Beitritt, Kreuztritt, das Zurückbleiben oder Hinterlassen, die bei älteren und sehr feisten Hirschen sich als die natürliche Folge schwererer Beweglichkeit darstellen. Die Schalen des Hinterlaufes werden dann nicht mehr ganz genau in die des Vorderlaufes gesetzt, sondern geben gewissermaßen ein verzeichnetes Bild: der Kreuztritt zeigt drei Ballen, das Zurückbleiben oder Hinterlassen meist nur zwei. Dagegen zeigt das Übereilen, bei dem der Hinterlauf über den Tritt des Vorderlaufes hinausgreift, vier Ballen. Dies Zeichen ist nur geringen Hirschen eigen. Wenn in einer Fährte abgeschnittene Halme liegen, so ist diese sicher

Digitized by Google

die eines Hirsches, denn das Tier zerquetscht die Halme nur, da sein Schalenrand weniger scharf ist.

Hirsch und Tier lassen sich beim Niedertun zunächst mit den Vorderläufen nieder und stehen auch zunächst mit den Hinterläufen auf. Wenn der Hirsch dies in vertrautem Zustande tut, so bringt er seinen Hinterlauf bis weit unter sich, so daß dieser Tritt mitten in das Bett hineinkommt. Dies Zeichen, das man beim Tiere niemals findet, nennt der Weidmann den „Schloßtritt". Aber das große Buch der Natur bietet für die Beobachtung des spürenden Jägers nicht nur das eine Blatt, den weichen Erdboden; ebenso wichtig sind auch die gerechten Zeichen an Baum und Strauch:

„Willst Du erfragen,
wo der Hirsch hat geschlagen,
frag' keinen Jäger, der gibt Dir's nicht an;
frag' junge Tannen, bist besser daran!"

Unser Spießerchen wählt sich zum Fegen seines Erstlingsgeweihes ein schwaches, fingerdickes Bäumchen. Der alte Vierzehnender aber nimmt einen armstarken Baum vor und bearbeitet diesen derart, daß die abgeschabte Rinde zwei Meter lang in losen Fetzen herunterhängt. Wenn der Spießer oder sein zweijähriger Bruder, der Sechsender, durch die Dickung ziehn, so ritzen sie kaum die weichen Äste der Laubbäume. Wo aber der alte Vierzehnender durchgezogen oder gar flüchtig hindurchgeeilt ist, da hängen die zerbrochenen und zerknickten „Himmelszeichen" mit welkem Laube nach unten und verraten ihn auch, wenn etwa die Fährte im wässerigen Sumpfe zusammengelaufen sein sollte. Auch wenn in Ameisenhaufen, namentlich in alten verlassenen, mit dem Geweih herumgewühlt ist, darf man annehmen, es mit einem besonders übermütigen und wilden alten Hirsche zu tun zu haben. „Schneider" tun das wohl zuweilen auch, und sie reißen auch in scherzendem Übermute die Grasnarbe auf; das geübte Jägerauge kann aber doch gleich unterscheiden, wes Geistes Kind der Tunichtgut gewesen ist, der da gehaust hat.

Aus dem Nässen kann man ohne weiteres einen Schluß auf das Geschlecht ziehen. Das Tier näßt in die Tritte der etwas gespreizten Hinterläufe, der Hirsch aber zwischen die Tritte der Hinter- und Vorderläufe. Dies Zeichen gilt natürlich bereits bei dem Hirschkalbe und dem Wildkalbe, das heißt dem männlichen und weiblichen Kalbe. Ein sehr sicheres Zeichen bietet die Losung. Wer nur ein einzigesmal die eines Rudels angesehen hat, wird sofort an der dünneren und schlankeren Form der einzelnen Stücke die Losung der Tiere von der der Hirsche unterscheiden können. Die Stücke der letzteren sind gedrungener und an einem Ende zu flachen Näpfchen ausgehöhlt, während sie am anderen dementsprechend flache Zäpfchen zeigen. Dagegen ist die Tierlosung viel dünner und an beiden Enden zapfig geformt. In der Feistzeit ist die Losung des Hirsches so weich, schleimig und breiig, daß die einzelnen Stücke kaum noch zu unterscheiden sind. Das genaue Gegenteil davon zeigt sich zur Brunstzeit, wo infolge der fiebernden Hitze des Hirsches und der geringen Nahrungsaufnahme die Losung hart, formlos und gering erscheint.

Digitized by Google

Sie ist dann aber erst recht leicht von der des Tieres zu unterscheiden, die auch in dieser Zeit ihre gewöhnliche Form beibehält. Dagegen wird die Losung beider Geschlechter formlos und unkenntlich in Zeiten der bitteren Not, namentlich bei harten Nachwintern.

Aus allen diesen Zeichen kann ein Waidmann, der diesen Namen verdient, das Tun und Treiben seines Wildes mit ziemlicher Sicherheit und Bestimmtheit beurteilen. Aber mit noch viel größerer Bestimmtheit schließt der Hirsch aus den vom Jäger hinterlassenen Zeichen auf dessen freundschaftliche oder üble Absicht. Es ist ohne weiteres klar, daß dies Vorstellungsvermögen und das daraus fließende Denken des Hirsches sich in demselben Maße erweitert und vertieft hat, als der Mensch die Mittel vervollkommnete, mit denen er dem Wilde nachstellt. Jeder alte Jäger weiß, daß die Hühner in der Zeit der Vorderladegewehre besser hielten als heute in der Zeit der Browningflinten, und daß dies nicht etwa erst auf persönlichen Erfahrungen der bereits beschossenen Völker beruht, sondern in ihren ererbten und angeborenen Erfahrungsschatz, den Instinkt, übergegangen ist. Wo der Hirsch sich vertraut fühlt, da hört man zur Brunftzeit sein Schreien den ganzen lieben langen Tag; wo er aber weiß, daß ihm nachgestellt wird, da bricht sein wildes Rören erst lange nach Sonnenuntergang los und schweigt vor Tau und Tage. Wo er sich geschont weiß, da zieht er bereits in den Nachmittagsstunden zur Äsung und tritt in der Morgenfrühe wieder aus, um sein Frühstück einzunehmen. Wo er aber weiß, daß seinem Hauptschmucke von leisen Schleichern nachgestellt wird, die er viel mehr fürchtet als die laut durch den Wald kommenden Treiber, oder wo er in der Abenddämmerung beim Austreten auf die Felder schlechte Erfahrungen gemacht hat, da wagt er sich nicht vor völliger Dunkelheit zur Äsung hinaus und verzichtet lieber auf das saftigste Frühstück, als daß er Leib und Leben in Gefahr bringt. Ja, ein und derselbe Hirsch in ein und demselben Reviere hat ganz genau unterscheiden gelernt zwischen der Schonzeit und der Jagdzeit. Im Juli kann man ganze Rudel von Kolbenhirschen beieinander stehen sehen. Aber sobald sie ihre Geweihe einigermaßen blankgefegt haben, wissen sie, daß es sich nun empfiehlt, zu der alten nützlichen Heimlichkeit zurückzukehren; und keinen von ihnen kriegt man so leicht bei Büchsenlicht mehr zu sehen, sobald die Schonzeit vorüber ist. So trägt der Mensch mit seiner Kultur selbst dazu bei, das Wild, und besonders den Hirsch, zu größerer Schärfe des Denkens heranzuziehen! Aber solange das Wild in freier Wildbahn bleibt, wahrt es sich doch die hohen ursprünglichen Vorzüge, die es vor dem Haustiere auszeichnen. Denn dies wird unselbständig gemacht und verlernt, den Nachstellungen seiner Feinde mit der Geschicklichkeit des Wildes zu entgehen, für seine Nahrung im weitesten Sinne, z. B. Kalk-, Salz- und Gerbstoffaufnahme, mit der sicheren Folgerichtigkeit der Triebe zu sorgen, wie das Wild. Anderseits wird durch die Erziehung, die der Mensch ihm gibt, sein Gedankenkreis erweitert. Aber auf Kosten derselben ursprünglichen Triebkraft, die auch sein Herr, der Mensch selbst, in demselben Maße einbüßt, als seine Kultur sich entwickelt. Der Kulturmensch gelangt doch durch die höchste Summe seiner edelsten Bildung nur

Digitized by Google

immer wieder zu der Forderung: „zurück zur Natur!" Freilich in einem dann sehr viel vertieften und veredelten, nämlich im **bewußten** Sinne! Aber wie wenige ringen zu dieser Windung der Kulturspirale sich empor! Wie viele bleiben mit allem Wissenskram und aller noch so abgezogenen Denkweise im Zustande hilflosester Lebensunkraft stecken! Wie das tausend Exempel von Beispielen zerstreuter Gelehrter und schrullenhafter Grübler beweisen, die sich den Kopf darüber zerbrechen, wozu sie auf der Welt sind und **dies** Lebensweisheit nennen! Daß die höchste **Kraft** des menschlichen Geistes der **Wille** sei, bringen sie mit allem Sinnieren nicht zusammen. Und die Wertschätzung der höchsten **Blüte** des Geistes, der **Tat**, ist ihnen verlorengegangen, weil sie das Verständnis für den Wert des Antriebes, des sogenannten Instinktes, verloren haben.

Der Hirsch bringt es nicht zur **bewußten** Freude an der Natur. Aber er sinkt auch nicht zur Unnatur des verbildeten Stubenhockers hinab, dessen handwerksmäßig und einseitig gedrillter Verstand doch im Grunde genommen die allerminderwertigste der geistigen Eigenschaften darstellt und — eben darum! — mit so viel Geringschätzung auf „das blöde Tier" hinabsieht. Wer sich mit dem Gedankengange des Hirsches viel und eingehend zu beschäftigen hat, lernt anders über den alten Einsiedler denken.

„Daß Du gescheiter als der wolltest sein,
Jäger, das bilde nur ja Dir nicht ein!"

Nächst der Fährten- und Spurenkunde ist die Zahnkunde von ungewöhnlich großer Bedeutung für die Bestimmung sowohl des Alters als der Lebensbedingungen des Hirsches. Es ist deshalb dringend zu wünschen, daß in der heutigen Jägerei dieser wichtigen Seite des Waidwerkes mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, als jedenfalls jahrzehntelang geschehen ist. Denn sonst könnte man nicht so lange Zeit sich darüber im unklaren gewesen sein, daß das Abschießen gut veranlagter geringer Hirsche in jagdlicher Hinsicht ungefähr das Unverständigste darstellte, was man begehen konnte. Betrachten wir zu dem Zweck einmal das, in gewissem Sinne zu den Verdauungsorganen zu rechnende, Gebiß! Unser Hirsch-Kälbchen zeigte nach der Geburt zunächst nur die Milchschneidezähne und bekam nach vier Wochen die Milchbackenzähne und die Milchhaken, das heißt die oberen Eckzähne. Erst im Oktober wird es den ersten bleibenden Backenzahn kriegen und diesem wird im nächsten Mai der zweite, sogenannte Molar, das heißt Kauzahn, als fünfter in der gesamten Reihe der Backenzähne folgen. Im fünfzehnten Monate wird das mittelste Schneidezahnpaar gewechselt und ebenso die Milchhaken. In dem dann folgenden Oktober ersetzt der Spieß-Hirsch das zweite und dritte Milchschneidezahnpaar durch die bleibenden Schneidezähne, während der Ersatz des vierten Milchschneidezahnpaares erst im dritten Lebensjahr erfolgt. Der dritte Kauzahn als sechster und letzter in der gesamten Backzahnreihe tritt im Mai des dritten Lebensjahres hervor und alsdann vollzieht sich im folgenden Herbste der Wechsel der Milchbackenzähne, so daß im einunddreißigsten Lebensmonate der dann vermutlich ein Gabelgeweih tragende junge Hirsch

Digitized by Google

sein bleibendes Gebiß vollständig ausgebildet hat. Er besitzt dann im Unterkiefer acht Schneidezähne, während diese Zahnart im Zwischenkiefer fehlt. Das mittelste Schneidezahnpaar fällt durch seine besondere Breite auf, während jedes nachfolgende Paar schmäler wird. Im Oberkiefer trägt der Hirsch dann die kurzen stumpfen rundlichen Eckzähne, die beim Tiere wesentlich schmäler sind; und diese mit zunehmendem Alter sich abschleifenden und unter dem Einflusse der Ernährung mehr oder weniger bräunenden Eckzähne sind die vielbegehrten Granen, die wir als das letzte Überbleibsel der Hauer des Urahnen Paläomeryx anzusehen haben. In den weiteren Altersstufen nutzen sich die Backenzähne immer mehr ab und geben dem genauen Beobachter damit einen guten Anhaltspunkt zur Beurteilung des Alters der Hirsche. Freilich kann dieser Maßstab niemals für sich allein ausschlaggebend sein, sondern darf nur in Erwägung gezogen werden in Verbindung mit der sonstigen Körperbeschaffenheit, dem Gewichte, der Geweihausbildung usw. des Hirsches. Es versteht sich dabei ganz von selbst, daß gerade für die Abnutzung der Zähne die Beschaffenheit der Äsung und die sonstigen Lebensbedingungen in verschiedenen Gegenden von großer Bedeutung sind, während die Reihenfolge des Zahnwechsels vom Kaukasus bis zu den hochschottischen Grampians im wesentlichen dieselbe bleibt. Prof. Dr. Nietsche zu Tharandt hat für die Beurteilung des Lebensalters der Hirsche namentlich auch den Bau und die Abnutzung der Schneidezähne stark betont. Und es läßt sich nicht verkennen, daß, ebenso wie bei Pferden, bei dem Wilde diese Abnutzung Anhaltspunkte für die Altersbestimmung bietet. Aber freilich sind auch dieser Beurteilung enge Grenzen gezogen. Eins aber steht jedenfalls fest: solange nicht das Gebiß vollständig ausgebildet ist, kann man den jugendlichen Hirsch nach der Zahl der Milchzähne ziemlich sicher ansprechen, und den in mittleren Jahren stehenden Hirsch kann man immerhin leidlich zutreffend schätzen, wenn man die Abnutzung der Schneidezähne und der Backzahnkronen berücksichtigt bei der Beurteilung seiner gesamten Körperbeschaffenheit.

Die allgemeinen Kennzeichen des Alters liegen beim starken Hirsche in der Gedrungenheit und Perlung der Stangen, in deren tiefen Furchen und in den knuffigen Rosen, die auf nur kurzen Rosenstöcken sitzen. Außerdem läßt das Zurücksetzen des Geweihes auf ein hohes Alter schließen und ferner die Farbe des Haares, in dem viele Einzelhaare weiß sind und namentlich an der Stirn bei beiden Geschlechtern ein weiches grauweißes Haar steht. Auch werden die Lichter allmählich mit höherem Alter trübe, und die Schalen nutzen sich sehr stark ab, die Oberrücken zeigen nur noch Stümpfe. Alles dies reicht aber nicht zur Beantwortung der Frage aus, welche Zahl von Lebensjahren ein einzelner bestimmter Hirsch erreicht habe oder welche er hätte erreichen können, wenn nicht eine Kugel vorzeitig seinem Leben ein Ende gesetzt hätte. In dieser Hinsicht haben wir sehr viel von den alten Schriftstellern zu lernen und aus dem Gelernten sehr wichtige Nutzanwendungen für die eigene Gegenwart und Zukunft zu ziehen. Nach altem bildlichen Ausdrucke „stirbt der Hirsch nicht“, das heißt er lebt un-

Digitized by Google

absehbar lange. Franz von Kobell sagt: „Er tritt die Eichel in den Grund und sieht den Baum daraus aufwachsen, der ihm dann reichliche Mast liefert, und er sieht diesen Baum vergehen, daß er sein Geweih in den Stamm stoßen und das modernde Holz mit den Läufen zerstäuben kann." Pausanias erzählt, daß man in Arkadien einen geheiligten Hirsch gekannt habe, der ein Halsband trug, aus dessen Inschrift erkennbar war, daß er gefangen wurde, „als Agapenor gen Ilion zog". Pausanias glaubte daraus den wagehalsigen Schluß ziehen zu dürfen, daß ein Hirsch länger leben könne als ein Elefant, als dessen Alter man gegen zweihundert Jahre annahm. Die Ergründung dieses Geheimnisses hat bereits Alexander den Großen beschäftigt, der öfter gefangene Wildkälber wieder freiließ, nachdem ihnen ein Halsband angelegt war mit Angabe des Fangortes und der Jahreszahl. Ein auf solche Weise gekennzeichneter Hirsch soll im Alter von fünfundachtzig Jahren erlegt worden sein. Die vom „Allgemeinen Deutschen Jagdschutzverein" eingerichtete Wildmarkenkontrolle ist also, wie man sieht, durchaus nichts Neues; vielmehr ist uralt das Bedürfnis, unanfechtbare Urkunden über das Alter der Hirsche zu gewinnen. War doch bei den Alten schon der Ausdruck für ein selten hohes Greisenalter: cervinos annos vivere, das heißt die Jahre eines Hirsches erreichen. Auch aus neuerer Zeit ist uns noch häufig Kunde von sehr alten Hirschen überliefert. So berichtet Kobell von einem Hirsche, der über siebzig Jahre alt geworden ist im Parke des Grafen Hardegg zu Schmida bei Wien. Er setzte gewöhnlich zwanzig bis vierundzwanzig Enden auf und wurde in seinem zweiundsiebzigsten Jahre von einem Wildschützen erschossen. Ein anderer ungewöhnlich alter Hirsch ist von Louis Philipp im Jahre 1836 im Forste von Vincennes erlegt worden. Er trug um den Hals einen in die Haut eingewachsenen verwitterten und ganz schwarz gewordenen Messingring, der noch heute im französischen Museum aufbewahrt wird. Als man diesen Reif putzte, kam eine Inschrift zum Vorschein, aus der man erkannte, daß es sich um jenen Hirsch handelte, dem am 8. September 1808 die Kaiserin Josefine das Leben geschenkt hatte, nachdem er, damals ein Zweiundzwanzigender, auf einer von Napoleon veranstalteten Jagd im Netzwerke sich gefangen hatte. Nach dem einstimmigen Urteile der anwesenden erfahrenen kaiserlichen Forstbeamten war der Hirsch damals, im Jahre 1808, mindestens zwanzig Jahre alt. Er muß also im Jahre 1836 ein Alter von etwa fünfzig Jahren erreicht gehabt haben. Daß Hirsche, die im nachweisbaren Alter von zwanzig Jahren zur Strecke gelangten, ihre Lebenskraft durchaus noch nicht überschritten hatten, haben wir auf den letzten deutschen Geweihausstellungen wiederholt an ihren Geweihen festzustellen Gelegenheit gehabt. Döbel hat in seiner „Neueröffneten Jägerpraktika" das durchschnittliche Lebensalter des Hirsches auf dreißig Jahre geschätzt. Dietrich aus dem Winckell nahm dreißig bis vierzig Jahre an. Die erwähnten Feststellungen über die Erreichung des zweiundsiebzigsten und fünfzigsten Lebensjahres zwingen aber geradezu uns die Vermutung auf, daß die durchschnittliche natürliche Lebensgrenze des Hirsches wesentlich höher liegt, als selbst Altmeister Döbel angenommen hat. Und es herrscht heute unter allen erfahrenen Verwaltern jener Reviere, die

Digitized by Google



M. J. Hermann phot. *London, Richmond Park Sept. 1906.*

Schottische Hirsche an der Tränke.
Cervus elaphus L.

Digitized by Google



M. J. Hermann phot. *London, Richmond Park Aug 1906.*

Schottische Kolbenhirsche, verhoffend.
Cervus elaphus L.



M. J. Hermann phot *London Richmond Park Sept. 1906.*

Rothirsch. Alttier am Wasser.
Cervus elaphus L.

Digitized by Google



M. J. Hermann phot. *London, Richmond Park.*

Platzhirsch (schottischer), schreiend, mit Kahlwild.
Cervus elaphus L.

Digitized by Google

M. Steckel phot. Titlowitz (O.-Schles.), Okt. 1906.

Deutsches Rotwild (sechs geringe Hirsche und ein Tier) auf Äsung ziehend.
(Cervus elaphus L.

Digitized by Google

wirklich starke Hirsche bergen, wohl nur eine Stimme darüber, daß zur Erreichung wuchtiger und mächtiger Geweihe drei Dinge gehören: erstens Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe. Zweitens gute Äsung und sonstige richtige Lebensbedingungen und drittens Alter, Alter, Alter! Dieser Auffassung trat nun die jüngere Schule entgegen, die auf Frühreife durch zielbewußten Abschuß aller schlecht versprechenden Hirsche hinarbeitet und einen „Umtrieb“ von allerhöchstens zwanzig Jahren für richtig hält. Einstweilen hat die Not unseres Vaterlandes diese Träume zerstört.

Die Äsung ist natürlich bereits in der Jugend des Rotwilds auf dessen kräftige Entwicklung von höchstem Einflusse. Es ist klar, daß ein durch schwere Nachwinter und Bremslarven heruntergekommenes Tier sein Kalb nur schlecht zu ernähren vermag, wenn ihm zu allen Plagen auch noch im Mai und Juni die richtige Äsung fehlt, und daß das Kalb, sobald es selbst zu äsen beginnt, in seinem Knochenbau nur schlecht vorwärts kommt, wenn der Boden arm an Kalk und sonstigen Nährstoffen ist.

Nicht ohne Grund trägt der Hirsch in dem kalkarmen Schwarzwalde ein so leichtes und geringes Geweih. Nicht ohne Grund stehen auf dem Basalt Hirsche mit wuchtigen und gewaltigen Stangen. Die Leittiere wissen auch ganz genau, warum sie kurzes Gras lieber äsen als langes, und sie suchen deshalb lieber Hänge, Bergrücken und sonnige Höhen auf als feuchte Täler mit noch so üppigem Grase und Krautwuchse. Im deutschen Mittelgebirge auf Granit und Quarz bevorzugen sie das einjährige feine Rispengras der Aira-Arten, und auch im Winter sind ihnen die grünbleibenden feinen Blätter dieser Art willkommen. An Quellen, die nicht zufrieren, sucht das Edelwild gleich dem Rehwilde mit Vorliebe Kresse und Kräuter auf, die dort zu sprießen pflegen. Leidenschaftlich gern äst es auch im Walde die mit Unrecht in so üblen Ruf gekommene Mistel, und in höheren Lagen nimmt es gern auch gewisse Baumflechten an. Doch sind diese ebenso wie Heidekraut zwar eine gute Nahrung, verbessern aber nicht die Geweihbildung der Hirsche. Das Wild zieht sich deshalb um diese Zeit im Gebirge auch gern den Tälern und Ansiedlungen zu, wo es auf der Wintersaat die um solche Zeit zweifellos beste Äsung findet. Wenn der Frühling in den Wald einzieht, so bilden die ersten Sprossen der Anemonen, des Sauerklees und der Hainhirse eine Lieblingsäsung des Wildes, und später nimmt dies sehr gern auch das junge Baumlaub an. Neuerdings ist man darauf zurückgekommen, dies Laub in zartem Zustande zu werben und zu trocknen. Es ist ganz zweifellos, daß dies Laubheu, namentlich das von Feldahorn, Eberesche, Linde, Esche und Eiche eine ebenso wohlfeile als für die Geweihbildung der Hirsche wegen seines Gehaltes an Stickstoff, Pflanzenfett, Kalk und Phosphorsäure dienliche Winternahrung bietet. Seltsam genug, daß dies lange Zeit so vollständig verkannt werden konnte! Denn schon Hartwig sagt in seinem „Lehrbuch für Jäger“, daß dies Schaflaub, wie er es nennt, dem Rot- und Damwilde ungemein dienlich sei, und er empfiehlt, es in einen Meter langen Reisern von Eichen, Hainbuchen, Ulmen, Eschen, Linden usw. zu werben und in kleinen Büscheln oder Wellen an der Sonne zu trocknen und dann bis

Digitized by Google

zum Gebrauch einzuscheuern. Widersprechen wird man ihm freilich darin müssen, daß er als den geeignetsten Monat zum Schneiden dieses Laubes den August bezeichnet. Es empfiehlt sich vielmehr, das junge Laub, namentlich das von Eichen, zu werben, ehe es hart und fest geworden ist. Neben diesem Baumlaube bieten die, leider von der Forstwirtschaft in den letzten Jahrzehnten als Waldunkräuter verfemten, jetzt aber in ihrer Bedeutung für das Wild wieder besser gewürdigten Sträucher im Sommer und Winter gute Nahrung: insbesondere Weiden, Hirschholunder, Himbeere, Brombeere, Heidelbeerkraut, Ginster, Efeu, Besenpfriem, Hasel u. a. m. Auch dem Auerwilde, Hasel- und Birkwilde, Drosseln und zahlreichen anderen nützlichen Vögeln sind diese Sträucher mit ihren Knospen und Beeren sehr nützlich. Man sollte sie schon um deswillen nicht rücksichtslos vertilgen. In vielen Berggegenden, insbesondere in Schottland, sind sie ganz unentbehrlich. Was wäre der Hirsch auf den Einödheiden über dem wilden Loch-na-gar wohl ohne die Planta genista, das Wappenblatt der Plantagenets! Und was wäre der Hochwald, wäre die Mark ohne die leuchtende Goldpracht der Blüte des von fleißigen Immen umsummten Stachelginsters, des vielgescholtenen Besenpfriems, der überdies mit seinem starken Kaligehalt so sehr den Boden verbessert!

Kleeschläge werden vom Wilde begierig angenommen, und diese Äsung ist ihm sicherlich auch sehr dienlich, insbesondere den Alttieren, die Kälber zu nähren haben. Mit dem Fortschreiten der Jahreszeit ziehen sich die Rudel wieder zusammen. Die vorjährigen Schmaltiere und Spießer scherzen mit ihren diesjährigen Geschwistern, und man sieht bald wieder ein altes Leittier mehrere Mütter mit ihrer Nachkommenschaft führen. Anderseits stehen die Hirsche mit einigen Beihirschen um diese Zeit abgesondert und die ganz starken heimlich und allein.

Wo die Rudel durch den Wald den verlockenden Feldern mit duftendem Klee, blühenden Erbsen und allmählich reifendem Hafer zustreben, sind die Wechsel wieder breit und frisch ausgetreten, und auch die leicht erreichbaren Stellen frischen Wassers zeigen sich nun häufig besucht. Das Tränken ist dem Wilde im Sommer und namentlich im Winter ganz unentbehrlich. In schneereichen Wintern und in hochgelegenen Revieren, wo es an offenem Quellwasser fehlt, ist die Beschaffung von Trinkwasser für das Wild deshalb viel wichtiger als die von hinreichender Äsung. Im Sommer scheint das Wild sich weniger zu tränken, solange es saftige Gräser und Futterpflanzen annimmt, schöpft aber um so häufiger, wenn es auf reifende Hafer- oder Erbsenfelder zieht. Lange Zeit hat man sich in der Jägerwelt und sogar in den Jagdzeitungen darüber gestritten, ob das Wild überhaupt sich tränke. Insbesondere wurde bestritten, daß es tatsächlich schlucke. Die Freiaufnahmen haben inzwischen augenscheinlich bewiesen, wie sehr dies der Fall ist, und eine hinreichend große Anzahl von tatsächlichen Beobachtungen durch alte erfahrene Jäger hat auch schon längst bestätigt, daß das Rotwild trinkt. Es versteht sich aber von selbst, daß es sehr viel weniger Durst leidet, wenn es morgens Gräser äst, die über und über vom Tau getränkt sind.

Digitized by Google

Ebenso scheint man sich noch heutigen Tages in weiten Kreisen nicht klar über die große Überflüssigkeit von Salzlecken in solchen Revieren zu sein, wo bei dem natürlichen Nährsalzgehalt der Gräser das Wild zur Annahme von Kochsalz gar kein Bedürfnis verspürt, oder wo durch die Düngung der Wiesen in dem Kainit hinreichende Mengen kochsalzhaltiger Verbindungen in den Graswuchs gebracht werden. Daß in salzarmen Revieren die Salzlecke oder Sulze vom Rotwild begierig angenommen wird, steht natürlich ebenso außer Zweifel wie die Tatsache, daß zur gesunden Verdauung eine gewisse Menge von Salz unbedingt gehört. Es gibt aber noch heutigen Tages Wunderdoktoren, die eine parfümierte Salzlecke nicht nur als ein Allheilmittel für das Wild, sondern auch als unfehlbares Mittel für dessen Anlockung empfehlen. Sehr viele Käufer solcher Geheimmittel übersehen entweder oder sind aus Mangel an Erfahrung in forst- und landwirtschaftlichen Dingen nicht in der Lage zu beurteilen, ob nicht die in diesem Salzstein enthaltenen Stoffe in der Analyse der Waldgräser und Waldpflanzen ihres Jagdgebietes in hinreichender Menge nachweisbar sind. Die Jägerwelt ist aber in dieser Hinsicht heute noch genau so wundergläubig wie in früher Zeit, als fahrende Jäger das Land durchzogen und einander in der Anpreisung der besten Lock- und Geheimmittel überboten. Ähnlich wie mit dem Salz verhält es sich mit dem Kalkgehalte des Bodens. Es ist ganz zweifellos, daß dieser zur Geweihbildung unerläßlich ist, und man braucht zum Beweise dessen kaum noch das geringe Gewicht schlechter Geweihe und den durch Untersuchungen nachgewiesenen Kalkgehalt des Standbodens ihrer Hirsche zu vergleichen. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß in Gegenden von landwirtschaftlich hoher Kultur, wo ursprünglich kalkarme Böden durch reichliche Zuführung von Düngerkalk im Ertrage gesteigert sind, die Geweih- und Gehörnbildung der Hirsche und Rehböcke sich ungewöhnlich verbessert hat. Es soll gewiß auch nicht bestritten werden, daß durch Beimischung von phosphorsaurem Kalk zu der Winterfütterung, insbesondere zu Hafergaben, dem Wilde gut gedient wird; weit besser ist es aber auch in diesem Falle, wenn die Kalkzuführung auf dem natürlichen Umwege durch die Pflanzen infolge reichlicher Kalkung des Bodens geschieht. Jedenfalls wird dem Hirsche durch kräftige kalk- und nährsalzreiche Äsung der Wald, den die allzu nüchterne Forstgärtnerei aller Stauden und Ranken und aller Reize beraubt hatte, wieder lieb und zur wirklichen Heimat gemacht.

Das Waldgespenst.

Die Heide blüht in Abendsonnenglut! Um ihre zarten Kelche summt und surrt es in spielend frohem und emsigem Mühen, und alle bunten Falter tummeln sich in der letzten Sommerwonne. Die blühenden Distteldolden sind von Pfauenaugen überladen. Auf dem Dornbusche am Waldrande hat der rotrückige Würger für seine Jungen den Tisch gedeckt, sechs, acht Gänge für jede Mahlzeit, alles zappelnd auf die Dornen gespießt; und die junge Brut läßt sich's schmecken und lernt dabei das Handwerk. Im warmen Sande

an der Heideblöße stübert sich das Rebhühnervolk, und die alte Henne reckt sichernd das kluge Köpfchen. Ob sie es wagen kann? Die Luft wird mählich kühler, und der feine Abendduft meldet sich bereits über dem feuchten Wiesengrunde. Nun wird es wohl Zeit, abzustreichen und auf Äsung zu ziehen. Am Rande der Mergelgrube jagen die Schwalben lustig auf und nieder, bis hinter dem Saume des Waldes das Tagesgestirn versinkt. Da kommt es pfeifend durch die Luft gezogen: ein Schoof Enten ist im nahen See aufgestört und kreist nun über Wald, Wiese und Heidebruch, um neue Zuflucht zu suchen. Eine Ricke mit ihren Kitzen tritt am Waldrande vor und äugt das Vorland ab, ob die Luft rein und das Austreten geraten erscheint. Schmalrehchen ist bereits draußen in der Wiese, und ein Spießböckchen, das in den letzten Wochen so viel Prügel vom starken Achtender gekriegt hat, tritt furchtsam aus und stürzt dann, als es sich sicher fühlt, in wilden Sätzen auf das Schmalreh los, das flüchtig vor ihm zu Holze zurückgeht. Da schallt es drinnen mit grober Stimme, und der Spießbock sucht eiligst das Weite. Der Achtender denkt aber nicht mehr ans Aufstehen. Zwischen breitem Farrenkraut und zerknicktem Himbeergesträuch hat er sich niedergetan, wehrt sich ab und zu müde nickend mit den Lauschern eine surrende Fliege ab und fragt nicht viel nach Spiel und Tanz. Aber den Spießbock läßt er sich deswegen doch nicht ins Gehege kommen. Das hätte gerade gefehlt! Draußen im Felde ist es jetzt ungemütlich für ihn geworden. Der Roggen, der so schöne Deckung bot, ist herunter; und um die Gerste haben die Schnitter bereits die Randschwad gemäht, damit das klappernde Ungetüm mit den vier Windmühlenflügeln seine Bahn finden kann. Da bleibt der alte Bock am liebsten in guter Deckung und wartet, bis das Licht weg ist, um dann zur Äsung auf das süße Erbsenfeld zu ziehen. Oder in das Mengekorn! Oder auf die Serradella! Der Tisch ist ja jetzt überall gedeckt für ihn! Auch für die Enten, die nun, als der Abend sich mit schweren Schatten auf die Erde herabsenkt und nur am Himmelssaume noch die letzten roten Bänder glühen, dahergestrichen kommen, um auf frisch gemähten Feldern einzufallen. Auch für die alte Bache, die mit ihren Beischweinen, wenn das letzte verräterische Licht geschwunden ist, heraustritt in den Hafer, dessen Ähren die Rotte schmatzend durch das Gebrech zieht. Ihre Frischlinge hat die Bache im Röhricht am Teufelsbruch gelassen, wo sie nach Schnecken und Gewürm das faulige Laub durchsuchen. Die unerfahrenen Dinger wissen noch nicht, mit welchen Gefahren das bißchen Freude an süßem Hafer und frischen Erbsen verbunden ist! Ehe sie nicht die Streifen im Jugendkleide los sind, haben sie im Felde nichts zu suchen. Im Teufelsbruch sind sie in guter Gesellschaft. Ein Alttier mit seinen diesjährigen Kälbern und seinen Jährlingen, dem Schmaltiere und dem Spießer, hat dort seinen Stand und weiterhin ein zweites und ein drittes. Wenn die Sonne sinkt, zieht das Tier der Suhle zu und wirft sich in den Morast, daß das Wasser der Blänke hoch aufspritzt. Wenn es mit schwerem Tritt wieder aufsteht und sich schüttelt, dann sieht es genau so kohlschwarz aus wie die kleinen Frischlinge. Der Spießer hat auch schon gelernt, wie wonnig dieses Schlammbad kühlt, zumal jetzt, wo er sich bei der reichlichen Äsung

Digitized by Google

von Hafer und Schoten vor Hitze oft nicht zu lassen weiß. Er begreift nicht, warum sein dummes Schwesterchen durchaus nicht in die Suhle mag, und sucht mit scherzenden Kreuz- und Quersprüngen es zum Annehmen des verlockenden Bades zu ermutigen. Dabei geht die Jagd durch dick und dünn, bis schließlich das Leittier mit den anderen herangezogen kommt und alle langsam dem Waldrande zuwechseln, um dort, hin und her ziehend, in weiten Bögen sich Wind zu holen von dem Felde, auf das sie austreten wollen. Als das dünne Bimm-Bamm der zehn Uhr schlagenden Dorfglocke herübertönt, nimmt das Alttier die Spitze, und in flottem Troll geht es hinaus bis mitten auf das wonnig duftende Erbsenfeld, wo eine Einsattelung das Rudel allen Blicken entzieht.

Auch der starke Vierzehnender, der mit seinen beiden Beihirschen, einem Zehnender und einem Achter, jetzt zuweilen auf den Feldern nascht, liebt um diese Zeit die Suhle; doch rinnt er gern auch auf dem Wechsel zu den Erbsen durch den schmalen See, in dessen Röhricht er tagsüber oft bis an den Hals stand, solange die ekelhaften verwünschten Dasselfliegen mit ihrem klebrigen Geschmeiß ihn bedrohten. Das ist nun vorbei, und sein einziges Ungeziefer sind jetzt die Hirsch-Lausfliegen, die zu Hunderten an ihm herumkrabbeln, ihm aber damit weit weniger lästig fallen als dem alten Förster, dem sie sich auf seinem Revierbegange in den grauen Bart und das dichte Haar setzen. Dem Hirsche hinwiederum ist der Jäger lästiger wie alle Lausfliegen seines Waldes zusammengenommen; und als erfahrener und gewiegter Menschenkenner meidet er auch nach Möglichkeit die Wechsel, welche das Rudel jetzt nimmt. Desto lieber rinnt er durch den erquickend frischen See und macht, wenn er morgens vor Tau und Tage wieder zu Holze zieht, im Röhricht noch ein paar verschmitzte Widergänge, ehe er zurückrinnt und das schützende Loch der Brandkuhle wieder aufsucht.

Da ist es gut sein, mitten im Weizenschlage am langen schmalen Düsterföhren-See! Die Brandkuhle ist ein mit hohen Erlen, Schilf, Kalmus und Riesenampfer bestandenes Bruch. Und der Weizen ist dies Jahr so üppig aufgeschossen, daß man kaum sagen kann, wo seine dunklen Halme aufhören und das Röhricht beginnt. Gesellschaft genug gibt es da. Vom See tönt noch immer das lustige Geschwätz des Rohrsängers herüber: „Karra, karra, karra, kiet, kiet, kiet!" Haubensteißfüße, die während des Sommers ihre Jungen auf dem Rücken reiten ließen, um sie vor frechen Schnapphechten zu hüten, lärmen nun mit den Flüggen in der stillen Morgenfrühe. Bläßhühner stimmen ein, und auf einem hohen Windwurfe am Rande der Brandkuhle sitzt der putzige Kerl, der sich für den König der Vögel hält, wippt mit dem niedlichen Sterz und schmettert ein Liedchen zum Himmel, das so laut klingt, als sei er größer wie die Rohrdrossel. Wenn der alte Hirsch morgens zurückwechselt und sich niedertut, so kommt er mit wichtigtuendem Eifer herbei, verbeugt sich unzählige Male, richtet sein Schwänzchen kerzengerade hoch und begrüßt den großen Tolpatsch, der das Mordsgeweih trägt, mit lustigem „Zeck, zerr, zeck, zerr!" An dem Wurzelstocke des Windwurfes hat er sein Schlafnest, und ein anderes baut er sich jetzt drüben an einer ver-

Digitized by Google

gessenen Garbe vorjährigen Schilfes. Und wenn der Winter kommt und alle anderen den Hirsch verlassen, wird er bei ihm ausharren und ihn warnen vor bösen Menschen.

Aber da ist noch ein anderer, der hier den alten Hirsch vor jeder Gefahr warnt: der Krüselwind, der jeden in diesen Kessel eindringenden Jäger sofort verraten würde. Ein Zeichen des Himmels hat dem Hirsche diesen Stand gewiesen. Eines Tages sah er vom jenseitigen Buchenhange aus, wie bei heller Sonnenglut in dem Kessel hier drüben die Heuschwaden in die Höhe gewirbelt wurden. In früher Nachtstunde liebt auch er dies neckische Spiel. Aber welcher fürwitzige Schneider trieb denn am hellen Mittage solchen an Selbstmord grenzenden Unfug! Bei schärferer Beobachtung aber sah er, daß gar kein Hirsch diesen Tanz der Heuschwaden verursachte, sondern daß ein ganz seltsamer Wind das bewirkte. Langsam hob dieser Schwad um Schwad auf, trug sie feierlich im Kreise herum, um sie sacht und behutsam wieder hinuntergleiten zu lassen. Den Wirbelwind, der in tollem Strudel alles über den Haufen schmeißt und wie ein wahnsinniger Schratt über das Land tost, den kannte er wohl. Aber nie zuvor hatte er dies anmutige Spiel liebkosenden Kreiswindes gesehen. Und als erfahrener Lebenskünstler zog der Hirsch daraus die gute Nutzanwendung: in diesem Kessel gab es immer warnende Witterung für ihn, von welcher Seite der verhaßte lautlose Schleicher im schilfgrünen Kleide auch kommen mochte! Noch in derselben Nacht prüfte er die näheren Umstände des Platzes, und das Ergebnis war: hier ist gut sein! Sollten wirklich einmal, was hier ja nicht wie drüben in der Pachtjagd vorzukommen pflegte, nichtswürdig freche Hunde mit krummen Läufen und hellem Halse oder gar klappernde Treiber es versuchen, ihn aus diesem Kessel herauszudrücken, so hätte er tausend Gelegenheiten, sich zu retten und schlimmstenfalls durch den See zu rinnen. Es müßte aber schon gerade der scharfe rotbraune Hund mit der Schwarznase sein, den der alte Jäger am Riemen führt, der ihn hier aus seiner beschaulichen Ruhe aufstören könnte. Der naseweise Achter weiß diese Vorsicht nicht zu würdigen, ihn lockt es Nacht für Nacht nach dem reifen Haferfelde; der schwere Weizen und der zarte Klee sind ihm nicht lecker genug. Er mag Gott danken, daß er der Führung des Alten sich anvertraut hat, den die Jäger „das Waldgespenst" nennen! Da lernt er, fein still im kühlen Bett sitzen zu bleiben, bis das verräterische Licht des jungen Mondes hinter den hohen Buchenwipfeln verschwunden ist. Und erst wenn die Schatten von drüben auf den See und den Weizenschlag herübergreifen, reckt sich der Alte mit schwerem Schloßtritte auf, schüttelt die steifen Knochen und die morastige Decke und nimmt die Nase vor den Wind, um dann behutsam aus dem hohen Röhricht auf den Bergkopf zu wechseln, wo der Weizen härter und dünner steht und die freie Nachtluft mit wohliger Kühle ihn umspielt. Nicht gar zu viel Zeit darf die heimliche Gesellschaft sich gönnen; schon als der Morgenstern über den Buchen herausschaut, mahnt der Alte zur Heimkehr. Nur die Wiese am Seemunde, über der jetzt schützende Nebel liegen, wird noch angenommen, und ein Weilchen äsen alle drei vertraut am Rande des Röhrichts in dem zarten Grase, um dann

Digitized by Google

durch den Weizen nach der Brandkuhle zurückzuwechseln. Kaum sind in dem unsicheren Lichte ihre Gestalten als schwimmende Punkte erkennbar, noch viel weniger ihre Geweihe anzusprechen. Sorgfältig vermeidet der Alte den tags zuvor genommenen Wechsel und, ohne Unterlaß sichernd, führt er seine Gesellen auf heimlichen Widergängen, deren Spur das Wasser verwäscht, in das verstrüppte Versteck zurück.

Er hat alle Ursache zu dieser guten Vorsicht! Als er noch ein unerfahrener Schneider von acht Enden war, ist es ihm schlecht bekommen, daß er an jeder Suhle und auf jedem weichen Waldwege seine übereilende Fährte abdrückte oder gar auf dem Rasen sein Insiegel hinterließ. Der Bauer, in dessen Haferfelde drüben er nachts so gemütlich schmauste, lag dem Jagdpächter wegen Wildschadens unaufhörlich in den Ohren; und eines schönen Morgens, als der Achtender vergnügt bei heraufziehendem Morgengrauen am Waldrande äste und an nichts Böses dachte, fuhr ihm aus heiterem Himmel ein Blitz entgegen, und es wurden ihm kleine Donnerkeile auf die Decke geblasen, die schrecklich wurmten und brannten. Alles Suhlen im kühlen See wollte dagegen nichts helfen. Lahm, kampfunfähig und heruntergekommen wie ein Strolch trat er in des Lebens schönste Zeit ein; aber kein noch so altes Tier wollte von ihm was wissen. Den Winter über kümmerte er entsetzlich, und die bösen Folgen machten sich im nächsten Jahre in seinem jämmerlichen Aufsatze geltend, mit dem er sich beim Rudel gar nicht sehen lassen durfte. Das hat er ja nun freilich überwunden. Denn sein Vierzehnendengeweih blitzt in weißen Enden, und die Stangen sind dunkel und reich geperlt. Aber mit dem ausgeheilten Vorderlaufe tritt er nicht mehr richtig auf. Und er weiß ganz genau, daß an seiner Dreitrittfährte die Jägerei der ganzen Gegend ihn kennt. Und deshalb hütet er sich, so gut es geht, sein Zeichen zu hinterlassen. Jedenfalls bekommt ihm das gut. Denn er ist bei dieser Vorsicht zu Jahren und zu dem Namen „das Waldgespenst" gekommen, der für ihn gewiß nur ehrend sein kann.

Der alte Förster, der ihn zuweilen drüben am Wiesenrande fährtet, meint, daß er gewiß acht Zentimeter Feist aufgelegt habe und daß die stärksten Hirsche der Gegend ihn an Gewicht nicht übertreffen dürften. Seine dreihundertundzwanzig Pfund wiege er aufgebrochen gewiß, und das sei für seine Gegend viel. Aber wenn der alte Förster davon im Wirtshause erzählt, so lächeln die Leute überlegen und schweigen höflich zu solchem „Jägerlatein". Erzählt er ihnen aber, daß „das Waldgespenst" jeden „auf die Hörner nimmt", der ihm zu nahe kommt, so glauben sie das! Denn im gräflichen Parke ist ein zahmer Hirsch eingegattert, der in der vorigen Brunftzeit seinen Fütterer beinahe totgeforkelt hätte! „Wenn das schon der Zahme tut," meint der Förster mit der unschuldigsten Miene von der Welt, „so kann man sich doch wohl vorstellen, wie böse erst ein solches Waldgespenst ist!" Natürlich! Wenn der Alte „heimwärts schnürt in seinen Bau", grieflacht er in sich hinein. So dumm brauchten die Kerle auch nachgerade nicht mehr zu sein, daß sie nicht wissen, wie der in freier Wildbahn lebende Hirsch den Menschen meidet und wie böse ein gefangener Hirsch wird, sobald er erst

Digitized by Google

einmal die Scheu vor dem Menschen überwunden hat! Aber so ist die Welt! Und warum soll gerade der alte Förster sie ändern wollen? Ihm kann es nur recht sein, daß der alte Vierzehnender sich so heimlich hält wie ein Waldgespenst. Einmal bringt er ihn doch dem Jäger vors Rohr, für den er bestimmt ist! Ist es nicht zur Feistzeit, so zur Brunftzeit, wo auch der Gescheiteste einmal eine Dummheit macht und mit sich reden läßt!

Daß der alte Schlaumeier durch den See rinnt, ist dem Förster längst klar. Und die Brandkuhle hatte er auch bald im Verdachte. Und daß da bei dem Krüselwinde nichts zu gewinnen und nur der Hirsch zu vergrämen ist, weiß er auch. Also fein sachte beobachten, wann der Hirsch kommt und wohin er zieht!

Der Vollmond ist da, und die Nacht sank herein in feierlicher Stille. Nichts stört die tiefe Ruhe, als das ferne Rufen des Waldkauzes. Da kommt er herbeigestrichen und hakt neugierig im Geäste des Erlenbaumes auf, in dem unser alter Grünrock sitzt. Und dann gleitet er verwundert hinüber zu der Eiche, in deren Zweigen er ein anderes Menschenbild gewahrt, regungslos wie Stein. „Hu hu huhuhu!" Dann wieder Totenstille. Eine Sternschnuppe gleitet herab vom voll ausgestirnten Himmel. Langsam verkürzen sich die Schatten der Bäume. Der Mond gewinnt den Plan. Da ziehen aus der Brandkuhle drei Gestalten herauf, die wie vom Lichte des Mondes versilbert erscheinen. Es sind die Hirsche, die im Weizen äsen und dann zögernd und sichernd sich am Seerande hin der Wiese zuwenden. Von dorther steht der Wind gut auf die Spitze des tiefen Grabens zu, der das Bruch entwässert. Und leise, wie auf Katzensohlen, gleiten eine halbe Stunde später die beiden Jäger von ihren Hochsitzen herab, pirschen im flachen Bogen durch eine Mulde des Weizenfeldes dem Graben zu und dann in diesem vorwärts. Quatschnaß vom Tau; was tut's! Vorn, wo das Mondlicht in den Grabenhals scheint, wird haltgemacht, der Rest der Feldflasche geleert und dann der Morgen erwartet, der endlich, endlich, endlich kommt. Noch kämpft er mit dem Mondlichte, das bleicher und bleicher hinter den Kronen des jenseitigen Uferwaldes verschwimmt. Da: vom Weizen bis an den Rücken gedeckt ziehen die Hirsche am Rande der Wiese durch den blassen Bodennebel hin. Nur einmal ist das hocherhobene Haupt des Vierzehnenders vom fahlen Morgenscheine umflossen. Da taucht es wieder unter. Doch jetzt wechselt der Achter bergan, der Zehner folgt ihm und endlich auch „das Waldgespenst".. Als sie den Kamm erreicht haben, wo der Weizen dem Starken kaum über das Knie reicht, spricht die Büchse. Hochauf setzt der Vierzehnender, um dann mit dem Äser am Boden in wilder Flucht dem Röhricht zuzustürzen, in dem er verendend zusammenbricht. Den Achter hat er mit sich fortgerissen, der Zehnender dagegen ist herumgefahren und strebt in rasender Flucht der Wiese zu. Rastlos macht er am Seeufer halt, dem Jäger die volle Breitseite bietend. Aber der hat die Büchse schon gesichert über der Schulter und gibt dem Zehnender den Weg frei zu dem Rudel hinüber, das jenseits der Wiese am Waldesrande zusammengeprellt ist und nun unter Führung des Leittieres dem Teufelsbruche zutrollt, wo es in der Dickung verschwindet.

Digitized by Google

Nur der kleine Schelm vom Zaune, der aus seinem Schlafnestchen schlüpft und mit verwundertem „Zerr, zerr!" sein Königreich umkreist, weiß nicht, was alles das bedeutet, warum der starke Hirsch so wild mit den Läufen schnellte und warum ihn nun ein so seltsames Zittern überläuft. Ängstlich wippend hüpft er hin und her. Da sieht er, wie der Recke noch einmal das müde Haupt hebt und dann steif und starr die Glieder streckt. Und die volle Erkenntnis des Schrecklichen kommt über ihn. Furchtsam birgt er sich im Brombeergebüsch. Nach einer Weile sieht er den Achtender, der noch immer in der Rohrdickung stand, durch die Halme fortschleichen. Aufmerkend vernimmt er das Knarren eines Wagens und sieht dann, wie der Förster mit einem hirschroten Hunde daherkommt, der die Nase am linken Knie des Alten hält. Voller Entsetzen schlüpft er ins Röhricht und hüpft von dort an einer Erle empor. Da sieht er einen zweiten Jäger dem Förster folgen und beide auf den Kamm des Hügels im Weizenfelde gehen. Dort nimmt der Alte etwas auf. Haar scheint es zu sein. Und dann reicht er dem jungen Jäger wie zum Glückwunsche die Hand. Zaunschlüpferchen versteht die Menschensprache nicht. Sonst würde er das Wort „Blattschuß" verstanden haben. Der kluge Hund scheint es aber vernommen zu haben; verständnisvoll blickt er zu seinem alten Führer auf, der ihn nun hin zur Fährte läßt. „Darnach, mein Hund!" Fest liegt der Hund im straffen Riemen, und nach zwei Schritten tut er den Widersprung, der anzeigt, daß er die Fährte für die eines Geweihten hält. „So recht, mein Hund!" Nach dreißig Schritten stößt der Hund die dunkle Nase tief in den Boden und wittert dann am Boden. „Laß sehn, mein Hund!" Lungenschweiß; alles in Ordnung! „Vornahin, darnach!" Feurig legt der Hund sich in den Riemen und doch ruhig dabei. Und mit furchtsamem „Zerr, zerr!" eilt der Zaunkönig davon, als Hund und Jäger zu der Dickung von Weiden, Segge und Röhricht hinarbeiten, in der am Wurzelwerke des Windbruches sein kleines Königsschloß hängt. Als das Röhricht vor ihnen aufrauscht, sieht der Zaunkönig mit Entsetzen, wie der Jäger ein großes Messer zieht, den Hirsch lüftet und dem Hunde drei Tropfen geronnenen Schweißes reicht. Der Schütze aber ist an den Hirsch herangetreten, prüft mit Waidmannsfreude die herrlich gebräunten Granen und das reichgeperlte dunkle Geweih mit der leuchtend weißen Krone. Da steckt ihm der alte Jägersmann ein Eichendreiblatt, mit dem Schweiße vom edlen Hirsche betupft, als Bruch an den Hut. Dann setzt er sein Waldhorn an die Lippen; und über den See und den morgenfrischen Herbstwald hin schwingt sich der Hirschtotruf als letzter Gruß an das heimliche Waldgespenst.

Der Brunsthirsch.

Die Blumen, denen der sanfte Sonnenwind die Kelche stäubte, und die mit ihrem Dufte und ihrer Farbenpracht bunte Honigdiebe und Falter dazu anlockten, den befruchtenden Staub zu übertragen, sind verblüht. Nur die Herbstzeitlose steht noch auf den feuchten Bergwiesen. Durch die Kronen des bunten Buchenwaldes fährt der Herbstwind, und der Nebel weicht das Laub

Digitized by Google

an, damit es um so schneller in der klaren Mittagsluft vergilbe und sich schmücke zum Totenfeste des Pflanzenlebens, das für den edlen Hirsch die Tage der Hochzeit bildet. Sein Liebestrieb und seine Kampflust sind nicht umsonst so eng verschwistert. Denn auf dem Urgrunde seiner wilden Eifersucht schlummert der Schutztrieb seiner Art, deren Wert für die Auslese nicht übersehen werden darf, da gerade diese wilde Eifersucht dafür sorgt, daß nicht die Schneider oder Altersmüden, sondern die Tüchtigsten auf dem Tanz- und Raufboden der Liebe den Preis gewinnen. Vom Siege in diesem Kampfe, der auf Leben und Tod geführt wird, nicht aber vom Beginn der Geschlechtsreife, über die kein Spießer durch kollerige Gelttiere aufgeklärt zu werden braucht, ist die Ausübung des Gattenrechtes bei dem Hirsche bedingt. Genau so wie sie es bei dem Manne im Urzustande aller Kulturvölker war, wie die uralten Gebräuche lehren, die auf den Brautraub als die ursprünglichste Rechtsform des Verlöbnisses zurückweisen. Der Brunftplatz zeigt uns eine ungemein wichtige Tatsache in immer neuer Augenscheinlichkeit: kein noch so sehr vom „Schrei nach dem Kalbe" geplagtes Gelttier kann einen Gatten sich erzwingen; denn der Antrieb und Angriff sind Sache des Hirsches! Und in dieser Verschiedenartigkeit des Liebesinstinktes liegt eine Welt voller Geheimnisse beschlossen. Dem Sieger auf dem Brunftplane wendet das Rudel seine Gunst als etwas Selbstverständliches zu, und nur hirschtolle alte Gelttiere, von denen der Herr des Platzes nichts wissen mag, geben dem quarrenden Schneider, der den Zaungast spielt, Unterricht im Tändeln. Der starke Hirsch aber, der Sieger über so viele stolze Kronen, liebt von allen seinen Schönen am meisten das schüchterne Schmaltier, bei dem Angst und zaghafte Zurückhaltung stärker sind als die geile Begierde, die jedem Erstbesten sich aufdrängt. Nicht nur in der Seele des edelsten Weibes der Menschenart kämpfen diese Gegensätze von Liebessehnsucht und züchtiger Scham ihren ewigen Kampf, dessen Widerschein im zarten Erröten der Jungfrau sich spiegelt: sie liegen schon in den Antrieben der Tierseele tief begründet und gehen, bei Lichte betrachtet, zurück auf Reizempfänglichkeit der Nerven für unbewußte Einwirkungen. Der männliche Keim ist es im ganzen Tierleben, der in schlängelnder Bewegung den weiblichen Keim in der Eiform aufsucht. Und je höher die Arten steigen, desto bestimmter unterscheiden sie sich in den beiden Richtungen der Geschlechter. Alle Hochschwingungen der Menschenseele, Heldenmut, Aufopferungsfähigkeit für die Art, alle Läuterung hinauf zum Idealismus beruhen auf dem geschlechtlichen Antriebe; denn der Held liebt als höchsten Lohn seines Lebens die züchtige, schamhafte Braut, die doch als Gattin und Mutter dann in Zärtlichkeit und weiblichem Opfermute ihn ergänzt als eine ihm gleichwertige Gefährtin, die nicht daran denkt, gleichartig sein zu wollen.

In der weiblichen Tierseele liegen auch beim Rotwilde bereits jene eigenartigen Gegensätze, die das Weib dem Manne zum süßen Rätsel machen: zurückweichende Sprödigkeit und zärtliches „Mahnen". Bis zu einem gewissen Grade haben ja die Hirsche die Einrichtung der „Gemeinschaftserziehung". Aber sie reicht nicht über die Spießerstufe hinaus. Sehr viel

Digitized by Google

früher als beim Menschen heißt es in der Kinderstube des Rotwildrudels: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe!" Sobald der Hirsch seinen zweiten Aufsatz trägt, also lange ehe er auf dem Brunftplatze mitreden darf, hält er es mit den Hirschen. Und nur wenn im Herbste die alle seine Sinne betäubende Brunftwitterung ihn umfängt, folgt er, den Windfang am Boden, den Spuren eines Einzeltieres, bei dem er, fern vom Haupthirsche, Erhörung zu finden hofft und oft wohl auch findet, wenn die Brunft auch bei den Tieren den Höhepunkt erreicht hat. Die Kämpfe um die Gunst der Tiere sorgen aber dafür, daß der Schwächling der Art des kommenden Geschlechtes nicht allzuviel Schaden zufügt. Anderseits sorgen diese Kämpfe auch dafür, daß der Hirsch mit der Kraft seines Vaters auch die Antriebe erbt, die diesen zum Sieger auf dem Brunftplatze gemacht haben. Beide Erbschaften sind seelisch unlöslich verbunden, genau so wie bei dem Herrn der Schöpfung auch!

Auch bei dem starken Hirsche nimmt die wilde Draufgängerei ihren Ausgang von dem äußeren Anreize der Brunftwitterung, die bei den Tieren je nach Höhenlage und Witterung im zweiten oder letzten Drittel des Erntemondes sich meldet. Die Brunft dauert bei dem einzelnen Stücke nur wenige, meistens wohl nur drei bis vier Tage, doch geht der eigentlichen Brunft ein den starken Hirsch aufs höchste reizender Zustand voraus, in dem das Tier durch ungemein starke Witterung ihn anlockt und doch wieder ihm ausweicht, bis er in wildem Sturmgalopp sich den Minnesold erringt. Der zerwühlte und zerstampfte Grund, auf dem ein sprödes Schmaltier vom wütenden Hirsche zum Stehen gezwungen wurde, veranschaulicht den Satz: am Anfange aller Liebe steht die Gewalt!

Allmählich führt diese zu immer wilderen Kämpfen der Hirsche, zu immer häufigerem Lohne des Siegers, bis dieser ein ganzes Rudel sich zusammengeschlagen hat, über das er als unbeschränkter Herr herrscht, falls nicht zuweilen der Starke auch einmal einen Stärkeren findet. Dann setzt es Hiebe, daß der ganze Wald vom hellen Klange widerdröhnt, als ob gute Klingen aufeinander oder auf blanken Harnisch träfen. Von der furchtbaren Kraft dieser Ringkämpfe zeugt manches in der Mitte der Stange abgebrochene Geweih. In Syrmien wurde im Jahre 1900 ein Vierzehnender geschossen, der mit einem anscheinend noch stärkeren Hirsche die ganze Nacht gekämpft hatte. Dabei waren ihm vom Gegner b e i d e Eissprossen und auf der rechten Stange das Mittelende abgebrochen. R. v. Dombrowsky erzählt, daß Prinz L. v. Rohan im Buchenlande eines Morgens einen Hirsch zur Strecke brachte, dem kurz zuvor im Kampfe unmittelbar oberhalb der Rose die starke, einen Umfang von 22 Zentimetern haltende Stange ausgebrochen war. Nach vorn, wo der Augensproß ausbiegt, war nur ein etwa 6 Zentimeter hoher Splitter dieses Sprosses stehengeblieben. Und doch waren in beiden Fällen die Hirsche mit dem zerschlagenen Geweih Sieger geblieben, denn sie standen beim Rudel, und ihre Gegner waren abgeschmettert.

Auch in der Sorglosigkeit, mit der er sich den Freuden der Liebe und des Kampfes hingibt, ist der Hirsch abhängig von dem, was er sich erlauben darf. Man könnte sagen: von seinen sozialen Verhältnissen. Der verwöhnte

Digitized by Google

Prinz im eingegatterten und wohlgehegten Forste nimmt sich mehr, viel mehr heraus als Junker Schmalhans, der nachts auf Bauers Kartoffeln ziehen muß, weil sein Rudel nicht dort fortzubringen ist. Und ein Hirsch in freier Wildbahn, der sich bei dem dort in der Zahl der Geschlechter herrschenden schlechten Verhältnisse vor brunftigen Tieren nicht zu lassen und zu retten weiß, schreit weniger als ein Hirsch in der Schorfheide oder der Rominter Heide, der um jede Schöne mit sieben alten Raufbolden streiten muß. In solchen Revieren erdröhnt der Wald den ganzen lieben langen Tag vom leidenschaftlichen Schrei der Hirsche. Und es ist klar, daß die ohnehin dort leichtere Übersichtlichkeit dadurch noch erhöht und die Pirsch auf einen bestimmten Hirsch erleichtert wird. In der freien Wildbahn gilt das Gegenteil.

In den deutsch-österreichischen Alpen ist der Hirsch durch die den ganzen Sommer über währende Beunruhigung ohnehin zum Nachttiere geworden, und die Hirsche wagen oft nicht, vor der elften Stunde auf die Almlichten herauszutreten. In den schönen Buchenwäldern der Mark kann man wohl oft auch in freier Wildbahn bereits gegen Abend die Hirsche schreien hören, aber sie ziehen doch selbst dort, wo sie sorgfältig geschont werden, aus den Dickungen erst spät abends heraus, und wer den starken Hirsch vors Rohr kriegen will, muß sich schon zum Frühbesuche verstehen. In Revieren, wo das Rotwild nur wechselt, gilt dies natürlich noch viel mehr.

Und doch durften wir es als ein hohes Glück bezeichnen, daß unserer Heimat noch in so vielen Gegenden der Schrei des edlen Hirsches als das Hohelied der herbstlichen Waidmannsfreude erhalten geblieben war. Das ist, Gott sei es geklagt, vorbei, und es wird langer, mühevoller Arbeit der Waidmannschaft und einer gründlichen Sinnesänderung des deutschen Volkes bedürfen, um unsere Wildstände wieder zu heben. Man braucht aber doch wahrlich nicht ein Jäger zu sein, um die hohe Schönheit und den adelvollen Reiz eines Brunftmorgens zu empfinden. Wie war diese herrliche Freude auch dem Arbeiter geboten, der in der Morgenfrühe seiner Arbeitsstätte im einsamen Forste zuschritt! Schon während der Nacht war wieder und immer wieder der eherne Ton eines starken Hirsches zu vernehmen. Gegen Morgen hin antwortete vom jenseitigen Waldsaume ein anderer, und über den Rücken des Berghanges tönte ein dritter und ein vierter Schrei herüber. Immer näher rückten sie dem Saume der Blöße zu: hinter ihren Tieren zogen die Hirsche von den Äsungsplätzen auf den Brunftplan zurück. Klar standen in der kalten Nacht die hellen Sterne am durchsichtigen Himmelsgewölbe; doch am Boden webten über den feuchten Waldwiesen bleiche Nebelschwaden hin, in denen, als nun das Morgenlicht heraufzog, die Gestalten der Hirsche spukhaft verschwammen. Oft auch verstärkte dieser Nebel mit dem Morgengrauen sich so sehr, daß er das ganze Schauspiel dem Blicke des Betrachters entzog. Aber dem inneren Auge des Mannes konnte doch kein Nebel die wilden Vorgänge verhehlen, die da unmittelbar vor ihm in oft fast greifbarer Nähe sich abspielten. In heftigem Trollen jagte ein starker Hirsch ein Tier und stieß bei jedem Tritt die rauhen, kurz abgebrochenen Töne aus, die an das erste Grollen erinnern, mit dem das Gebrüll des Löwen anhebt: Ho-ho-ho-ho! Dann

Digitized by Google

warf er das Geweih weit in den Nacken und stieß in langen, einander folgenden Ausbrüchen von Ärger und Sehnsucht den wilden Hauptschrei aus, der in seinem tiefen Ausholen am meisten Ähnlichkeit mit dem Gebrüll des Tigers hat: Uoh-oh-ooha! Bei jedem Absatze dieses Schreies gibt sich der Hirsch im ganzen Leibe einen Ruck, so daß die Luft weithin erzittert. Wie der Auerhahn in seiner Balzstellung zuweilen tief zu Boden geht und dann wieder sich kerzengerade aufrichtet und mit weit geöffnetem Schnabel seinen Hauptschlag der Krone des Standbaumes zuschnalzt, so kann man auch den Hirsch oft mit vorgerecktem Halse und geschlossenen Lichtern schreien sehen, und dann wieder beobachten, wie er das Haupt tief hintenüberlegt, um mit weit geöffnetem Windfange gen Himmel zu schreien. Mit dem stark durchgebogenen Halse bietet er dann ein eigenartiges Bild, das wohl kaum noch von einem Maler erfaßt, aber wohl oft genug von erfahrenen Jägern beobachtet ist. Die Freiaufnahmen haben inzwischen Hirsche in derartigen Brunftstellungen in erfreulicher Anschaulichkeit wiedergegeben. Und lebendiger noch stehen diese Bilder in unserer Erinnerung.

Mit dem auffrischenden Morgenwinde lichtet sich der Nebel, und der wilde Reigen vor uns auf dem bereiften Plane erreicht seinen Höhepunkt. Der Schrei des Platzhirsches wird von einem Mordskerle erwidert, der eben jetzt aus dem Nebel sich heraushebt. Von weitem schon hört man seinem Rufe den Ausdruck wilden Hasses und trotzigen Angriffes an: Uoh-Uo-Uooh-ooha! Wütend kommt er angetrollt: ho-ho-ho-ho-ho! Dann in Sicht des Gegners, verhofft er, um dem Platzhirsche die Herausforderung entgegenzuschreien: ho-ho-ho-hoooah. Noch einmal messen sich die Kämpfer und wühlen wütend den Boden auf, daß Wurzelwerk und Heide umherfliegen; dann schreiten sie langsam, mit gesenkten Geweihen, aufeinander zu wie Ringkämpfer, die mit tiefer Hand sich packen wollen. Ein paar kurze Finten, dann prallen die Geweihe ineinander, und der Kampf beginnt. Jeder sucht den anderen zurückzudrängen und zu ermüden, um ihm die Flanke abzugewinnen zu tödlichem Stoße mit dem Augensprosse. Ihre unterlaufenen Lichter zeigen Weiß, aus den aufgeblähten Nüstern dringt der heiße Odem, die Haare an dem von vielen Schreien geschwollenen Halse sind gesträubt und geben dem Kragen ein noch wilderes Aussehen. Jetzt liegen beide Kämpfer auf den Knien und stemmen die Hinterläufe tief in den Waldboden, jeden Muskel bis zum äußersten gespannt. Längst vom maßlos häufigen Beschlagen so ausgetrocknet, daß Haut und Mähne ihnen um die dürren Knochen schlottern, erscheinen sie als die Verkörperung wilder Rauflust. Und sind es! Beide wissen: es geht ums Leben. Hell klingt der Schlag ihrer stahlharten Geweihe durch den kühlen Frühmorgen hin, und in tollem Wirbel jagen sie im Kreise umeinander herum, um dann wieder einander schiebend zu drängen — bis der Schwächere fühlt, daß er das Spiel verliert. Wohl ihm, wenn es ihm dann gelingt, mit plötzlichem Rucke das Geweih zurückzunehmen und sich auf den Hinterläufen mit aufschnellender Wucht zurückzuwerfen, um sich in eiligen Fluchten zu retten. Mit ein paar weiten Sätzen bringt ihn dann der Sieger auf den Marsch, um darauf, sich zu seinem Rudel zurückwendend, einen Schrei

Digitized by Google

auszustoßen, aus dessen heftig abgerissenen Sätzen und donnerähnlichem Schlusse Zorn, Kampfbegier, Liebesraserei und überschäumende Freude am Leben in vollem Strome hervorbrechen. Aber wehe dem Besiegten, wenn in der Fluchtwende der Sieger ihm zuvorkam und mit blitzgeschwindem Stoße den Augsproß tief ihm in die Dünnung trieb! Fern im Röhricht oder im Schutze des Teufelsbruches wird der nächste Morgen ihn dann in brennendem Waidwundfieber qualvoll verenden sehen. Der Himmel sei auch dem Schneider gnädig, den der vom Kampfe heimkehrende Sieger in unziemlicher Zudringlichkeit bei einer seiner Harems-Schönen findet. Das Ausreißen eines solchen Windbeutels bildet das Satyrspiel nach dem Trauerspiele vom Waldrande drüben. Der Platzhirsch aber treibt sein Rudel wieder zusammen. Noch einige Male ertönt sein wilder Schrei. Dann zieht, ehe die Sonne den Plan bescheint, das Wild zu Holze. Und in der Suhle kühlt der Unersättliche seine heiße Glut.

Zu Brunftplätzen wählt der Hirsch in zusammenhängenden Forsten oft sehr große Blößen, auf deren Mitte er sich verhältnismäßig sicher fühlt. Er ahnt wohl, daß sein leidenschaftliches Treiben ihm Gefahr bringt. Zu seinem großen Heile wacht aber das Rudel für ihn, das dem Ausgange des Kampfes mit kühler Gelassenheit zusieht. In dieser Hinsicht sorgen die Tiere ebenso für die Sicherheit des Hirsches, wie die allezeit vorsichtigen und wachsamen Auer- und Birkhennen für die balzenden Hähne. Es ist im einen wie im anderen Falle schwer, an den Ersehnten sich heranzupirschen, ohne von seinem Weibervolke verraten zu werden.

Es wäre übrigens ein Irrtum, anzunehmen, daß die stärksten Hirsche am meisten schreien. Sie sind selbst zur Brunftzeit oft sehr heimlich und verlieren ihre kluge Selbstbeherrschung höchstens zum Schlusse, wenn es nichts mehr zu lieben und nur desto mehr zu hassen und zu raufen gibt. Solange sie noch ein schlankes Schmaltier haben, schlagen sie dies vom Rudel ab und treiben es in eine Dickung, aus der man nur ab und zu ein kurzes Knören vernimmt, dessen Ton in seines Basses Grundgewalt von der rauhen Zärtlichkeit des starken Kronenhirsches erzählt. Den allermeisten Lärm machen quarrende, am Schlusse in der Stimme überschnappende Schneider. Sie klagen, daß es einen Stein erweichen könnte, dem hellen lichten Morgen ihr Sehnsuchtsleid; und ihr Lied, das statt im dröhnenden Basse von o und tiefem a in Flageolettönen von ö und ä ausklingt, verrät die Unreife ihrer Flegeljahre. Wie grüne Burschen, die mit Schlägern von Weidenholz sich im Pauken üben, klappern und ringen sie mit ihren geringen Geweihen und kommen sich dabei furchtbar wichtig vor. Der Platzhirsch nimmt von ihnen keine Kenntnis, solange sie nicht die unsichtbar, aber bestimmt ihnen gewiesene Schranke überschreiten, die sich für dumme Jungen gehört. Und wenn sie gar versuchen sollten, ein vom Taumel der allgemeinen Liebesraserei ergriffenes Stück zu verlocken, so bringt er sie mit einem kurzen rauhen Schrei auf den Trab. „Ho-ho-ho-hooah!" Ins Menschliche übersetzt heißt das etwa: „Geh nach Jericho und lasse deinen Bart wachsen und dann komme wieder und rede mit uns!" Langsamen Schrittes von solchem Strafvollzuge zurückkehrend, tut

Digitized by Google

der Platzhirsch dann inmitten seines Rudels sich nieder. Mit einem schweren Plumps, dem man anmerkt, wie ruhebedürftig er ist. Aber das hindert ihn nicht, auch im Sitzen noch zu schreien. „O-oah-ha!" Das klingt dann wie ein warnendes Brummen, in das sich ein wenig gähnende Langeweile mischt. Etwa als wolle er herumlungernden Schneidern zuschreien: „Schert euch weg, ihr grünen Bengel, ihr seid mir zu dumm!"

Zur Nachahmung des Hirschrufes bedient man sich zuweilen einer wirklichen, einem Hirsche entnommenen und zugerichteten Drossel, häufiger aber einer Tritonmuschel, deren Spitze so weit abgeschnitten wird, daß sie eine Öffnung und gleichsam ein Mundstück bietet. Es ist klar, daß nicht ohne weiteres jede derartige Muschel als ein guter Hirschruf bezeichnet werden kann, auch wenn der Händler sie noch so schön herausgeputzt hat. Es gibt vielmehr unter Hunderten vielleicht nur eine, die wirklich den stark zitternden Ton des Brunftrufes in den richtigen Schwingungen wiedergibt. Es ist aber auch ebenso klar, daß die beste Muschel versagt in der Hand eines Jägers, der nicht ganz genau den Ruf desjenigen Hirsches kennt, den er nachahmen will und nachahmen muß, um den Gegner zu reizen, den er vor das Rohr bringen will. Nichts ist falscher als zu glauben, man brauche nur ein annähernd dem Hirschrufe gleichkommendes Rören in die Muschel hineinzuschreien, um alle Hirsche der Umgegend in wilde Aufregung zu versetzen. Und es ist unglaublich, wie eine solche Auffassung auch nur bei Anfängern in der Jagd Boden gewinnen konnte, da doch hinreichend bekannt ist, wie ungemein fein das Unterscheidungsvermögen im Gehör des Hirsches ist. Wie mag man nur glauben, daß ein alter Hirsch sich dazu verleiten lassen könnte, das ungeschickte Nachahmen des „Mahnens" für die wirkliche Stimme seines geliebten Schmaltieres zu halten! Denen, die in dieser Hinsicht unbelehrbar sind, hat aus einem anderen, aber ähnlichen Anlasse Andrew J. Stone in seiner Arbeit über das nordamerikanische Elch eine köstliche Antwort gegeben, indem er den Vergleich zieht mit den Seehunden auf den Pribilof-Inseln. Nach der Wurfzeit lagern da etwa zehntausend Junge beisammen, deren Mütter tagtäglich in die See gehen, um dort ihre Nahrung zu suchen und oft lange fortbleiben. Die Kleinen werden während dieser Zeit furchtbar hungrig und erheben natürlich ein zum Himmel dringendes Geschrei. Wenn eine Mutter an Land zurückkommt, so geht sie zwischen den Tausenden hindurch, um ihr eigenes Junges zu suchen. Tausende dünner Stimmen dringen fortgesetzt an ihr Ohr — für den Menschen klingen alle diese eine wie die andere gleich, aber die Seehundsmutter unterscheidet gegen neuntausendneunhundertneunundneunzig andere Stimmen die eine ihres eigenen Jungen. Mit Recht warf Stone daher die Frage auf, ob man denn glauben wolle, daß das Elch, das zu den schärfsten Denkern des Tierreiches gehört, dümmer sei als die Seehundsmutter. Dieselbe Frage darf man an die gedankenlosen Verächter des Hirsches richten.

Wie oft ist der einzige Erfolg einer ungeschickten Dilettantenmusik auf der Muschel der, daß der Hirsch verschweigt und vorsichtig zurückgeht, um sich diese Stelle für die nächsten vierzehn Tage gründlich zu merken!

Digitized by Google

Es gehört zur Nachahmung des Rufes ein sehr feines Gehör im musikalischen Sinne und Verständnis für die Eigenart des Hirsches. Der Ruf-Jäger muß sich in des Hirsches Denken und Empfinden hineinzufühlen verstehen. In solchem Falle ist dann freilich die Muschel ein ganz vorzügliches Mittel, um den verstummten Hirsch wieder zum Antworten zu bringen oder andere Hirsche aus weiter Ferne herbeizulocken. Sie kommen dann oft in voller Flucht angesetzt, um den der Stimme nach für schwächer gehaltenen Gegner zu bekämpfen. Ein berühmter Meister auf der Muschel ist Graf C. Dürkheim gewesen, der nach Franz von Kobells und R. von Dombrowskys einander ergänzenden Mitteilungen in den Bergrevieren der dem Fürsten Lamberg gehörenden Herrschaft Steier in Oberösterreich binnen vierzehn Tagen dreiundzwanzig sehr gute Hirsche schoß, die seinen Ruf angenommen hatten, trotzdem die Brunft bereits ihrem Ende nahte und die Hirsche sonst kaum noch meldeten. In einem ungarischen Reviere hatten zwei hochgestellte Jäger, die Vettern waren, weniger Glück. Als der eine von ihnen einen starken Hirsch vernahm, rief er ihn an und hörte zu seiner großen Genugtuung den Hirsch immer näher ziehen, so daß er bereits im Begriffe stand, die Büchse fertigzumachen, als er zu seinem Schrecken entdeckte, daß sein gleichfalls den Ruf meisterhaft gebrauchender Vetter ihm gegenüberstand. Unter den deutschen Jägern steht wohl als Meister des Hirschrufes Georg Graf zu Münster heute obenan. Ausgezeichnete Leistungen fanden wir auch bei den Huzulen in der Bukowina, die auf dem Ochsenhorne den Ton des Hirsches bilden: — nicht ihn hineinschreien.

Im Altai bedienen sich die Kalmücken zum Anrufe des von ihnen Maral genannten, dem amerikanischen Wapiti nahestehenden Hirsches eines Blasinstrumentes aus Lindenborke. Es gelingt ihnen damit, wie Major von Wißmann erzählte, ausgezeichnet, den Ruf ihres Hirsches nachzuahmen, der mehr an den des amerikanischen Wapiti als an den unseres europäischen Hirsches erinnert. Auch die nordamerikanischen Elchjäger rufen das Moos-Elch mit einem ähnlichen, aus Birkenborke hergestellten Instrumente an, das sie augenscheinlich den Indianern abgesehen haben.

Leichter als der, große Lungenkraft erfordernde, Schrei des Brunfthirsches ist das „Mahnen" der Tiere nachzuahmen; man braucht es eigentlich nur einmal wirklich gut gehört zu haben, um den Ton zu treffen. Es klingt wie ein dunkles äa, und man bringt es leicht heraus, wenn man es durch die mit zwei Fingern zugehaltene Nase spricht. Insbesondere ist es dort am Platze, wo der Hirsch in jungem, aber nicht übersehbarem Bestande oder Unterholze sich niedergetan hat und durch das Mahnen zum Aufstehen veranlaßt werden soll.

Wie der Beginn, so ist auch der Verlauf der Brunft vom Wetter ganz wesentlich bestimmt. Nichts ist gerade zu dieser Zeit dem Wilde willkommener als kalte und klare Nächte, denen ein bereifter Morgen folgt. Geradezu unleidlich ist ihnen dagegen warme und weiche Witterung. Nebel scheint ihnen keineswegs unangenehm zu sein, wenn er nur recht kalt ist. Und leidenschaftlich schreit der Hirsch bei leichtem Schneefall. Auch darin hat die

Digitized by Google



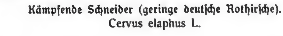
M. Steckel phot.

Deutsches Rotwild an der Suhle.
Cervus elaphus L.

Tillowitz (O.-Schles.), Okt. 1906.

Digitized by Google





M. Steckel phot. *Tillowitz (O.-Schles.), Okt. 1906.*

Kämpfende Schneider (geringe deutsche Rothirsche).
Cervus elaphus L.

Digitized by Google



M. Steckel phot. Tillowitz (O.-Schles.), Okt. 1936.

Deutsches Rotwild: Brunfthirsch (Achtender) mit Tieren und einem Beihirsch.
Cervus elaphus L.

Digitized by Google



M. Steckel phot. *Tillowitz (O.-Schles.), Okt. 1906.*

Deutscher Rothirsch: Alter Schadhirsch, zurückgesetzt, Gabelgeweih mit langen Spießstangen.

Cervus elaphus L.

Digitized by Google

Brunft des Rotwildes viel Berührungspunkte mit der Balz des Auerhahns und des Spielhahns, die gleichfalls kalte Morgen und bereiften Wald lieben. Gelegentlich hört man auch mitten im Winter Hirsche schreien. Meistens ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß in Revieren, wo es an Hirschen fehlt, einzelne Tiere zur regelmäßigen Brunftzeit nicht beschlagen sind. Unter anderen wurde vor dem Dambachshause am Hexentanzplatz im Winter ein Hirsch beobachtet, der mitten im Schnee ein brunftiges Tier trieb und natürlich heftig dabei schrie. In Dolfusbruch bei Schönlanke schrien und kämpften am 31. Januar 1905 nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr mehrere Rothirsche wie zur Brunftzeit, nachdem nach mehreren trüben, regnerischen Tagen plötzlich klares Frostwetter eingetreten war*). Auch in diesem Falle dürfte die Erregung der Eifersucht wohl auf ein verspätet in die Brunft eingetretenes Tier zurückzuführen gewesen sein. Es scheint aber, daß auch aus Gründen, die mit der Brunft überhaupt nichts zu tun haben, zuweilen einzelne Hirsche schreien. So schrie am 2. Juni zu Dolfusbruch*) ein Rothirsch anhaltend, ein anderer in Rohrwiese am 18. Mai 1906**) nachmittags sechs Uhr nach einem Gewitter, und man darf wohl annehmen, daß es sich in diesen Fällen, wo ein brunftiges Tier nicht bemerkt wurde, um den Ausdruck körperlichen Wohlbehagens handelte. Natürlich darf das Schreien nicht immer so erklärt werden, so wenig wie etwa das Brüllen der Wildrinder. Es ist vielmehr denkbar, daß, ebenso wie diese, der Hirsch gelegentlich auch aus anderen Ursachen in Aufregung versetzt wird und dann schreit. Und dies führt zu einer der am meisten umstrittenen Fragen. Im „Weidmann", Band 29, wurde vom Harzwildmeister Elten vom Ahrendsberge versichert, daß die Hirsche auch aus Mangel an Wasser schreien. Im Januar trat plötzlich starke Kälte ein, und alle Quellen froren zu. „Da schrien die Hirsche aus allen Richtungen bei Tage und Nacht, und zwar, wie die Jäger annahmen, nach Wasser." Wenn es sich nicht auch in diesem Falle um die Erregung der Hirsche durch ein brunftiges Tier gehandelt haben, vielmehr die Annahme der Jäger richtig sein sollte, so würde damit eine ungemein schwierige und sehr eigenartige Frage neu aufgerollt werden, die Sprachforscher und Theologen lange Zeit eingehend beschäftigt hat. Im zweiten Verse des zweiundvierzigsten Psalmes steht nach der Übersetzung von Dr. Martin Luther zu lesen: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, o Gott, nach dir." Da nach allgemeiner Auffassung der Hirsch nur in der Brunft schreit, so nahm man an, daß Junker Jörge auf der Wartburg bei seiner Übersetzung einen Irrtum begangen habe; und die Sprachforschung glaubte dies bestätigen zu müssen. In theologischen Kommentaren wurde dargelegt, daß die richtige Übersetzung wie folgt heißen müsse: „Wie eine Hindin, die nach Wasserbächen hinab lechzet, so lechzet meine Seele, o Gott, nach dir." Hierzu muß zunächst bemerkt werden, daß der Hirsch in der Sprache des Alten Testaments Aijal, die Hindin aber Ajjalah heißt. Auch der Psalmist scheint also die Hindin, das Tier, dichterisch

*) Beobachtung des Kgl. Försters Schramm.
**) Beobachtung des Kgl. Oberförsters Splettstoeßer.

höher gewertet zu haben als den geweihten Hirsch, wie wir dies gleichfalls bei Persern, Osttürken und Mongolen finden, die unter ihrem Maral zunächst das Tier verstehen, dann aber doch das Wort „Maral“ für Hirsch im allgemeinen gebrauchen. Als im Jahre 1892 im Auftrage der Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz eine Revision der Bibelübersetzung vorgenommen wurde, behielt man aber den Text der Lutherschen Übertragung trotz der behaupteten Abweichung vom Urtexte bei, wohl aus begreiflicher Pietät gegen Luther. Die Annahme der Harzer Jäger, daß in dem von Wildmeister Elten mitgeteilten Falle die Hirsche nach Wasser geschrien haben, würde aber den Text der Lutherschen Übertragung doch rechtfertigen. Man würde tatsächlich „schreiet“ statt „lechzet“ für richtig erklären dürfen. Es fragt sich nur, ob Luther zu dieser Fassung gleichfalls durch die Ansicht ihm bekannter Jäger veranlaßt ist, daß der Hirsch aus Wassermangel schreie, oder ob etwa die von Wildmeister Elten erwähnten Harzer Jäger zu ihrer Auffassung veranlaßt sind durch die Luthersche Übertragung, deren behauptete Unrichtigkeit vielleicht niemals zu ihrer Kenntnis gelangt ist. Forderung: beobachten! Auch das bedarf weiterer Feststellungen, ob etwa der plötzliche Eintritt kalter Witterung den Hirsch durch unzeitiges Erinnerungsvermögen zuweilen veranlassen mag, zu schreien!

Der Schrei des Hirsches belebt den Reiz der Landschaft in einer Weise, die höchstens in der Balz des Auerhahns ein Gegenstück findet. Der Brunfthirsch in seiner wilden, verwitterten Gestalt ist auch nicht lediglich Staffage in der Herbstlandschaft. Er ist der König seines Waldes. In seinem Wesen bringt er zusammenfassend den ganzen herben Zauber der Schönheit der Herbstnacht zur Geltung, die das Herz ohne ihn sich gar nicht mehr recht zu denken vermöchte. Was ist ohne ihn oder den in den höheren Lagen an seine Stelle tretenden Gamsbock das herrlichste Gebirge! Stümperhaft dünkt uns die Musik der Staubbäche, in die nicht zur Zeit des Lärchengoldes das tiefe Stöhnen wild grollender Hirsche einfällt. Stumme des Himmels sind die hochzeitslosen Berge, deren Felsen nicht den Widerhall schreiender Hirsche zurückwerfen und weitergeben von Tal zu Tal. Und die armseligste dürre Heide Ostpreußens oder der Mark gewinnt Seele und erschütterndes geheimnisvolles Leben durch die hinreißende Musik zorn- und liebeentbrannter Hirsche.

In der Wurzhütte.

Aus dem tiefen feierlichen Schweigen des in der eisigkalten Nachtluft fast blaßgrün erscheinenden Himmelsgewölbes heben sich die dunklen Umrisse der Bergmassive heraus; da klären sich im Süden die scharfen Schneiden in zartem Lichte, und über den wilden Rauhkamm zieht sanft und sacht der Mond herauf. In der Almhütte unter dem Hochsattel ist's lebendig: der Jager-Franzl erzählt mit Händen und Füßen beim Feuerscheine Geschichten, wie er vom Wilderer ein Jäger geworden ist, und wie sein Kamerad aus der Lumpenzeit, der Gambstoni, erschossen liegt drüben im tiefen Graben, wo sie ihn mit Steinen bedeckt hatten, damit nicht die Raben ihn fänden. Wie der

Digitized by Google

Loisl den Zwölfender bei der letzten Jagd vom Berge bucklkrax herabgetragen hat, daß die Kavaliere verwundert mit ihren Perspektiven ihm zugeschaut haben, als er Vorder- und Hinterlauf derselben Seite verschränkte und dann hineinschliefte wie in die Tragriemen seiner Kraxen. Mit den Ellbogen stemmte er sich auf die Hinterläufe, Kopf und Geweih hingen ihm über die Schulter. Gerad' dort am spitzen Eck, wo die Wand am schiechsten ist, hat er gejodelt, daß es eine Lust war. Aber einer von den Stadtherren hat nicht länger zuschauen mögen und sich abgewandt aus Grauen, daß der Loisl abstürzen könne. Gelächter unter den Holzern in der qualmerfüllten Wurz-Hütte, in der der Enzian und der dunkelrote Tiroler kreisen. „Der Hirschentrager-Loisl und abifallen, ja du mei!" Der steht schweigend am Herd und rührt mit seinen breiten Bärenpratzen sich einen Schmarrn, als ginge ihn die ganze Geschichte nichts an. Hat mehr als einen guten Hirsch so heruntergetragen und stärkere dazu als den abgebrunfteten Zwölfer! Immer lebendiger werden in der braunen Thaye die Erinnerungen alter Zeiten: der wieselflinke weißköpfige Ferdl schnurrt, was kein Teufel zu glauben braucht, und die anderen lachen dazu, sogar der schweigsame Hirschentrager-Loisl mit den Hünenschultern und den großen blauen Kinderaugen in dem ernsten, von blondem Zottelbarte umrahmten Gesichte. Der Jager-Franzl ist vor die Hüttentür getreten. Von der Roßalm hinterm Walde tönt Schrei auf Schrei. Ganz am Rande der Dickung droben ziehen zwei Stücke hin. „Uooh-oooha!" Der starke Zwölfender ist hinter ihnen, auf den der Franzl gestimmt ist für seinen „Schiassatagast", der drinnen in der Hütte bei den Holzern sitzt. „Oo-uooh!" Wär schon der Rechte! Aber wie ankommen? Der Franzl spekuliert eine Weile wie ein Hirsch. Hinter der Hütten herum, unter der Almlichten hin, und am Zaune der Roßalm hinauf: so möchte es gehen! Der Brummer da oben hat's so eilig nicht mit dem Heimwege. Und hier über die Wurz-Alm wird er nicht herabziehen. Immer wilder grölt er jetzt. Der Franzl weiß jetzt vollkommen Bescheid. Ein Schmaltier ist's, das den zottigen Grobian ärgert. So ein rechter zierlicher Sauberschatz auf schlanken Läufen. Jetzt pfeffert es hintenaus, um sich die groben Unverschämtheiten zu verbitten. Da reißt der Hirsch einen zornigen Brüller, daß die ganze Almlichten bebt und die da drinnen herausfahren. Der Ferdl hat ihn schon in Vierteln auf der Wagschale liegen und taxiert: seine zweihundertundfünfzig hat er gewiß! „Hast dei Schlitt'n scho gericht' oder dei Muli?" lacht der Wurzer dem Franzl entgegen. Der verzieht keine Miene. Winkt nur dem fremden Herrn. Und schweigend schlüpfen sie hinaus in die sternenklare Nacht. Der Loisl, als verstände sich das von selbst, schleicht hinterdrein.

Der Zwölfer hat das Schmaltier, das er treibt, weit vom Rudel abgeschlagen, das am Hange an Stauden äst. Vom Hochsattel herüber tönt das Schreien zweier anderer Hirsche. Weit weg, das rührt ihn nicht. Aber aus dem Latschengraben hinter der Wurz-Alm zieht ein anderer herauf, der sich bisher noch nicht gemeldet hatte. Gerade noch zur rechten Zeit, daß der Franzl und der Loisl es hören können, ehe sie in den engen Wildbachgraben einsteigen. Eine Weile halten die drei Jäger. Der Gast lauscht, auf

Digitized by Google

seinen Bergstock gestützt, der wundervollen Weise des Widerhalles, der Schrei um Schrei zurückwirft, daß der ganze Wald zu leben und zu beben scheint und kaum noch zu unterscheiden ist, welche Stimme dem Platzhirsche und welche dem Angreifer gehört. Dann steigen die Jäger behutsam aufwärts, am Ufer des bald rauschenden, bald unter Bolleis hohl gehenden Wildbaches hin.

Droben wird es lebendig. In langen Pausen, doch immer mächtiger tönt der dumpfe abgebrochene Schrei des Angreifers heran. Da rollen Steine. Ein Tier, das auf dem Wege des Heranziehenden stand, springt auf, ein Schmaltier folgt ihm. Am Saume des Latschenfeldes verhoffen sie und schauen neugierig dem Antömmlinge entgegen, der mit dem Winde heranzieht und keine Witterung von ihnen hat. Da: „ho, ho, ho, ho!" Jetzt hat er ihre Fährte gefunden, und mit dampfendem Windfange, das trotzige, starkbewehrte Haupt weit zurückgeworfen, jagt er dem Wilde nach und treibt dies auf den Platzhirsch zu. Oben durch die Lärchenwipfel rauscht leise ein flüsternder Wind. Wie eine trübe, schwehlende Ölfunsel leuchtet es von der offenen Tür der Wurzhütten herauf. Und alle Sterne machen sich hell, als müßten sie dabei sein bei dem, was nun dort oben am Roßkopfhange sich zuträgt. Da rauscht und bricht es durch die Latschen herauf, und hell, vom Mondlichte übergossen, steht dem Platzhirsche der herausfordernde Gegner gegenüber, das stolze Kronengeweih hocherhoben. — Er hat sich verrechnet und ist an den Unrechten geraten! Der Kampf ist kurz, und bald wendet der Eindringling in hastender Flucht sich zum See zurück, woher er gekommen ist. Der Platzhirsch aber treibt nun sein vernachlässigtes Rudel zusammen und zieht, als der Morgen herandämmert, langsam und zuweilen noch knörend und trenzend, durch den Hochwald der Roßalm zu.

Zwei Stunden später liegt er vor der Wurzhütten. Der Ferdl springt von einem Bein aufs andere und schnalzt mit den Fingern wie ein Kohlführer mit der Peitsche. Der Franzl muß immer wieder erzählen, wie der Hirsch in hoher Flucht aufsetzte, als er aus dem Fensterspalte des Roßalm-Stadls den Blattschuß kriegte. Der Wurzwirt schenkt ein und frotzelt die Holzer. „Ob's dei Maul hiaz halt'st, Wurzn-Jackl?" schreit der Ferdl. „Hiaz drahn ma anders auf, mit den Zwölferhirsch! Jessas, Jessas!" Und dabei springt er wie ein balzender Spielhahn. Als habe **er** den Hirsch ausgemacht und geschossen. „No," meint der Franzl begütigend, „weil wir 'hn nur hab'n, den Zwidrian!" Der Wurzener lacht dazu, und der Tiroler kreist. „A Weinerl zahlt der Schiassatagast eh no!" lacht der Ferdl, dem **der** rote Morgenkaffee im Glase besser mundet als die schwarze Brühe der grauslichen alten Häuserin von der Wurzhütten. Nur der Hirschentrager-Loisl, der den Zwölfer bucklkrax wie ein Gams heruntergeschleppt hat, sitzt am Feuer, als wäre er da seit der Nacht nicht aufgestanden.

Droben im Hochwalde äst das Rudel dahin. Nicht lange dauert die Witwenschaft. Ehe der Vollmond scheint, ist der abgeschlagene Brummer von letzter Nacht dabei. Und der stolze Zwölfer ist vergessen! — — —

Jetzt hängt sein Geweih weit, weit drunten im Unterlande. In der einsamen Waldhütte des Jägers, der im Rübenfelde des Zwölfenders vom

Digitized by Google

Teufelsbruche vergeblich gewartet hatte und sinnend nun des Gegensatzes von Hochgebirge und Tiefland gedenkt. Wie um die weißen Enden nun das Morgensonnengold spielt und mit ihm die alles verklärende beste Freundin der alten Jägerherzen: die Erinnerung! — —

Die Brunft nähert sich ihrem Ende. Bald werden die Schneider alle Eifersucht und Feindschaft vergessen und wieder zu dreien oder vieren gehen, wie abgerackertes Jägervolk, das nach einer durchwachten Nacht stumpfsinnig seinen unvermeidlichen Skat drischt. Auch die Rudel ziehen dann langsam wieder den gewohnten Ständen zu und gedenken der Stellen, wo um die herbstliche Zeit ihnen gute Fütterung geboten zu sein pflegt.

Nur unser starker Zwölfender aus dem Rübenfelde wird so schnell nicht heimkehren. Am Schlusse der Brunft zieht er in wilder Sehnsucht weit, weit, meilenweit fort auf Wechseln, die schon seine Urväter getreten haben: von der Weichsel zur Warthe, von der Neumark und Uckermark bis Mecklenburg, auf die alten geschichtlichen Kampfplätze seines Geschlechtes, die nur die wildesten Raufbolde zu betreten wagen. Ob er nach allen Kämpfen und Fährnissen seiner weiten Wanderung wiederkehren wird auf den heimischen Winterstand? Ob die Singdrossel, die im letzten Lenze zu seinen Häupten im hohen Orte der alten Fichte sang, ihn wiedersehen wird? — Wer weiß, wer weiß!

Zurück zur Natur!

Julmond im Hochgebirge! Wegmüde keucht Perchta, die Nebelfrau, von Tal zu Tal; und die Tannen wollen schier unter der Schneelast brechen. Den Wildbach hat das Eis in Ketten geschmiedet, so daß er dumpf unter Hohlböden hinmurmelt. Und nur zuweilen, wo gar zu toll die Schollen sich auftauen, schäumt er noch in wilder Wut durch das von Eisschneiden umsäumte Bett. Längst sind die Hochzeitstage des schwarzen Teufelsbockes mit den breiten Krucken vorüber; das Gamswild sucht der Äsung wegen tiefere Lagen auf und zieht sich auf den Mittagsseiten der Berge zusammen, wo hie und da Sonne und Wind ein Felsband vom Schnee freigelegt haben. Sorgsam meidet es die ihm wohlbekannten Steilhänge, wo Lawinengefahr droht. Auch das Rotwild hat, als der Schnee in schwerem eintönigen Flockenfall tagein tagaus niederging, sich in die geschlossenen Waldungen herabgezogen, wo es in der Nähe der Holzschläge Bestände aufsucht, die vor rauhen Winden geschützt sind. An sonnigen Lahnen und Gehängen äst es dort Rauhwerk von Brombeeren und Gesträuch, Heidekraut oder die an Baumrinden haftenden Moose und Flechten.

In Horsten von alten Zirbelkiefern oder Fichten, die vor Schneeverwehungen geschützt sind, hat der Jager-Franzl Schindeldächer hergerichtet, unter denen Heu von den nächstgelegenen Bergwiesen über einer Raufe aufgeschichtet ist. Das wird gern nun in der Zeit der schlimmsten Not vom Wilde angenommen, und der Franzl hat für seine Schützlinge auch sonst noch allerhand Leckerbissen aufgespart: Eicheln, Wildobst, Vogelbeeren und Roßkastanien. Er hat seine liebe Not gehabt, das Wild, als es vom heftigen Schneefalle

Digitized by Google

überrascht wurde, hinunterzutreiben; aber droben im Geschröff ist mehr als ein guter Hirsch geblieben, von dem er schwerlich mehr zu sehen kriegen wird als im nächsten Frühjahre die bleichen Knochen und das von Mäusen zernagte Geweih. Es ist ein wahres Kreuz und Leid mit den eigensinnigen alten Kerlen: je mehr sie durch die Brunft heruntergekommen sind, desto hartnäckiger versteigen sie sich justament ins Hocheis hinein, aus dem sie dann kein Jäger mehr herunterkriegt. Unter der schweren Schneemasse, die sich zu Eis verdichtet, bildet sich durch warme Quellen, die von Bergkresse dicht umwachsen sind, ein sickerndes Bächlein, das das Eis aushöhlt, kleine Teiche bildet und so oft die Decke unterwäscht, bis schließlich kein Wechsel mehr über die Oberfläche möglich ist, sondern nur noch der Weg unter dem blaugrünen Eisgewölbe hindurch. Gar manches Mal ist der Franzl in solch einem stehengebliebenen Eisschachte einen steilen Graben hinaufgestiegen. Aber d e r Hirsch soll noch gefunden werden, der diesen Rückwechsel annähme, obgleich es der einzige zu seiner Rettung wäre. Da bleibt oft nichts anderes übrig, als daß die Büchse auf einen Hirsch sprechen muß, der in der Feist- und Brunftzeit allen Nachstellungen entgangen war und nun in einem Zustande zur Strecke kommt, der einen Hund jammern kann. Über Eis und Schneeglätten hinweg muß er dann an Stricken abgelassen, oder wenn auch das nicht geht, hinabgeworfen werden bis zu einer Stelle, wo er auf den Heuschlitten gepackt werden kann, auf dem es dann in sausender Fahrt mit ihm hinabgeht bis auf die blanke Spiegelbahn des Sees.

Dort hat der Wind weite schwarze Blänken gefegt und an anderen Stellen dafür den Schnee desto höher auf Haufen getrieben. Doch weiß der Franzl eine Bucht vor einem Felseck, wo der Wind sein Spiel nicht treiben kann. Und dort richtet er seine Hauptfütterung her, zu der sie abends, wenn die Schatten auf das weiße Linnentuch der Berge sich herunterſenken, alle gezogen kommen: Hirsche und Tiere und die paar Rehe, die trotz Winter und Not nicht hinabwechseln mögen auf die Bauernfelder im Tale. Wenn unser Herrgott ihnen oben am Himmel seinen Christbaum anzündet, ist es ein wundersames Bild an dieser Wildfütterung auf der weißen, von hohen Bergen umschlossenen totenstillen Blänke, über die zuweilen in eisiger Nachtkälte das tiefe Aufstöhnen des Sees hindonnert. Dazu das Knacken und Knistern des Waldes im harten Froste, das Hassen der Eule, das Keckern eines verärgerten Fuchses: die Stimmen der einsamen Winternacht im Gebirge. Pracht und Herrlichkeit ringsumher: jeder kleinste Stern am Himmel in hellem Glanze erstrahlend, und jede fünfeckige Schneeflocke auf dem weiten weißen Felde ein funkelndes Sternchen für sich. Aber in dieser heiligen Feierlichkeit, aus der die Berge so schweigsam hinaufragen ins klarblaue Himmelszelt, der unerbittliche weiße Würger!

Von so schwerer Not weiß im allgemeinen das Wild in der Ebene nichts. Denn wenn auch dort zuweilen der Schnee hoch liegt oder durch abwechselndes Tau- und Frostwetter der böse Blackfrost sich bildet, so kann der Jäger, der in dieser Zeit noch mehr als sonst zum Heger wird, doch seinem Wilde besser zu Hilfe kommen. Seine Aufmerksamkeit muß dort auch hauptsächlich darauf

Digitized by Google

gerichtet bleiben, die Rudel vom Austritt auf die Bauernfelder zurückzuhalten, wo sie, mehr durch Zertreten als durch wirkliches Äsen, auf den Saaten unzweifelhaft großen Schaden anrichten. Es gibt keinen besseren Schutz gegen solche Feldbummelei der Rudel, als daß man ihnen den Wald zur wirklichen Heimat macht! Je mehr aber in unserer Forstwirtschaft die einseitige Betriebsform, namentlich bei reinen Nadelholzkulturen, überhand nimmt, desto größer wird der Schaden, den das Wild anrichtet. Die Natur ist nach dem alten bekannten Spruche des Lateiners sich selbst stets Trösterin, aber sie rächt auch schwer jeden gegen sie begangenen Frevel! Solange wir in deutschen Wäldern noch Strauchwerk und Stauden, Mistel und Weichhölzer in hinreichender Menge zur Äsung für das Wild hatten, wußte man so gut wie gar nichts von Klagen über Schälschäden. Aber je mehr das Großreineharken Platz gegriffen und nichts übriggelassen hat als reine Fichten- oder Kiefernbestände, in denen kaum noch ein Besenpfriem am Grabenrande zu treffen ist, desto mehr ist das Schälen des Rotwildes zu einer wahren Waldplage geworden. Anstatt aber die Ursache, die doch längst von allen Schriftstellern, die in dieser Frage gearbeitet haben, hinreichend klar dargelegt ist, zu erkennen und die Übelstände abzustellen, das heißt dem Walde wieder seinen natürlichen und dem Wilde unentbehrlichen Unterwuchs zu geben, sucht man entweder durch Abschuß des Wildes das Übel zu heilen, oder aber man schleppt in den grünen Wald Feldfrüchte und Apothekersteine hinein. Alle diese Rindenersatzmittel, die als Gaben von phosphorsaurem Kalk oder Bitterstoff den Salzlecken beigemengt sind, können dem Übel nicht steuern, wohl aber kann dies durch verständnisvolles Beschaffen von natürlicher Äsung geschehen, die Salz und Bitterstoffe enthält. Übrigens ist es ein Irrtum, daß das Wild gerade im Winter am meisten schäle. Es tut dies wohl zur Winterszeit hauptsächlich in niedrigen Schonungen. Sehr viel häufiger aber reißt es zur Zeit des Saftstromes die dann locker am Stamme sitzende Rinde von den Bäumen. Vor solchen Schädlingen, die sich das Schälen einmal angewöhnt haben, ist im Frühjahre auch kaum eine Baumart sicher. Sie nehmen ebenso Fichte, Kiefer und Weißtanne, wie Eiche, Esche, Buche und dergleichen an, nicht zu vergessen die ihnen ganz besonders willkommenen, im Safte prickelnden Birken. Über die Beteiligung der Geschlechter an diesem Unfuge sind die Meinungen geteilt, es scheint aber, als ob hauptsächlich Alttiere mit Leidenschaft dieser Unsitte frönen. Von diesen lernen es dann natürlich ihre Kälber. Jedenfalls hat man wiederholt beobachtet, daß, sobald einzelne Stücke mit diesem Laster begonnen haben, im nächsten Jahre fast der ganze Wildstand von dem schlechten Beispiele angesteckt war.

Bestimmt ist dies wiederholt in Parks festgestellt. Zum Beispiele: es waren ein Hirsch und mehrere Stücke Mutterwild aus dem Potsdamer Wildparke in den Saupark bei Springe eingesetzt zum Zwecke eines Kreuzungsversuches mit dem dortigen Altaiwilde. Da dies Potsdamer Wild aber zu schälen begann und diese Untugend dem Altaiwilde beibrachte, mußte es abgeschossen werden. Es kann überhaupt gar nicht genug davor gewarnt werden, Hirsche aus engeren Wildparks oder Tiergärten einzuführen, denn gerade

Digitized by Google

bei diesen ist die Neigung zum Schälen ganz besonders entwickelt. Das ist auch sehr erklärlich, aus dem einfachen Grunde, weil in solchen Parks die Natur am meisten auf den Kopf gestellt ist. Die beste Hege muß auch hier mit der Büchse geübt werden. Aber wohlverstanden: nicht durch unterschiedslosen Abschuß nach Schema F vom grünen Tische, sondern nach sorgfältiger Beobachtung der Hauptschädlinge. Man ist sich noch nicht völlig klar darüber, ob die Ursache des Schälens ausschließlich in dem Verlangen nach bestimmten Stoffen zu suchen ist, die dem Wilde in der sonstigen Äsung nicht mehr geboten werden, oder ob es sich mindestens zu einem großen Teil dabei um eine lediglich zum Zeitvertreibe geübte Unart handelt. Im einen wie im anderen Falle bleibt die Frage ungewöhnlich ernst für die Forstwirtschaft und für den aufrichtigen Freund des Rotwildes: eben darum muß im Auge behalten werden, daß keineswegs alle unsere Wildstände von dieser Sucht ergriffen sind und daß gerade die in einseitigster Kultur stehenden Waldungen am allermeisten unter Schälschäden zu leiden haben. Die Nutzanwendung, die sich aus dieser doppelten Tatsache für die Wiederherstellung von Eintracht zwischen Wald und Wild ergibt, braucht hier um so weniger ausgeführt zu werden, als die Frage bereits eine sehr umfangreiche besondere Literatur hervorgerufen hat. Von der Schwere der Schäden wird jeder sich leicht überzeugt haben, der einmal im Frühjahre eine verbissene Buchenjugend gesehen oder die langen schlohweißen Streifen an jungen Fichten beobachtet hat, von denen die Borke in Fetzen herunterhängt. Die naturgemäße Ernährung des Wildes zur Winterszeit ist in engeren Parks ja wohl schwer durchführbar. In größeren eingegatterten Revieren und in der freien Wildbahn sollte man aber stets im Auge behalten, daß durch nichts die natürliche Auslese des Wildstandes so sehr geschädigt wird als durch die übertriebene künstliche Fütterung, die den Wald schließlich zu einem unbedeckten Stalle für Wiederkäuer macht. Mit Fug und Recht weist Forstmeister von Raesfeld in seinem klassischen Werke „Das Rotwild" namentlich darauf hin, daß naturgemäß die Büchse an der Fütterung schweigen muß, da sonst der ganze Zweck der Anlage verfehlt würde und es außerdem gegen das waidmännische Empfinden geht, Wild an den Futterständen niederzuknallen. Da aber der Abschuß zur Herstellung des richtigen zifferischen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern doch erfüllt werden muß, so trifft er hauptsächlich das den Futterstellen fernbleibende Wild, „und dies pflegt gerade seiner naturgemäßen Äsung wegen das stärkste und widerstandsfähigste, also für die Nachzucht wertvollste zu sein. Die Folge davon ist die langsame, aber sichere Entartung, zumal die Fütterung noch manchen Schwächling, der zum Wohle des Ganzen, wenn ihn nicht die Büchse eines verständigen Jägers streckt, ruhig den Härten des Winters geopfert werden sollte, künstlich an dem verdienten Schicksal vorbeiführt." Das ist sicherlich die immer stärker in unserer Waidmannschaft sich vertiefende Auffassung, die auch an dieser Stelle mit Nachdruck betont sein mag. Auch in dieser Frage kann und darf es nur eine Losung geben: zurück zur Natur! Ohne zwingende Not keine Stallfütterung, aber desto entschiedenere Fürsorge für Vermehrung und Verbesserung der natür-

Digitized by Google



M. Steckel phot

Tillowitz (O.-Schles.), März 1938.

Rotwild: Sechzehnender nach dem Abwerfen.
Cervus elaphus L.



F. Lang phot. — Bückeburg, Juli 1907.

Kolbenhirsche an der Fütterung.
Cervus elaphus L.

Digitized by Google



Pfaff phot. *Connewitz, Juli 1906.*

Damschaufler im Bett.
Dama dama (L.).

Digitized by Google



Pfaff phot.

Damwildrudel, sichernd.
Dama dama (L.).

Connewitz, März 1906.

Digitized by Google

lichen Äsung und das dem Wilde gerade im Winter so ungemein nötige frische Wasser. Fleißiges Aufeisen des bekanntlich vom Froste am schnellsten verzehrten reinen Wassers, insbesondere aber dort, wo die Verhältnisse es gestatten, die Anlage von Kresse-Klingen, sind wichtiger als das Heranfahren noch so vieler Futterstoffe. Beiläufig bemerkt, sind kleine Kresse-Klingen in solchen Revieren, wo Birkwild steht, diesem im Vorfrühlinge eine ganz besonders willkommene Äsung. Man braucht sich diese Kresse-Klingen natürlich nicht etwa in der Ausdehnung zu denken, wie sie in Erfurt zu gewerblichen Zwecken angelegt werden. Viel genützt kann dem Wilde auch werden durch Verhütung der allzu starken Entwässerung von Moorgruben und Löchern, da in diesen erfahrungsgemäß das Wasser stärkeren Frost verträgt.

Vor dem Kriege sind in deutschen Wildbahnen viele Versuche gemacht, um durch Einführung fremden Blutes, insbesondere Wapitiblutes, die Körperform und die Geweihmasse zu verstärken. Das letztere ist gelungen.

Immer wieder aber muß, unbeschadet der Erfolge, die in den Kreuzungsergebnissen erzielt sind, die Frage aufgeworfen werden, ob wir überhaupt solche Aufbesserung fremden Blutes für unsere Wildstände nötig haben. Und zum Glück darf man dies mit immer größerer Entschiedenheit verneinen! Selbst im Harze, der in der letzten Zeit in den Ruf gekommen war, daß das dortige Rotwild zurückgehe, hat das braunschweigische Hofjagdrevier Wienrode die Lebensfähigkeit der alten guten Harzer Form seit einer Reihe von Jahren wieder glänzend bestätigt. Die Schorfheide hatte es wahrhaftig nicht nötig, mit Ungarblut zu kreuzen, sondern lieferte mit jedem Jahre deutlicher den Beweis, daß in ihrem gegen 40 000 Hektar großen Gatter auch der reinblütige märkische Hirsch zu so eindrucksvoller Geweihform hochgezüchtet werden konnte, daß er oft erfolgreich mit den stärksten Romintenern bei den Geweihausstellungen in Wettbewerb trat. Auch in dem königlich sächsischen Grillenburger Walde war das die drei Reviere Grillenburg, Spechtshausen und Nauendorf umfassende Gatter seit den vierzig Jahren seines Bestehens rein von aller Zufuhr fremden Blutes gehalten. Und trotzdem ist dort durch verständnisvolle Auslese mit der Büchse, Verbesserung der Äsung und namentlich durch Gestattung des nötigen Alters der Hirsche erreicht worden, daß das Revier sich wiederholt den Silbernen Schild und 1906 sogar für einen ungeraden Sechzehnender, den der König in Spechtshausen zur Brunftzeit gestreckt hatte, den zweiten Kaiserbecher holen konnte. Dabei stellten diese mächtigen Geweihe durchaus die Form des unverfälschten alten ehrlichen Edelhirsches des sächsischen Erzgebirges dar!

Auch im Harze hat der vom Fürsten zu Stolberg-Wernigerode im Jahre 1906 gestreckte Zwanzigender bewiesen, daß auch ohne fremdes Blut bei guter Hege Erfolge in der Aufbesserung des Geweihes zu erzielen sind.

Auch dort, wie überall im deutschen Vaterlande, hat die neue Freiheit übel gehaust. Aber trotzdem und alledem gibt das deutsche Waidwerk die Hoffnung nicht auf. Solange noch Geviertmeilen von Forst, wenn auch oft nur in losem und leicht unterbrochenem Zusammenhange, Schlesien, die Lausitz und die Niedermark, Posen, die Neumark, Uckermark, Mecklenburg, Pom-

Digitized by Google

mern sowie West- und Ostpreußen bedecken, sind die Daseinsbedingungen für den edlen Hirsch noch gegeben. Immerhin wird es Zeit, daß der Gesamtheit unseres Volkes zum Bewußtsein kommt, welches Glück diese Tatsache für das deutsche Gemütsleben bedeutet, und daß namentlich die Jägerwelt der Pflichten sich bewußt wird, die diese Tatsache ihr auferlegt. Man kann sich oft dem Eindrucke nicht entziehen, als ob in der Jägerwelt die in früheren Jahrzehnten fast an ehrfürchtige Scheu grenzende Achtung vor dem edlen Hirsche, den ein Kranz tausendjähriger poetischer Waidmannsbräuche umwitterte, in derselben Schnelligkeit sinke, mit der die Pachten für Rotwildreviere in die Höhe sausen. Und mit der Achtung sinken dann auch die alten Bräuche, die Scham vor ihrer Vernachlässigung und damit der sicherste Schutz des Hirsches.

Anderseits zeigt die wachsende Liebe der Volksgesamtheit zum Naturleben sich nirgend deutlicher als in ihrer Stellung zu dem Hirsche. Im tollen Jahre 1848 sah man in diesem eine Bestie, die mit Stumpf und Stiel ausgerotet werden müsse. Längst hat unsere Wildschadengesetzgebung diese Auffassung überwinden lassen. Und der neidvolle Haß ist einer gerechten Würdigung gewichen. Die Jagdpachten sind zu einer ungeahnt starken Einnahmequelle aller solcher Gemeinden geworden, die Rotwildstände als Stand- oder auch nur als Wechselwild haben. Und die Gesamtheit der Gebildeten wünscht, soweit dies mit der Landeskultur verträglich ist, den edlen Hirsch als die schönste Zierde unserer Wälder der Heimat zu erhalten.

Denn im Wesen der freien Wildbahn liegt ein unverlierbarer Adel, der wieder und immer wieder der in den Fesseln der Überkultur und der Schmach widerwärtiger Kulturfeindschaft seufzenden Menschheit zuruft: Zurück zur Natur!

Das Damwild / Von J. Müller-Liebenwalde

Dahin rast der Zug durch Brandenburger Land. Schonungen und Kiefernstangenhölzer hemmen zunächst den Ausblick —. Doch jetzt wird's lichter, und der kleine blankäugige Reisende dort, auf der Bank am Waggonfenster kniend, gibt erwartungsvoll acht. — Eine große, vom Forst umschlossene Wiese tut sich auf; drei alte, breit auslangende Kastanien mitten drin. — „Mutti, Mutti, komm schnell, schnell! Ach, die Menge Ziegen —! Sind es Ziegen —? Sind es —?" Das sprudelt nur so heraus. Flink gehen muß es ja auch, denn der böse Lokomotivführer wird unserm Freundchen zu Gefallen nicht bremsen. — Schon steht Mutti neben ihrem begeisterten Jungen: „Aber Hansemann, das sollen Ziegen sein? Du bist mir der rechte! Hast du schon mal solche Ziegen gesehen mit Geweihen? — Da, schau hin! — noch drei Stück — und so bunt gefleckt. — Wie der eine sich streckt!" — „O, Mutti, der hat eben ausgeschlafen! Hahaha! — So macht ja unser ‚Treff' auch immer. — Mutti, sind's Damhirsche?" — „Na, ja doch, mein Schäfchen." — — Und das freundlich belebte und belebende Bild ist verschwunden; durch dichten Buchenwald, der sich am See hinzieht, geht die Fahrt weiter, rasselnd und prasselnd der Reichshauptstadt zu — —.

„Au, das war fein!" — Und dem Hanseken glühen noch ordentlich die Backen. In dem steckt ein Weidmann! — Mutti muß „erzählen" und auf hundert Fragen antworten. Sie ist eines Forstmanns Tochter und weiß wohl Bescheid mit allem, was in Wald und Feld wächst und wechselt, wandert und fliegt, kriecht und gräbt; sie kennt unser liebes Wild und sein Leben besser als viele Leute, die sich stolz Jäger nennen und so klug reden, daß man fast glauben möchte, sie seien Nimrod und Lederstrumpf in einer Person. Ein drolliges Völkchen!

Freue dich, Hanseken, daß du solche Mutter hast. —

Jenes Damwildrudel, an welchem das Dampfroß mit seinem langen, schweren Schweife eben prustend und zischend vorbeigetost ist, hat sich durch den Lärm nicht im geringsten stören lassen in seiner beschaulichen Ruhe und in der genußreichen Arbeit des Wiederkäuens; nicht hundert Schritt von den Schienen lagert die Gesellschaft der Schalengänger so malerisch gruppiert, als habe ein geschickter Filmregisseur die Rollen verteilt und genau die Plätze bestimmt. Das schmiegt und räkelt sich auf dem grünen Plüsch der Wiese so behaglich und wohlig wie ein Ferienschüler in seinem weichen Bette daheim. Dabei werden von dem Wilde manchmal ganz wunderliche Lagen eingenommen; man könnte fürchten, das betreffende Stück sei tot. Aber dann hebt es plötzlich den Kopf und wirft ihn zurück, schlägt mit den

Digitized by Google

Lauschern und beißt nach irgendeiner Stelle seines Körpers, wo ein freches Insekt seine Stich- und Saugfertigkeit übt. Ja, dies schwirrende und krabbelnde Geschmeiß! Es wird dem Hochwild (wie unserem Vieh im Stall und auf der Weide) oft zur entsetzlichen Plage und bereitet ihm sogar nicht selten ein qualvolles Ende. Rachen- und Hautbremsen gehören zu seinen schlimmsten Quälgeistern. Leberegel, Bandwürmer und was sonst noch als „liebevoller" Gast höherer Tiere sein Dasein fristet, sie alle suchen natürlich auch das Damwild auf; nicht zu vergessen, der blutgierige Holzbock und die freche Hirschfliege. Die beiden letztgenannten mehr belästigend als gefährlich. Von ihnen hat der Mensch gleichermaßen zu leiden, das heißt nur der zimperliche, verweichlichte, denn wirklichen Schaden verursachen jene kleinen Walddämonen nicht.

Auch die Biesfliegen (Hautbremsen, Dasselfliegen, Rachenbremsen) sind hier zu erwähnen, und geschehe es nur deswegen, damit ihre Larven vorkommenden Falles beachtet und erkannt werden, der Wissenschaft zum Nutzen, dem Wilde zum Segen. Diese Larven werden gewöhnlich Engerlinge genannt, was aber bei Laien zu arger Verwirrung Anlaß geben kann, da diese ekelhaften schmutzig-gelbweißen, runden oder flachen, etwa drei Zentimeter langen Gebilde mit der wurzelzerstörenden Entwicklungsvorstufe unseres volkstümlichsten, im Mai fliegenden Käfers nicht das mindeste zu tun haben. Die eine „Sorte" jener Larven schmarotzt im Rachen, im Kehlkopfe und sogar in der Luftröhre der Hirscharten und verursacht heftigen Husten, Erstickungsanfälle und endlich den Tod; die andere, minder grausame, haust in eitrigen Beulen unter der Decke (Haut) und setzt den Tieren mit furchtbarem Juckreiz schändlich zu. Bisher hat man angenommen, daß die Haut- und Rachenbremsen unser Damwild verschonten, aber neuere Beobachtungen, aus der Uckermark und aus Westpreußen, scheinen leider das Gegenteil zu beweisen. — Wenn sich der mehr auf Trophäen (Geweihe) erpichte Jäger nicht sonderlich um derartige Erscheinungen kümmert, so wird es vielleicht die Hausfrau tun, durch deren Hände das erlegte Stück auf dem Wege zum Eiskeller und weiter zur Bratpfanne geht, das heißt, wenn sie eine kluge und tüchtige Hausfrau ist. War es doch eine Dame, welche zuerst auf das Vorkommen von Haut-„Engerlingen" beim Damwild aufmerksam machte! Die große Menge unserer Jäger legt sich ja überhaupt viel zu wenig aufs Beobachten, was sehr zu beklagen ist. In der Regel wird Zeitmangel oder nicht ausreichende zoologische Vorbildung als Entschuldigungsgrund hierfür angegeben; aber in neunzig Fällen unter hundert trägt nichts anderes die Schuld daran, als üppig entwickelte — Bequemlichkeit.

* * *

Unser Damwildrudel an der Bahnstrecke wird nun allmählich munterer. Das Wiederkäuen ist beendet; der mächtige Pansen verlangt nach frischer Füllung, der Hunger meldet sich, und so zieht die Gesellschaft auf Äsung. Da ist dem Damwilde so ziemlich alles recht an Kräutern, von welchen es auch solche nicht verschmäht, denen weder Edelhirsch noch Reh einen Ge-

Digitized by Google

schmack abgewinnt. Das Laub mancher Weichhölzer schätzt es besonders; Brombeerblätter und -rankenspitzen sind ihm ein Leckerbissen, und seine Vorliebe für Kastanien bringt ihm oft Verderben, aber indirekt; denn wo diese zur Winterszeit geschüttelt werden, dahin zieht es die Damhirsche wie mit magnetischer Gewalt, und ihrer viele erhalten bei der Gelegenheit die Kugel, wenn nicht gar den Schrothagel aus der Flinte eines nur auf „Fleisch" bedachten Schießers. — Stehen Kastanienbäume im Revier, so richten sich wohl die älteren Hirsche, die Schaufler, auf den Hinterläufen in die Höhe und schlagen von den erreichbaren Zweigen die schönen reifen braunen Früchte herunter. Und bei der Auflese gibt es dann manchen derben Knuff und Puff, den die Feinschmecker einander versetzen.

Am Rande des Bestandes hat der fürsorgende, auf das Wohl und Gedeihen seines Wildes bedachte Heger Salzlecken zurechtgemacht. Das sind bis zur oberen Kante in die Erde eingegrabene Holzrahmen oder Kästen, gefüllt mit gereinigtem Lehm, welchem ein gut Teil Kochsalz, etwas phosphorsaurer Kalk (zur Förderung der Knochen- resp. Geweihbildung) und gewisse aromatische Stoffe beigemengt werden. Wenn man dem Damwilde diese ihm hochwillkommene Extrabeigabe zu seiner Nahrung bietet, wenn man dafür sorgt, daß der Wald, den es bewohnt, nicht von Haselnuß-, Himbeer- und Brombeersträuchern, Aspen, Weiden, Erlen usw. allzu stark gesäubert wird, wie es die moderne Schablonenkultur leider liebt und übt, wenn man schon zeitig im Herbste die Fütterungen beschickt, wo die billige Lupine nie fehlen sollte, dann dürfte diese Hirschart durch Verbeißen von wertvollen Forstpflanzen oder durch Schälen kaum einen irgendwie nennenswerten Schaden anrichten. In der Weise wie Rotwild schält der Damhirsch überhaupt nie: er zieht die Rinde nicht in langen Streifen von den jüngeren Bäumen ab, sondern beknabbert diese mehr in schräger Richtung. Damwild ist also in bezug auf seinen Speisezettel viel bescheidener als seine Herren Vettern, und da es nicht für weites Umherwandern schwärmt und ihm, bei sonst „anständiger" Behandlung, auch Reviere mit verhältnismäßig wenig Wald genügen, so kann es überall aufs wärmste zur Einbürgerung empfohlen werden, zumal es mit den Rehen in durchaus gutem Einvernehmen lebt. Und wenn dann die Jagdnachbarn so verständig sind, ein Kartell zu schließen, sich über den Abschuß zu einigen, dann winkt ihnen manch hoher Genuß, wie auch ihre Jagdkasse dabei nicht zu kurz kommt. Denn das zur Strecke gebrachte Damwild verwertet sich ganz vorzüglich. Und es hat auch wohl noch niemand denjenigen Nutzen angezweifelt, welchen erlegtes Damwild einträgt. Auf einem anderen Blatte steht der Wert, welchen der Jäger als solcher dieser Hirschart beimißt. Es möge aber gleich hier gesagt werden, daß man dem Damhirsch bitteres Unrecht zugefügt hat, wenn man von ihm als Jagdtier, z. B. als Gegenstand der Pirsch, mit Geringschätzung sprach. Auch heutzutage gibt es noch Leute genug, welche den Ausdruck „Damzicken" mit der Miene „vornehmer Nichtachtung" über die Lippen gleiten lassen und damit doch nichts anderes beweisen, als daß sie den Damhirsch in freier Wildbahn gar nicht kennen, daß ihnen auch die von praktischen Jägern verfaßten Schriftwerke,

Digitized by Google

welche dieses Thema behandeln, sehr wenig, vielleicht gar nicht bekannt sind. Wer Damwild nur in mäßig ausgedehnten eingefriedigten Revieren gejagt — will sagen geschossen hat (denn Wildschießen und Jagen sind zwei himmelweit voneinander verschiedene Dinge!), der mag wohl an den Ziegencharakter desselben glauben, ebenso wie der Nichtjäger, der Tourist oder Spaziergänger, dem in Parks und kleinsten Gehegen das Damwild die Krümchen aus der Kaffeekuchentüte herausschnubbert. Im Grunewald bei Berlin sah man vor seiner „Erschließung" die Damhirsche sich an mit Wurst belegten „Stullen" in unmittelbarer Nähe der Spaziergänger delektieren. —

Nun, draußen, im offenen Gelände, wird sich jeder, der vorher so mitleidig die „einfältigen Damzicken" bewitzelte, höchlichst wundern, wenn er da einen guten Schaufler erlegen soll und nun merkt, wie schwer diese Aufgabe unter Umständen zu lösen ist. Und wenn ihm nicht etwa der Zufall hilft, der ja doch auch häufig genug seine Hand im Spiele hat, wo es einem kapitalen Edelhirsch oder einem alten, ganz schlauen Rehbock gilt, dann wird der Betreffende gar bald seine Meinung ändern. Der alte kapitale Schaufler ist das verkörperte Mißtrauen. —

— — Als Hanseken vorhin vom Waggonfenster aus das Damwild für Ziegen hielt, da war wohl der Umstand, daß die Tiere so überaus zutraulich („vertraut" sagt der Weidmann) dicht an der Eisenbahn lagen, in erster Linie an dem Irrtum schuld, welchem auch zahllose unkundige Erwachsene dort verfallen sind im Laufe der Jahre; — dazu die Farbe, die Buntheit, das viele Weiß! Weiß ist der ganze Bauch, die Innenseite der Beine (Läufe), die Unterseite des Kopfes und ein Feld auf der Hinterseite der Keulen, welches von einem breiten schwarzen Striche umsäumt wird (der Spiegel); weiß ist ferner der ziemlich lange, in der Mitte schwarze Schwanz (Wedel), und all die runden Fleckchen der roströtlichen Decke sind ebenso angemalt von Mutter Natur. Dies ist das Kleid des Damwildes, wie wir es am häufigsten antreffen. Daneben gibt es rein weiße und rein schwarze Stücke; beide sind nicht eben Seltenheiten. — Die eingehender beschriebene, lebhafte Färbung jedoch ziert den Damhirsch nur im Sommer, während sie zum Winter hin in der Hauptsache einem unansehnlichen, matt braunschwärzlichen Grau weicht, das nach unten zu heller wird; einige Teile behalten ständig ihr Weiß. —

Blendende Schönheit, einen feingeschnittenen, edlen Kopf wird man dem weiblichen Damwild schwerlich nachrühmen dürfen, aber dieses Schicksal teilt es mit vielen Hirschdamen, und auch die hohe Gemahlin des „Königs der Wälder", unseres Rothirsches, hat durchaus nicht nötig, erst den Spiegel des Waldsees zu befragen, wer „die Schönste im ganzen Land" sei; sie selber ist es gewiß nicht! Man betrachte nur gute Porträte von Alt- und Schmaltieren daraufhin, und man wird zu dem gleichen Urteil gelangen. Vielleicht ist dieser Mangel an Ausdruck, diese Nüchternheit der Grund, daß sonst anerkannt tüchtige Maler sich bei der Darstellung weiblicher Hirsche (das Reh eingeschlossen) so leicht etwas verhauen. Ein Damspießer — besonders der normalfarbene, im Sommerrock — ist ein sehr schmucker Geselle, der kapitale

Digitized by Google

Schaufler eine prachtvolle Erscheinung: beide brauchen sich keineswegs vor ihren Rotvettern zu verkriechen, wenn diese ihnen auch durch Höhe der Gestalt und etwas mehr Eleganz, durch gefährlichere Bewaffnung und — zuletzt, nicht zu geringst — durch die Macht der Stimme überlegen sind.

Ja, das wunderbare, den Weidmann elektrisierende, dröhnende, herausfordernde Röhren oder Orgeln des im Herbst mit langer dunkler Halsmähne geschmückten Edelhirsches ist dem Damschaufler versagt. Zwar ruft auch er zur Brunftzeit, die etwa von Mitte Oktober bis in den November dauert, den Gegner herbei, aber sein Kampfsignal ist ein schnarrendes, mißtöniges — Rülpsen. Eine bessere und vom ästhetischen Standpunkte aus treffendere Bezeichnung dafür wird's kaum geben. Auch die Schaufler kämpfen um die Oberhoheit beim Kahlwildrudel, so daß es weit durch die Stille des Abends schallt, wenn die harten Geweihe aneinanderschlagen, aber Schwerverwundete und Tote gibt's bei diesen Turnieren verhältnismäßig selten, obwohl die Augsprossen an den Schaufeln geeignet sind, erhebliche Verletzungen zu verursachen. Hat man doch schon außerhalb der herbstlichen Sturm- und Drangperiode, ja selbst während der Zeit des Abwerfens, also etwa im Mai, geforkelte Hirsche gefunden, und da mag wohl Futterneid die Triebfeder der Missetat gewesen sein.

Beim Rotwilde ereignet es sich hier und da, daß zwei stärkere Hirsche sich verkämpfen, ihre Geweihe so fest verhakeln, daß sie nicht wieder voneinander loskommen. Dann ist der Wald Zeuge eines Dramas mit hochtragischem Ausgang. Verkämpfte Rehböcke hat man gleichermaßen gefunden, aber von Damhirschen ist kein solcher Fall bekannt geworden, was sich leicht erklärt aus dem Bau der Schaufelstangen, welcher ein gegenseitiges Festklammern und Verfangen nicht ermöglicht; und so verlaufen denn ihre Mensuren in der Regel ohne „Blutige“, beschränken sich vielmehr auf ein Zusammenprallen, Drücken und Schieben. Öfters vertreiben sich die Damhirsche die Zeit mit völlig harmlosen Rempeleien, binden die Klingen und üben Stoß und Gegenstoß, wie zur Vorbereitung auf spätere, ernstlichere Attacken, wobei der Ungeschicktere wohl Haare läßt oder sich eine Schramme holt. Durch derartige Neckereien wird das nebenbei äsende Kahlwild nicht im mindesten gestört. — Manchmal steckt die Streitlust noch einige Zeit nach der Brunft dem Hirsch im Blute; er fühlt sein Mütchen an schwachen Bäumen, bearbeitet sie mit dem Geweih und knickt sie wie Streichhölzchen. — Da naht ein anderer Raufbold: eingelegt die Lanzen — nein, die Schaufeln — und gleich entbrennt der Kampf. Das dauert oft bis zu völliger Erschöpfung beider Gegner, welche dann nach beendetem Waffengange noch eine ganze Weile schlaff und matt herumstehen, das Geäse geöffnet und den Lecker heraushängend. Ab und an ist auch der Verlust einzelner Teile des knöchernen Kopfschmuckes dabei zu beklagen. Im ganzen genommen scheinen Damschaufler streitsüchtiger zu sein als Rothirsche, auch benehmen sie sich bisweilen beim Angriff geradezu heimtückisch. Während zwei Schaufler zur Mensur antreten, erscheint plötzlich, herbeigelockt vom harten Stangengeklapper, ein dritter auf den Plan, erspäht den günstigsten Moment und fällt einem der beiden

Digitized by Google

Paukanten in die Flanke, wobei es dann unter Umständen doch erheblichere Verletzungen setzt. Immer freilich glückt ein solches Manöver nicht, sondern der freche Zudringling wird von einem der Rivalen, welche zu diesem Zweck einen kurzen Waffenstillstand zu schließen scheinen, von dannen gejagt. Übrigens läßt öfters der im Duell siegreiche Schaufler, wenn er den unterlegenen verfolgt, ein schmähendes, dumpfes „Grollen" vernehmen: bo bo bo bo bo —. Hier sei erwähnt, daß sich die allermeisten derartigen Laute, auch die Silben, aus denen sich die Lieder der Vögel zusammensetzen, schriftlich ungemein schwer wiedergeben lassen. — Ist ein Platzhirsch durch längeres Gefecht stark mitgenommen, so kann es geschehen, daß ein frischer Recke (der ihm an Kraft keineswegs gleicht), wie im sicheren Vorausgefühl des Erfolges, ihn ganz gelassen angreift, zur Flucht zwingt und nun — ein wirklicher tertius gaudens — für einige Tage die Stelle des Entthronten beim Rudel einnimmt; dann folgt der Freveltat die Rache, und der inzwischen ausgeruhte rechtmäßige Herrscher erobert die verlorene Position zurück.

Der andre aber denkt: wie fein
War's, König auch einmal zu sein.

Nicht selten geschieht es, daß in einem Rudel, welches sich niedertun will, Neid und Unverträglichkeit sich häßlich bemerkbar machen: der Stärkere gönnt dem Schwächeren nicht das Bett (Lager), und die Schaufler benehmen sich dem Kahlwild gegenüber nichts weniger als höflich und rücksichtsvoll und schreiten sogar zu Tätlichkeiten. — Wenn in zwei Dam-Damen der Zankteufel fährt, so stellen sie sich auf die Hinterläufe und führen mit den Vorderläufen kurze Hiebe gegeneinander, so wie es auch die Rothirsche tun, wenn sie abgeworfen haben. — Auffallend geschickt versteht der Schaufler, zwischen Lücken in Zäunen oder eng stehenden Bäumen bei ziemlich fördernder Gangart durchzuschlüpfen, sogar wenn er ein weit ausgelegtes Geweih trägt; mit leichter, drehender Bewegung wirft er das Haupt im Bogen von rechts nach links — oder umgekehrt — und schraubt sich so gewissermaßen vorwärts.

Der junge Hirsch schiebt mit Beginn seines zweiten Kalenderjahres (des auf sein Geburtsjahr folgenden also) schlichte Spieße, mitunter auch nur ganz kurze, aus einiger Ferne kaum wahrnehmbare Knorren. Im allgemeinen werden dann nächstes Jahr abermals Spieße aufgesetzt, die zwar ebenfalls noch nicht die bekannten, für Hirschgeweihe so charakteristischen grundständigen, oft herrlich gekrausten Rundwülste, Rosen genannt, haben, sondern nur eine keulige, höckerige, vielfach gefurchte Verdickung zeigen, während die Spitzen jetzt länger und feiner, dünner ausgezogen sind; die spätere Biegung wird schon durch leichten Schwung angedeutet. Oftmals jedoch wird diese zweite Spießerstufe übersprungen, und wir sehen den künftigen Schaufler gleich als „Sechsender" vor uns, dessen schlanke, glatte Stangen je eine Aug- und eine Mittelsprosse haben. — Weiterhin spricht man vom Knieper oder Löffler (Schneider), vom angehenden, vom guten, vom kapitalen Schaufler. Bei letzterem weist der abgeflachte Endteil der Stange, die Schaufel im eigent-

Digitized by Google



Pfaff phot. *Leipzig, Aug. 1906.*

Damwildkalb, sichernd.

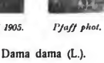


Pfaff phot. *Leisenau b. Colditz Juli 1906.*

Damwild: Alttier und Schmaltier im Sommerkleid.
Dama dama (L.).

Digitized by Google





Pfaff phot — *Connewitz, Mai 1905.*

Damwild: Weißer Kolbenspießer im Haarwechsel.



Pfaff phot. — *Connewitz, April 1907.*

Damschaufler, die Dickung verlassend.

Dama dama (L.).



Pfaff phot. Connewitz, April 1909.

Weißer Damschaufler, einen Graben überfallend.
Dama dama (L.).

Digitized by Google



Stephainsky phot.



Tillowitz (Schles.), Juni 1909.

Damwildkalb, vierzehn Tage alt.
Dama dama (L.).

M. Steckel phot. *Tillowitz (Schles.), Juli 1907.*

Damwild, Kolbenhirsch.
Dama dama (L.).

Digitized by Google

lichen Sinne, eine Breite bis zu 25 Zentimeter auf, doch wird diese Mächtigkeit nur selten erreicht.

Auch des Damhirsches Schaufeln werden, wie die Stangen anderer Hirscharten — vor allem asiatischer —, in Massen zu kunstgewerblichen Gegenständen, zu (meist recht unbequemen) Möbeln, Kronleuchtern, Uhrgestellen und dergleichen verarbeitet. Die großen modernen eingezäunten Reviere und die Wildparks liefern viele Abwurfstangen, welche hier verhältnismäßig leicht zu sammeln sind, weil man die Plätze ziemlich genau kennt, wo die Hirsche zur Zeit des Abwerfens stehen. Schon einige Wochen bevor dieser Verlust des Kopfschmuckes bei den Hirschen eintritt, lockert sich unterhalb der Rosen allmählich der Zusammenhang der Geweihstangen mit den aus dem Schädel hervorragenden Stirnzapfen, den „Rosenstöcken", und eines schönen Tages knackt die eine Stange weg, bald darauf in der Regel auch die zweite. Sofort beginnt das neue Geweih zu wachsen, und in wenig Monaten hat der Hirsch die volle, bis zu einer gewissen Altersgrenze in der Regel erhöhte, verstärkte Pracht seiner Kopfzier wieder erlangt, sie mag so vielzackig und so schwer sein, wie sie will. In jedem Jahre dasselbe Spiel der Kräfte. Man staunt mit Recht: welch eine grandiose Neuschaffung in so kurzer Zeit! Und man denkt an den ausgestorbenen Riesenhirsch, den Megaceros, der noch während einer gar nicht allzu fernen Epoche der Erdgestaltung über die europäischen Gelände wechselte, über das Moor und über waldlose Flächen, denn es ist nicht anzunehmen, daß er mit seinem bis zu drei Meter ausgelegten, wirklich fabelhaften Geweih durch Gehölz und Dickicht gezogen sei. Unter diesen ins Meer der Vergangenheit hinabgesunkenen Giganten des Hirschgeschlechts hat man zwei verschiedene Typen herausgefunden; die Geweihe beider waren schaufelartig verbreitert, aber nur bei dem schwächeren, dem Megaceros Ruffi, dessen Reste ein deutscher Forscher bestimmt hat, sehen wir den Charakter der Schaufelbildung, welcher unserm Damhirsch eigen ist: Aufbiegung der Stange nach oben und Auszackung der Schaufel am hinteren Rande.

Ob unser prächtiger Damhirsch von jenem Riesenhirsch verflossener Jahrtausende, den man mit dem „grimmen Schelch" des Nibelungenliedes hat identifizieren wollen, abstammt, das wird vielleicht eine offene Frage bleiben. Daß der Damhirsch schon früher einmal, vor dem Diluvium, das heißt vor der ungeheuren Vergletscherung, die Europa heimsuchte, in unseren Gegenden zu Hause war, das ist durch Funde*) unbestreitbar erwiesen. Jetzt heißt es nur allgemein, daß der Damhirsch zu uns gebracht sei „aus den Mittelmeerländern", wo er hier und da noch urheimisch vorkommt oder vorkommen soll, denn genaue Feststellungen darüber sind jetzt wohl kaum noch zu machen. Im Mittelalter ist er für Schweiz und Elsaß nachgewiesen. In England, wo es in vielen Parks „herdenweise" gehalten wird, ist Damwild vielleicht schon vor dem Einfall der Dänen eingeführt worden, und zwar aus Norwegen; späterhin aber muß Dänemark als die Hauptbezugs-

*) Bei Belzig in der Mark Brandenburg wurde 1883 ein vollständiges Skelett mit Schaufelgeweih aus dem Süßwasserkalk ans Licht der Gegenwart befördert.

Digitized by Google

quelle angesehen werden, von wo es im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts nach Deutschland gelangte, zuerst nach Kurhessen. In Brandenburg hielt es seinen Einzug unter des Großen Kurfürsten Regierung, und Friedrich Wilhelm I. verpflanzte es nach Pommern. Sein Wohngebiet vergrößerte sich dann Schritt vor Schritt, und in Ostpreußen gibt (?) es Damwildreviere, die sich wirklich sehen lassen können! In den baltischen Provinzen Rußlands hatte sich das Damwild vor dem großen Kriege erfreulich ausgebreitet; es überstand den Winter dort besser als das Rehwild. — Man ist so einsichtsvoll gewesen, es sogar in Neuseeland einzubürgern, mit gutem Erfolge.

Übrigens kennt die Wissenschaft seit etwa 30 Jahren einen gefleckten Damhirsch, der in der Farbe ein wenig, in der Bildung seines Geweihes aber nicht unerheblich von dem unseren abweicht. Er ist heimisch in der Landschaft Luristan im westlichen Persien und wohl auch in Mesopotamien. Der berühmte Zoologische Garten in London besaß mehrere Exemplare dieses interessanten Damhirsches, welcher — im Gegensatz zu dem „gewöhnlichen" — nun auch in die Berge hinaufsteigt, während es sein europäischer Bruder dem Edelhirsch überläßt, gelegentlich einen „höheren Standpunkt" einzunehmen und gleich der flinken Gemse die Welt „durch den Riß nur der Wolken" anzuäugen. — Man hat jenen asiatischen Neuling der Hirschfamilie Cervus mesopotamicus getauft; auch Dama mesopotamica nennt ihn der Forscher, und hiermit verwendet er ein Wort, welches schon im alten Rom gebräuchlich war, wo jedoch mit dama oder damma ebenfalls das stahlsehnige Krickelwild der Alpen und — vielleicht — die Gazelle bezeichnet wurde. Möglicherweise hatte damma etwa gleiche Bedeutung wie unsere Ausdrücke Geiß (Ricke) und Tier im Sinne von weiblichem Reh und Hirsch. Im Althochdeutschen begegnen wir dâmo und tâmo, und als das Rad der Jahrhunderte wieder eine Strecke vorwärtsgerollt ist, spricht man „bei uns zu Lande" vom Damhirz und Danhirz. Ist es nicht belustigend und lehrreich, alle die Namen prüfend zu betrachten, mit welchen der biedre Schaufler im Laufe der Zeiten belegt wurde? Nicht wundernehmen darf es, daß dieser und jener Jäger späterhin bei Danhirz an — Dänemark dachte, daß man geradezu Dänhirsch sagte. Andere hielten (weil sie weder von tâmo und dâmo, noch von dama etwas wußten) Tannhirsch und Tannenhirsch für „echter"; Dähel, Dandl und Damling treten auf, und schließlich leitete man — natürlich! — Damhirsch auch von Damenhirsch ab, was wahrscheinlich auf seinen halbzahmen Zustand in Park und Wildgarten zurückzuführen ist, wo er den Damen das Zuckerbrot artig aus der Hand nahm. Diejenigen stolzen Nimrode aber, welche spöttischen Tones von „Damzicken" reden, bringen es stellenweise sogar fertig, das schmeichelhafte Adjektivum „dämlich" von „Dam" herzuleiten, was an sich allerdings dämlich genug ist. — Der hieroglyphische Name unseres Hirsches ist „hanen"; auf den Wänden ägyptischer Grabkammern sieht man ebenso trefflich charakterisierende Abbildungen von ihm, wie auf assyrischen Monumenten.

* * *

Digitized by Google

— — Hier stutzt unser (natur- und sprachgeschichtlicher) Damhirsch plötzlich, dehnt und reckt sich, indem er die Schaufeln weit zurücklegt, wirft auf, verhofft; — dann wird er flüchtig und ist bald aus dem grauen Altertum zurückgelangt in die Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts, aus der Gegend von Ninive oder Beni Hassan ins deutsche Jagdrevier. Er nimmt seinen Stand in einem Fichtenstangenort, an den sich einerseits eine dichte Eichenschonung schließt, anderseits Felder unter hoher Kultur, wo der Tisch mit Leckerbissen reich besetzt ist. Besonders ein Kleeschlag lockt hier das Wild herbei; selbst am hellen Tage sucht es ihn auf, wenn es Lust hat zu einer kleinen Extramahlzeit. Das tut nun freilich der brave Schaufler nicht, von dem eben die Rede war, denn einige unliebsame Erfahrungen, die er gesammelt hat, mahnten zur Vorsicht und gaben ihm die Lehre, daß Nacht und Dämmerung seine besten Freunde sind: im Tageslicht hat er schon das peinliche, zischende Pfeifen der Kugel gehört. Das einemal war's im Frühwinter, als unvermutet die Erde mit Schnee, dem himmlischen Streuzucker, leicht angeweißt war. An einem langsam fließenden Bache unterhielt er sich gerade flüsternd mit einem Schmaltier in der uns Menschen nur zum Teil verständlichen Sprache des Damwildes. Da empfand er plötzlich einen furchtbaren Schlag und lag am Boden, ehe er sich dessen versah. Er wollte aufstehen, aber die Glieder versagten den Dienst, und ein stechender, brennender Schmerz lief über seinen Rücken hin. Alle verfügbaren Fasern spannte er an, wälzte sich von einer Seite auf die andere, fühlte dann glücklicherweise seine Kraft zurückkehren und erhob sich auf die Läufe in dem Augenblick, als ein Mensch, von dem Pirschsteige her, der etwa hundert Schritt entfernt, dem Bache folgend, sich hinzieht, auf ihn zu schritt. Das Schmaltier war verschwunden. Näher kam der Mann im grünen Rock; in seiner Hand blinkte ein langes Messer. Und nun — unser Hirsch — kurz herumgeschwenkt, den Bach überfallen und — heidi — davon! — Was war geschehen? Etwas gar nicht so Merkwürdiges: ein Jäger hatte sich auf dem erwähnten, von Blättern und dürrem Gezweig gereinigten Pfade vorsichtig angeschlichen, hatte auf den Hirsch geschossen und ihn „gekrellt", das heißt die Kugel war dicht über der Wirbelsäule durchs Wildbret (Fleisch) gefahren und hatte eine rasch vorübergehende Lähmung hervorgerufen, welche den Schaufler im Feuer auf die Decke warf. In hohen Fluchten — ab und zu mit allen vier Läufen zugleich schnellend — brachte sich das Schmaltier sofort in Sicherheit. — Der Jäger, welcher ein Neuling im Gefolge Dianas war, lehnte die noch rauchende Büchse an einen Baum, zog das Waidmesser und schritt auf den am Boden liegenden Hirsch zu, um ihn abzufangen. Schon war, so meinte er, die Beute sein, schon sah er wohl im Geiste die stattlichen Schaufeln von seines Zimmers Wand herabwinken —, da änderte sich die Lage in der geschilderten Weise, und mit einem nicht eben sehr schlauen Gesichtsausdruck blickte der Schütze dem Schaufler nach. Zwar glaubte er noch, daß man diesen später, wenn der auf Schweiß gut arbeitende Hund geholt werde, ganz bestimmt bekäme, indessen ein wenig unbehaglich ward ihm doch zumute, als er die Fährte des Davongeeilten betrachtete und nach einigen hundert Gängen

Digitized by Google

(Schritten) gar keinen Schweiß mehr fand. — Die Nachsuche blieb natürlich ohne Erfolg.

Seit jenem Abenteuer ist unser Schaufler äußerst vorsichtig geworden, wenn auch die Wunde, ohne Schaden zu hinterlassen, fest und gut vernarbt war. Und so hat er es mit der Zeit auf eine beträchtliche Zahl von Jahren gebracht, und der Verwalter des Reviers, Oberförster Rödel, wußte beinah Wunderdinge zu erzählen von diesem kapitalen „alten Herrn", den er selber und seine Beamten nur in längeren Zwischenräumen mal auf einer Schneise zu sehen bekämen. —

* *
*

Die „Tage der Rosen" sind vergangen; der wilde Mohn leuchtet nicht mehr am Wegrand, und von den lieblichen Kornblumen entfaltet sich die zweite Pracht, welche nicht im Roggen und Gemenge die tiefblauen Sterne einzeln zeigt, sondern sich auf den Kartoffeläckern zu vollen Büschen entwickelt hat, wo der kundige Feldwanderer noch im September und Oktober manchen Strauß pflückt. — Verhallt sind Sensenklang und Erntereigen. Eiche und Buche malen ihr Laub mit den Farben des Herbstes. Fleißige Holzschreier tragen Wintervorrat vom Park des Gutshofes nach dem Walde hinüber. Südwärts ziehender Kraniche Schrei tönt hoch herab aus klarer Luft — —.

Der Abend setzt früh ein, und es ist schon recht kühl. — Die Nacht geht hin. — Am Morgen wallen Nebelschwaden über die Wiesen, von den Torfstichen her und durch den bruchigen Bestand weben Erlkönigs Töchter ihre Schleier.

Still am Walde liegt die Oberförsterei. Zwei Käuzchen rufen sich. Ab und zu klirrt eine Kuh mit der Halskette. — Da wird im Giebel ein Fenster hell. Gleich darauf hört man schlürfende Schritte am Pferdestall. Das ist der alte Werner, der „Holzkutscher". Er kommt pünktlich wie ein Uhrzeiger, um den Wagen zweiter Garnitur mit den kleinen, unglaublich ausdauernden Russenpferdchen zu bespannen. Denn seines Herrn Freund soll um fünf Uhr zur Pirsch fahren, und wenn der einen guten Hirsch schießt, so ist's Werners Schaden nicht. —

Kaum eine Viertelstunde ist vergangen, da hat sich der Jäger schon neben Werner auf dem zweisitzigen Wagen zurechtgerückt. Er zieht den Lodenmantel fest um die Schultern. Werner hat den gespendeten „Tobak" angesteckt, pafft mit Genuß und lenkt die getreuen Braunen waldein. — Wie wunderbar ist so eine Fahrt! Noch dämmert es nicht. Dunkel ringsum. Nur oben zwischen den Wipfeln der Fichten ein hellerer Strich. Aber die Gäule kennen hier jeden Quadratfuß Weg, jede Wurzel, jedes Loch, und so geht's rüstig dahin. — „Ob wir den Starken wohl dieses Jahr kriegen, Werner?" — „Aber na ja, Herr Major, ich denk' doch jewiß. Wir werd'n mal nach Jagen 27 fahren; da hat'n der eine Hilfsförster so vor'n Tag' acht jesehn. — Na, und wenn da nicht, denn vielleicht an der Ziegelei —."

Die Pferde traten auf dem feuchten Boden durch, daß es spritzte — quitsch — quatsch, und der Wagen neigte sich manchmal bedenklich zur Seite.

Es klapperte und rasselte. Aber durch solche Geräusche läßt sich das Wild meistens nicht stören; man darf nur nicht stillhalten, sobald es den Wagen eräugt hat; wenigstens muß das ganz vorsichtig gemacht werden, wie denn überhaupt das Pirschfahren eine eigene Kunst ist, die auch gelernt sein will. —

Nach und nach war's heller geworden, man vermochte größere Gegenstände mit dem Doppelglase leidlich zu unterscheiden, und nicht allzu lange währte es, so bemerkte man auf den Gestellen und Kulturen hier und da Mutterwild mit Kälbern; sämtliche drei Farbenvarietäten des Damwildes kamen zu Gesicht. — Jetzt erinnerte der Major daran, daß er einst an der Stelle, welche man eben passierte, einen geringen Hirsch mit einem verkrüppelten Geweih geschossen habe. Es war ein Hirsch mit sogenanntem „Doppelkopf". Das ist ein Gebilde, welches bei Damhirschen öfters beobachtet wird: die vorjährigen Spieße wurden nicht abgeworfen, und unter ihnen hervorgequollen ist der Baustoff des neuen Geweihes, dessen Rosen dann dem alten als Unterlage dienen. So einen Hirsch mit „Doppelkopf" erlegte des Oberförsters Gast damals nahe der Gretchenbrücke, und er bespricht nun mit dem Rosselenker den ganzen „Fall" von A bis Z, wie das die Jägersleute gern zu tun pflegen, auf solche Art ihre bedeutsameren Abenteuer immer aufs neue durchlebend. Jener Hirsch war auch noch deshalb bemerkenswert, weil er zufällig Eckzähne hatte, die beim Damwild recht selten (noch seltener bei Rehen, aber beim Rotwild stets) angetroffen werden. Diese oberen Eckzähne heißen Haken, auch Granen, Grandeln, Granel, Kusen, und werden als Trophäe hochgeschätzt; der Goldschmied verarbeitet sie geschickt zu Nadelköpfen, Broschen, Uhrkettenanhängern usw. —

Abnorme Geweihe tragen Damhirsche ziemlich oft. Schwächliche, kränkelnde, an den Folgen von Schußwunden leidende Stücke, „Kümmerer", bringen am häufigsten derlei regelwidrige Bildungen hervor, welche der Jäger auch widersinnig oder monströs nennt. Das Rehwild ist ebenfalls nicht arm daran.

— Aus dem Jagen 27 war heute das Wild wie weggehext. — Auf der Dienstwiese des Försters, in dessen Schutzbezirk man eben gelangte, tanzten die letzten Nebelgestalten vor dem sacht wehenden Morgenwinde daher, und — da stand auch, dicht am Waldrande, ein Rudel Damwild. Wohl waren ein paar gute Schaufler dabei, aber der gesuchte „Geheimrat" schien vor der Brunft jeglicher Geselligkeit abhold zu sein. Den hochklingenden Titel hatte man ihm beigelegt, weil er seit Jahren so fabelhaft heimlich geworden war. —

„Halt mal an! — Was ist denn das da hinten?" — In einer Ecke der Wiese bewegt sich etwas Rotes — schleicht, richtet sich auf, duckt sich und springt dann plötzlich zu —. „Aha! Freund Reineke. — Na, wenn du dich mit Mäusefangen nützlich machst, so sollst du Frieden haben." — „Ist auch besser, hier nicht schießen, Herr Major. Ich mein' man wegen dem Schaufler."— „Recht, Werner, recht! — den wollen wir uns doch lieber nicht vergrämen. Laß alle Füchse laufen. — Weiter —."

Digitized by Google

husch — auf einen Gatterpfosten setzt sich ein Vogel mit langem, spitzem Schnabel und dunklem, weiß gezeichnetem Gefieder, ungefähr so groß wie eine Turteltaube. Er läßt das Fuhrwerk ganz nahe heran und richtet ohne Scheu den Blick auf die schnaufenden Pferde. Der Kutscher könnte ihn mit der Peitsche erreichen. Das ist Freund Tannenhäher, der sich zum Herbst auf die Wanderschaft begeben hat und in östlichen Gegenden unseres Vaterlandes den Jäger auf einsamem Pirschgange oft durch sein zutrauliches Wesen erfreut. Aber heute hat der Major keine Zeit zu ornithologischer Unterhaltung. Also abermals — weiter —. An der Ziegelei wird zunächst auch vergebens gesucht, und kreuz und quer rudelt das Waldgefährt durchs Revier. Die Sonne ist schon ein gut Stück emporgestiegen auf ihrem Bogenpfade; ihre Strahlen dringen auch zu den tieferen Stellen des Gehölzes, wo freilich Adlerfarn und Brennesseln von erstaunlich üppigem Wuchse manchmal die Fernsicht hemmen. Und es ist inzwischen auch recht hübsch warm geworden; der Lodenmantel wird in den Rucksack gestopft, der hinten an der Sitzlehne hängt. So ist der Jäger völlig frei in seinen Bewegungen. — Das Wild hat sich zumeist niedergetan; es ist müde vom Herumziehen. An verschiedenen Orten sieht man sitzende Stücke, dort mehrere Schaufler, welche der Ruhe pflegen; sie „dösen", sie nicken ein wie der greise, „auf die Postille gebückte" Schulmeister im Großvaterstuhl. — —

Und immer noch müssen die wackeren Braunen in langsamer Gangart von einem Jagen ins andere den Pirschwagen schleppen — —. An einem Kreuzungspunkt wird ein kurzer Kriegsrat gehalten. „Ja, was nun, Vater Werner? Ich glaube, wir kehren heim, denn den Kapitalen erwischen wir doch nicht; der Racker ist mal wieder nirgends zu sprechen." — Werners runzeliges Gesicht deutet auf Kummer. Dann blinzelt er schräg hervor unterm Schirm der harzigen Mütze: „Na, denn vielleicht lieber den weißen Schaufler, wo ich erst jestern beim Schnepfenbusch jesehen hab'?" Er denkt an das reichliche Trinkgeld, das eine erfolgreiche Pirsch ihm einzutragen pflegt. Allerdings — wenn's der mit so viel Mühe schon auf vielen, vielen Fahrten gesuchte Hirsch werden sollte, dann — ja, dann greift der Herr Major sicherlich noch kräftiger in die Geldtasche. — Und Wernern wird ganz weh zumute. Aber was hilft's! Wer weiß, wie lange sein Gönner diesmal noch in der Oberförsterei bleibt —. Also besser den Sperling in der Hand, als die Taube auf dem Dache. — „Meinetwegen denn," brummt der Major und macht sich's bequemer.

„Hüh!" — Die Braunen legen sich in die Geschirre, daß das Leder knarrt. — Wieder an dem Felde hin, das zur Ziegelei gehört. Uralte Eichen halten dort die Grenzlinie zwischen Acker und Forst besetzt. Was sind das für wundervolle Bäume, majestätisch anzuschauen! Dem Major ist's zur lieben Gewohnheit geworden, in Ehrerbietung grüßend den Hut zu ziehen, wenn ihn sein Wagen an diesen Zeugen vergangener Jahrhunderte vorüberfährt. So blickt er auch jetzt wieder sinnend in das Gesparre der mannsdicken Äste hinauf — und salutiert —. — Da spürt er einen Ruck und fährt zusammen. Werner hat die Zügel kurz angezogen, aber dann gleich wieder

Digitized by Google

freigegeben. Ein Augenblick war's nur, jedoch er genügte, um etwas Besonderes anzukünden. „Herr Major!“ flüstert er mit fast heiserer Stimme, „Herr Major, der kap'tale Schaufler, da wo sitzt —.“

Das Wort war überflüssig gewesen. Das scharfe Auge des geübten Waidmannes hatte fast gleichzeitig mit dem Kutscher den Hirsch erblickt, der am Stamme einer dicken Rottanne sein Vormittagsschläfchen zu halten schien. — Während des Fahrens rasch und möglichst unauffällig herunter vom Wagen, als gerade eine jener mächtigen Eichen günstige Deckung bietet. — Werner weiß Bescheid; er weiß, daß er vorläufig nicht halten darf, so sehr es ihn auch gelüstet, den Verlauf des Dramas aus der Nähe zu beobachten. Mit fast angehaltenem Atem kutschiert er langsam weiter; bis an den Hals hinauf schlägt ihm das Herz. —

Hinter seiner Eiche kauert der Major; hinter seiner Fichte sitzt der Hirsch, von dem jener nur eine Hälfte des Kopfes sieht und die linke Schaufel — — was für eine Schaufel! „Diana, steh' mir bei!“ — Das kann kein anderer sein als der lang Ersehnte. Aber der rückt und rührt sich nicht. Was mag ihn nur bewogen haben, sich hier so nahe am Felde, eigentlich „an offener Landstraße“ niederzutun? Wer will's beantworten? — Indes, diese Frage stellt sich der Major in jener Minute wahrhaftig nicht. Er überlegt nur, wie er zu Schuß kommen kann; es durchrieselt ihn heiß und kalt — —. „Wirst du ihn kriegen? — Kannst du denn nicht vielleicht einige Schritte seitwärts treten? Oder —“. Und mit einem Male richtet sich der Schaufler auf; bei der Ziegelei schlug ein Hund an, der wohl den Wagen begrüßen wollte. Nach dort hinüber äugt der Hirsch — frei ist das Blatt —. Schon liegt der Major im Anschlag — der Silberpunkt des Korns der Büchse spielt auf dem rechten Fleckchen, der Finger krümmt sich und — „Päng!“ spricht die erprobte Waffe ihr hartes Wort. Wie das hallt unter dem Zweig- und Blättergewölbe der Eichen! — — Und der Hirsch? — Sein wildes Davonstürmen verriet dem Jäger genug: die Kugel saß gut. — Rasch lud er wieder und winkte Werner heran, der auf den Knall natürlich sofort umgekehrt war. Im flotten Trabe kommt er angeschaukelt auf dem tief ausgefahrenen, holprigen Wege. — „Liegt er, liegt er?“ Seine Stimme zittert; offen bleibt der fragende Mund. Und den Major, der ja jetzt so siegesfroh ist, belustigt das „Hirschfieber“ des Alten. „Na, klettern Sie man runter von Ihrem Thron, Werner. Wir wollen mal zum Anschuß gehen.“ — Die Entfernung war nicht groß gewesen: knapp 95 Schritte. Gleich da, wo der Hirsch die Kugel erhalten hatte, lagen Schnitthaare, lag Schweiß. Ohne Hund war die Rotfährte zu halten, und nach 80 Gängen standen die beiden vor dem bereits verendeten „Geheimrat“. — Mit kräftigem Händedruck gratulierte Werner dem glücklichen Schützen, der sich voll Freude über diesen kaum noch erhofften Erfolg mit erklärlichem Stolze an den ausgebleichten Hut einen Bruch (kleines Zweiglein) steckte, den diejenige Eiche ihm spenden mußte, von der aus er geschossen hatte. —

Hei, wie lustig war nun die Rückfahrt! Wie herzlich und ehrlich des Oberförsters Mitfreude! — Gleich wurde ein Jagdhorn geholt, und das Signal „Hirsch tot“ klang hinein in den goldigen Tag. — —

Digitized by Google

Die Frau Oberförsterin und das sanfte Gretchen, die gerade mit den Bienenstöcken beschäftigt waren, eilten herbei und riefen „Waidmannsheil!"
Werner war natürlich ganz Wonne und schmunzelte einmal über das andere: „Das hab'n wir aber doch sehr schön jemacht." —

* * *

Wenn ein guter Freund den Major besucht und das prächtige Schaufelgeweih an der „Ehrenwand" seiner Arbeitsstube bewundert, dann erheitern sich die Züge des graubärtigen Waidmanns zusehends; er erzählt mit Vergnügen die Geschichte, wie er den „Geheimrat" erlegt hat, und manches Wort wird gesprochen über unser Damwild, seine Hege und seine Jagd.

Digitized by Google



Pfaff phot. *Connewitz, Juli 1906.*

Ruhendes Dammwildrudel.
Dama dama (L.).



Pfaff phot. *Connewitz, Sept. 1906.*

Starker Damschaufler im Fleckenkleid und geringer schwarzer Schaufler.
Dama dama (L.).

Digitized by Google



P. Rosenius phot. *Lappland Juni 1909.*

Junges Elchkalb.
Alce alces (L.).

M. Steckel phot. *Ackmenischken, Nov. 1908.*

Elchspießer und Schmaltier am Moorrande.
Alce alces (L.).

Digitized by Google



M. Steckel phot. — Ibenhorst, Nov. 1908.

Zwei starke Elchschaufler (Zwölfer), einer kurz nach Abwurf der Schaufeln.
Alce alces (L.).

Digitized by Google



M. Steckel phot. *Ackmenischken, Okt 1908.*

Schwache Elchhirsche.
Alce alces (L.).

Digitized by Google

Das Elch / Von Fritz Bley

An der Ostsee.

Vor acht Tagen war der starke Hirsch aus dem Bledauer Forst nach der Kurischen Nehrung hinüber quer durch das dort dritthalb deutsche Meilen breite Kurische Haff geronnen. Das ist ein alter Lieblingswechsel: vom Festlande nach der blendend herübergrüßenden Düne, hinter der die See braust, und zurück von dort in die düsteren Erlenwälder. Oft genug geht das schlecht aus. Im März 1901 wurden an der Rossitter Haffleuchte drei Elche angeschwemmt, die offenbar trotz des Treibeises das Haff zu durchrinnen versucht hatten; und schon anfangs der achtziger Jahre mußte der alte Düneninspektor Epha mehrere Elche bestatten lassen, die von der litauischen Seite herübergeronnen waren, aber das hohe Lehmufer bei Rossitten dermaßen mit Eis bepackt fanden, daß ihnen das Landen unmöglich ward und sie ertranken. Unser uralter Hirsch weiß Bescheid mit dieser Gefahr. Und er hat auch gelernt, wie unratsam es ist, das weite Haff anzunehmen, wenn die Fischerboote darauf kreuzen. Vor langen Jahren, als er noch ein junger Hirsch war, trieb ihn eines schönen Morgens in der Brunftzeit die Sehnsucht zusammen mit einem Gefährten, dem starkbärtigen Achtender, hinüber nach dem Bledauer Walde. Hoch ragten ihre Häupter und Schultern aus dem Wasser heraus, und sie würden das Festland mit Leichtigkeit erreicht haben, wenn nicht der Unverstand von Fischern gewesen wäre, denen sie den Kurs kreuzten. Um ihnen die Reise bis zur Landspitze von Pusterort zu erleichtern, warfen die guten Leute ihnen Stricke um die Geweihe und nahmen sie ins Schlepptau. Dagegen ließ sich nichts tun, solange das Boot durch tiefes Wasser segelte. Als aber die Hirsche festen Boden unter den Füßen fühlten, rasten sie mitsamt dem Boote davon, so daß die Fischer schleunigst ihre Taue kappen mußten. Den Achtender hatte dieser Liebesdienst so sehr aufgeregt, daß er vor Ermattung niederbrach und von zwei Fischern eines anderen Dorfes gefangen und abgeschlachtet wurde. Unser Hirsch aber hatte kurz kehrtgemacht und war durch das Röhricht auf den Brunftplatz gewechselt und von dort nach allerhand Abenteuern zurück auf seine liebe Nehrung, wo die Fischer besser erzogen sind als drüben auf der dunkeln Seite.

Sogar ihre Pferde sind hier verständiger. Den ganzen Sommer über leben sie im Walde auf der Weide, wie die Elche, und laufen nicht gleich wie die Gäule dort drüben halbverrückt davon, wenn einmal ein Alttier mit seinen Kälbern an ihnen vorüberzieht. Vor Jahren war auch ein Trupp Schafe in der Gesellschaft des Hirsches, denen es hier draußen so gut gefiel, daß sie den ganzen Winter in Schneesturm und Eis blieben und allen Ver-

Digitized by Google

suchen, sie einzufangen, widerstanden. Sie waren bei dieser Lebensweise schon fast so verständig wie die Elche geworden, namentlich der Widder, der ihre Führung übernommen hatte und es an kluger Vorsicht mit dem ältesten Hirsche aufnehmen konnte. Aber die Menschen sind schlecht, zumal die mit den grünen Röcken. Als der Sommer kam, haben sie bei einer verräterischen Zibbe den verliebten Widder abgeschossen. Und darauf verdummten die anderen Schafe und ließen sich schließlich wieder einfangen, um im Stalle weiterzublöken wie anderes Herdenvieh.

Zuweilen, wenn unser Hirsch beim Scheine des Vollmondes auf der Höhe des Bruchberges steht, schaut er hinab auf sein weites, schönes Reich: auf das Möwenbruch zu seinen Füßen, auf das in weißen Brechern anrollende Meer zur Linken und das träumerisch glänzende Haff zur Rechten und dazwischen auf den dunkeln Wald, der sich unter den in sammetweichem Glanze liegenden nackten Wanderdünen hinschlängelt. Dort drüben in dem kuppigen Vorlande der kahlen weißen Berge ist sein Lieblingsplatz; und wie herrlich könnte dies Einödparadies sein, wenn nicht so viel Menschen auf die Nehrung kämen! Im Winter läßt es sich ja zur Not hier noch leben; aber jetzt im Sommer, im Sommer, wenn das pustende und qualmende Schiff immerzu von einem Ende des Haffes zum anderen läuft und jedesmal am Rossitter Stege pfeifend und heulend Menschen auswirft, die alle sofort an die See laufen und dort Elch spielen — jetzt ist es nicht zum Aushalten! Die alten Hirsche unter den Menschen baden auch zusammen, und die Alttiere und Gelttiere nehmen nur die ganz kleinen Hirschkälbchen mit ins Wasser; aber sie benehmen sich viel unverständiger als die Elchtiere. Vom Seetang verstehen sie nichts. Sie grabbeln immer darin herum und suchen kleine gelbe blanke Steinchen heraus. Aber wie gut er schmeckt und wie bekömmlich er ist, scheinen sie nicht zu ahnen. Außerdem scheinen sie eine lächerliche Angst vor dem Gewitter zu haben. Denn sobald von Schweden ein Bullkater heraufgezogen kommt, raffen sie ihre abgelegten Häute zusammen und laufen, als ob sie von der Rachenbremse verfolgt würden, in das widerliche Dorf zurück zu ihren schmutzigen Schafen und Kühen. Eben verschwindet der letzte Trupp dort in kälberhafter Hast um die Ecke bei der Lunk!

Jetzt gehört die Nehrung und die Welt wieder dem alten Hirsche. Gemächlich trollt er durch die Dünenkiefern hinab zum Erlenwalde und zieht dann über die Vordüne hinab zur See. Die läuft hohl auf und wirft ihre Brecher gegen die Vordüne an. Jagt oben einer schnaubend daher, zieht unten der andere saugend ins Meer zurück. Das kennt der Elch, aber es hindert ihn nicht. Er läßt sich die Brander um das Kolbengeweih spritzen, und wenn eine schöne Ladung frischduftenden Seetangs herangeschwemmt kommt, so springt er hinzu, wirft sich das ganze Bündel über und läßt sich die würzig-herbe und salzige Lieblingsäsung munden. Was kümmert ihn der bleigraue, mit wilder Eilung herantosende Gewittersturm? Der schützt ihn vor der entarteten Menschenbrut und freut ihn wie die kreischend aufjagenden Möwen! Was stören ihn bei seinem fröhlichen Mahle die herabzuckenden Blitze? Ihre Spur erlischt im Regen, der prasselnd nun herab-

Digitized by Google

rauscht und dem Elche die Decke wäscht. Besser freilich wäscht das Salzwasser der See, das alle Lausfliegenbrut wegbeizt, und das so unbeschreiblich mollig ist, wenn es lustig mit weißem Sommerschnee im Lockenhaare angetanzt kommt und hineinbrüllt in den wilden Gesang von Donner, Sturm und Regengeprassel als das Hohelied der ernsten Ödeinsamkeit. Wohlig sinkt der alte Hirsch hinein in die See und läßt sich von den Wellen treiben, die immer wilder und hohler auflaufen. Dann arbeitet er sich kämpfend an den Strand heran, schüttelt sich die Decke aus, und noch einmal. Und dann steht er inmitten von Sturzregen und Gewittersturm und starrt, wie traumverloren, regungslos hinaus auf das wildbewegte Urbild seiner stolzen, über alle Erbärmlichkeiten des Menschen erhabenen Welt.

Starrsinnige Elche.

Ein trüber Spätwinterabend auf dem Kurischen Haffe. Die Nehrunger Fischer haben guten Fang gemacht und traben nun nach hartem Tagewerke mit Fischen und Netzgeschirr auf den schwerbepackten Schlitten der Rossitter Haffleuchte zu, deren Licht zuweilen, wenn der Nebel sich etwas entschleiert, verschlafen aus der Ferne aufblinzelt. In Rossitten werden die Fische sortiert. Die „Zandchens" und „Hachtchens" und Barsche werden besonders verpackt und heute nacht noch über Eis auf flinken Segelschlitten nach Cranzbeek zur Bahn gefahren. Plaugsties von Pillkoppen wartet schon am Rossitter Stege mit seinen beiden Jungen, um die Fuhre zu übernehmen. Von dem Reste werden die besten ausgesucht, um zunächst dem gnädigen Herrn Oberförster, dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Kantor und der Elchmutter an der Lunk das bestellte Gericht zu geben. Früher wurde jeder beteilt, der an die Schlitten kam und Korb oder Schürze hinhielt. Das ist vorbei, seitdem auch hier sich Händler angesiedelt haben und ein Gericht Fische zur kostbaren Leckerei geworden ist. Der alte „Kaninchenstall", in dem einst Vater Epha beim Gläschen alten Portweins seine Schnurren zu erzählen liebte, hat einem „Hotel zum Kurischen Haff" Platz gemacht, und an Stelle des langen alten Stalles auf Krauses Hofe, wo die fremden Fischer sonst auszuspannen pflegten, steht eine gebildete „Villa Nehrungslust", die im Sommer Königsberger Nehrungsschwärmer als Feriengäste beherbergt, aber während der Wintermonate außer den eingeborenen Rossittern und den am Stege anlegenden Fischern von der kurischen oder der litauischen Seite höchstens einmal einen Händler oder Bernsteinschmuggler sieht. Zur Sommerszeit, wenn der Memel-Cranzbeeker Dampfer hier anlegt, wird auch das Fischversandgeschäft hier am Strande besorgt. Denn mit den hergereisten Kopschellern lassen die Nehrunger sich nur ungern ein.

Das Geschäft dieser Aufkäufer blüht mehr bei den Fischern von der litauischen Seite. Im Sommer sind sie, wo immer ein Fischzug eingeholt wird, sofort wie Habichte auf dem Haffe zur Stelle, um gleich den ganzen Fang zu übernehmen. Und im Winter, wenn die schweren Netze auf dem Eise von den kleinen struppigen Fischerpferdchen gezogen werden, versorgen sie die

Digitized by Google

Fischer mit allen Kostbarkeiten der Welt. Der Pfarrer Broscheit, der selbst ein Fischersohn ist, tut sein möglichstes, um den Schnaps durch Kaffeegenuß zu verdrängen. Aber er hat wenig Glück damit und muß noch dazu mit ansehen, wie die wenigen, die er zur Enthaltsamkeit bekehrt hatte, den Grumadki und anderen Sektenpredigern zulaufen, die in den Fischerhäusern Sonntags mehr Andächtige finden als er in seinem alten Kirchlein. Der vorteilhafte Tauschhandel muß auch heute auf dem Haffeise wohl flott gegangen sein; denn drei Kopschellerschlitten segeln schwerbeladen auf Schaaksvitte zu, während die Fischer jubelnd und singend auf ihre müden Pferdchen einhauen, um ihr Dörfchen am Griebeflusse zu erreichen. Heiser und in hohen Tönen klingt das Liedchen, das sie anstimmen:

Ui Ui Ui Dewe,
melas Deweli,
ne tropyjau berneli.

(Ui, ui, ui Gottchen,
mein liebes Gottchen,
ich traf kein gutes Mannchen!)

Und während vor ihnen schon die Umrisse ihrer schilfbedeckten Häuschen auftauchen, klagt ihr weinerliches Lied:

Ey toli toli
mano namelei
perdu szimtu mylaczû.

(Ach, ferne ferne
ist meine Heimat,
mehr als zweihundert Meilen!)

Bei der jagenden Fahrt über das Eis verloren sie noch ein gut Teil von den zurückbehaltenen Fischchen, noch ein Bündelchen Heu, das für die Pferdchen mitgenommen war. Ui Gottchen, ui Gottchen; die Fischchen wird nun der Fuchs sich holen, das Füchschen, das nachts auf dem Eise Fischereiaufseher spielt und das in jedes Lochchen seine Nase steckt. Tai sawo darbas! 's ist seine Arbeit! Und das Heuchen, das schöne süße Heuchen nimmt der große Halch, der jetzt auf dem rauhen Eise jeden Abend einen Spaziergang von ein paar Meilen macht! Sollte nur mal Glatteis sein, dann wollten ihn die Fischer schon! So auf Schlittschuhen mit Pieken bewehrt, wie die Väter es in alten Zeiten getan haben. Ui, ui Brüderchen, das war lustige Jagd! Auf dem Glatteise schurrt der Halch; und dann ist es leicht, Brüderchen, ihn anzulaufen und ihm die Pieke in die Seite zu treiben, daß er fällt, heheh, Brüderchen!

So schwatzend und singend sind sie am Dorfe angekommen. Nur Jonu Kerschkallies muß noch ein Stückchen weiterfahren als die anderen. Aber das macht nichts. Seine Reise geht nun auf dem Schlittenwege am Neuen Graben hin, da kann er nicht fehlen. Links ist das tiefe Wasser und rechts der schräge Damm. Die breite Grabenbank, die im Winter schönen Schlittenweg bietet, hat Pone Oberförster bei Anschüttung des Dammes freigelassen, damit die

Digitized by Google

Elche, wenn sie den Graben durchrinnen, leichter ans Ufer klettern können. Von dort aus nehmen sie dann den schrägen Damm und ziehen in die großen Polder hinunter, wo sie vor Hochwasser sicher sind. Jonu setzt sich zum Schlafen zurecht. Seine Pferdchen finden schon den Weg. Langsam zotteln und klingeln sie auf dem wohlbekannten schmalen weißen Grabenrande dahin, auf dem es kein Ausweichen gibt. Der Nebel ist jetzt ein bißchen dünner geworden; denn der Mond ist aufgegangen und frißt den Nebel. Jonu sieht nicht die Schatten im glitzernden weißen Walde. Der Kopf ist ihm auf die Brust gesunken. Er hört auch das Schnauben seiner Pferdchen nicht. Das Sattelpferd hat schon lange die Ohren gespitzt und geht Schritt. Es ist eine alte Stute, die Bescheid weiß im Walde. Das Handpferd ist ihr nun vierjähriges Fohlen; es folgt ihr vorsichtig. Denn da vorn ist's nicht geheuer. Mißtrauisch bleibt die Stute stehen. Aber sie hat den Wind im Rücken und kann nichts wittern. Erst als sie um die Ecke am nächsten Quergraben biegt, wo der Weg auf die mit Kopfweiden bepflanzte hochwasserfreie Straße führt, an der Jonus Hof liegt, stutzt sie. Vor ihr ziehen gespenstische Schatten vorüber. Und jetzt wendet sich der eine und kommt geradeswegs auf den Schlitten zu. Noch immer sind die Pferde vorsichtig vorwärts gegangen. Da hebt sich im Lichte des aus dem Gewölke heraustretenden Mondes die schwarze Gestalt eines alten Elchtieres auf, das hier bei seinen beiden langsam ziehenden Kälbern mitten auf der als Weg dienenden Grabenbank gesessen hatte. Das Fohlen zuckt zurück und, von dem Stoße des Schlittens unsanft gerüttelt, knurrt der Jonu. Wenn er nicht wie ein Bär schnarchte und schliefe, würde er verstehen, was die Glocke hier geschlagen hat. Denn schon legt die Alte da vorn die Lauscher zurück und leckt sich die Lippe. Aus ihrer Sprache ins Menschliche übersetzt, heißt das soviel wie: Nun aber kehrt marsch! Und die alte Stute versteht schon; sie wartet nicht erst auf Hiebe mit den Vorderläufen des Alttieres. Im Bogen saust sie an der schrägen Dammböschung herum, gerade noch weit genug, um nicht die Deichsel zu zerbrechen. Freilich gehen die Fischtonnen und der sonstige Inhalt des Schlittens dabei kopp-heister. Aber der Jonu hält sich an den Zügeln fest und ist, als die Fahrt nun im sausenden Galopp davongeht, mit einem Male nüchtern und munter. Unter seiner Kapuzenmütze hat er das Gefühl, als ob seine Haare sich sträubten. Ui, ui Gottchen; was hat sich das Pferdchen, das liebe Stutchen? Was ist geschehen? Aber bald merkt er, daß die Fahrt zum Dorfe zurückgeht, und ist's zufrieden, diesmal mit einem blauen Auge davongekommen zu sein. Als er aber am nächsten Morgen desselben Weges fährt und an derselben Stelle wieder von dem Alttiere zum Umkehren gezwungen wird, zieht er es doch trotz des eingetretenen schlechten Wetters vor, auf dem Strome hinauf bis zur großen Straße und dann auf dieser hin zur Försterei zu fahren und dort die „alte Halchkuh" wegen nächtlicher Wegelagerei zu verklagen. Der Förster scheint zwar taub auf dem Ohre zu sein und meint, Kerschkallies solle nur nüchtern und zur rechten Zeit heimkehren, dann werde er schon unbehelligt bleiben. Aber als der Jonu gegangen ist, kratzt der alte Grünrock sich doch hinter dem Ohre. Und dann nimmt er bekümmerten Herzens seine Büchse,

Digitized by Google

um trauriger Pflicht zu genügen. Der Klagen über dieses Alttier sind schon zu viele. Ihn selbst hat es im Herbste einmal zornig zum Rückzuge gezwungen, und des Hilfsjägers kurzhaarigen „Hektor“ hat es kürzlich auch erschlagen. Der Hund sollte die Elche von dem Wege hinunterjagen, auf den sie wie versessen sind. Die Kälber stellten sich ihm aber und feuerten, als er ihnen in die Hinterläufe fahren wollte, quiekend hintenaus, daß die Schalen und Afterklauen gegeneinander klapperten. Da brach das Alttier blasend und prasselnd durch das Unterholz, warf sich auf den Hund und schlug diesem, ehe er ausweichen konnte, in geschickter Wendung die Schale des Vorderlaufes unter das Kinn, daß er aufheulend beiseiteflog. Dann bearbeitete das gereizte Tier ihn mit den Läufen, bis nur eine unförmige blutige Masse von dem treuen Hunde übrig war. Trotzdem hat der alte Waidmann Nachsicht mit der Alten geübt. Aber es geht nicht länger; er hat gemessenen Befehl, jedes Stück abzuschießen, das den Verkehr hindert. Auch die Kälber solcher bösartigen Tiere sollen abgeschossen werden, denn sie sehen derartige Untugenden der Mutter ab und setzen dann, sobald sie heranwachsen, in deren Ausübung einen besonderen Ehrgeiz. Um den Elchen auf den schmalen Waldwegen, Deichen und Grabenbänken das Ausweichen vor Wagen und Fußgängern zu erleichtern, sind mit vieler Mühe umfangreiche Aufschüttungen neben solchen Wegen angelegt worden. Diese Ausweichstellen sind mit Mandelweiden und Grauweiden bepflanzt, deren behaarte Blüten und würzige Rinde das Elch so sehr liebt, und werden deshalb gern angenommen. Aber dies Alttier hat geradezu einen trotzigen Abscheu vor solchen „goldenen Brücken“, die man ihm gebaut hat. Wenn es sich wirklich einmal zum Ausweichen entschließt, so trollt es wütend das ganze Gestell entlang bis zum nächsten Querdamme und stellt sich dann meistens gerade auf der Seite wieder, die der Vorüberfahrende gleichfalls nehmen muß. Es würde auch nicht anders handeln, wenn ein Eisenbahnzug hinter ihm hergesaust käme; man hat ja in Gegenden, wo die Bahn durch Elchgebiete gebaut wurde, schon oft Elche überfahren, die durch keinen Dampfpfiff von ihrer einmal eingeschlagenen Richtung abzubringen waren. Dieser Eigensinn liegt nun einmal in ihrer Art. Dies Alttier hier aber hält nichts vom Ausreißen, sondern wird meistens über die Störung seines Waldfriedens böse und bringt, da es nicht mehr ausweichen kann, die Pferde, die ohnehin vor dem Elchwilde eine starke Scheu hegen, kehrtmarsch auf den Trab, wie Kerschkallies zottige Fischerpferdchen. Bei alledem ist es bis jetzt noch immer gut abgegangen. Aber der Fall des armen Hektor zeigt, daß die Gefahr nicht länger zu verantworten ist. Also ruft der Förster seinen Sohn und den Hilfsjäger Mickoleit und gibt ihnen entsprechende Weisung. Ruhig herangehen, als wolle man vorüber. Jeder nimmt dann ein verabredetes Stück, damit nicht etwa ein hilfloses Kalb übrigbleibt und Not und Schmerzen leidet. Bis drei wird gezählt. Dann Feuer!

Als Kerschkallies am nächsten Tage wieder desselben Weges fährt, taut ihm der Schnee unter den Schlittenkufen weg, und die Dschurke, der alte verwachsene Wasserlauf zu seiner Rechten, ist mit Schollen matschigen Eises gefüllt. Das Wetter ist umgeschlagen. Wenn nur das Herrgottchen gibt,

Digitized by Google

daß kein Schaktarp kommt! Wäre gut, wenn Haffeis noch hielte, eine, zwei Wochen lang! Aber der Wind ist West, ui, Gottchen, gerade von der Nehrung herüber! Von dieser betrüblichen Wahrnehmung gefangengenommen, hat Jonu sich der schlimmen Ecke genähert. Und richtig: fängt die Stute wieder an zu schnauben! Mit einem Satze ist Jonu vom Schlitten herunter und am Kopfe des Pferdes. Da merkt er die Bescherung. Ui, ui, ui! Da liegt Blut über Blut; und da sind Schlittenspuren. Aha, steht die Partie so? Der Förster hat alle drei Elche geholt! Befriedigt klopft Jonu seinem Stutchen den struppigen, niemals geputzten Hals — wer putzt Haske, das liebe Häschen? — und führt es mit freundlichem Zureden über die schlimme Stelle fort. Und als die alte Mähre leise wiehert und das Fohlen einstimmt, steigt der Jonu wieder auf und singt seinen munter dahintrabenden Pferdchen ein Liedchen vom bösen Elch, das nun hat sterben müssen mitsamt seinen bösen Kindern, und von goldenem Hafer für die beiden lieben Rößlein. Ui, ui Dewe! Ach Gottchen, Gottchen, mein liebes Gottchen! — —

Schaktarp.

Unser Herrgott droben im Himmel singt sein Lied wieder einmal in der alten wilden Weise des Eis brechenden Tauwindes: wie der Mond im ersten Frühlinge die Sonne heimführte, diese aber, da sie so früh schon aufstand, verließ und sich in den Frühstern verliebte. Ei, daina, daina!

> Perkun's didey supykes
> ji kardu perdalyjo.
>
> (Da ward Perkunas zornig,
> zerhieb ihn mit dem Schwerte.)

Das Herz voll Trauer zieht der kranke Mond nun dahin. Da jagt mit wehendem Barte Gott Bangputys, der Wogenbläser, heran und schnaubt mit aufgeblasenen Backen über das Meer, wilder und wilder aus West die Wogen fegend, das Eis auf Haff und randvollen Strömen brechend. Dann springt er steif auf Nord um und treibt die Sturzwellen der brandenden See gegen das Memeler Tief an, daß sie zum Haffe hineindrängen, während Mütterchen Memel aus Rußland immer neue, immer wildere Wassermassen herabführt und sie durch den Rußstrom, den Skirwith, den Griebefluß, Gilgestrom und unzählige Dschurken in das mit gurgelnden Eisschollen bedeckte Haff hineindrückt. Wie nach Hilfe verlangende Arme recken die alten Erlen aus diesem grauen Meere von morschen Schollen nur noch ihre Kronen auf; die Traften, die in der Mündung des Gilgestromes weithin gelagert waren, zerbrachen, und ihre Stämme treiben nun einzeln dahin, oft hochaufgebäumt oder kopfüber wild sich überschlagend. Anfangs hatte man mit Booten noch den Verkehr aufrechterhalten. Aber der Sturm trieb die schmutziggelbgraue Eisflut bald in wilden Brechern durch die Ortschaften. Bei Nacht und Finsternis mußten die Fischer ihr Vieh, die ärmeren unter ihnen ihr ein und alles, ihr Schwein, ihr Schweinchen, das liebe Schweinchen, aus den leichtgebauten Holz-

Digitized by Google

ställen in das Wohnhaus treiben. Und als die Flut immer wilder und hohler aufgurgelte, rettete man alle, Menschen und Vieh, auf die Hausböden. Draußen auf dem verrückten Wasser trieb — ui Gott, ui Gottchen, du liebes Gottchen! — der ganze schöne Wintervorrat von Kartoffeln und gehacktem Holze, das gegen die Winterkälte schützen sollte. Und das Heu, das Heuchen, das schöne Heu, das auf Kähnen zur Bahn geführt werden sollte, das jagte Bangputys nun in hohen Haufen fort in die weite, aus Rand und Band geratene Welt! Und immer wilder gluckste die steigende Flut. In die Wut des Sturmes mischten sich die Verzweiflungsschreie der Menschen, das Brüllen des Viehs, das Quieken der Schweine. Wer hört sie in dieser öden Wasserwüstenei? Gestern ist eine der kleinen Hütten auf dem Neuen Werder zusammengebrochen unter dem furchtbaren Eisdrucke und verschwunden. Kein Nachbar hat die Hilferufe der Verzweifelnden und Versinkenden erhört. Aber Laima, die Schicksalsgöttin, ruft dort nun laut und unaufhörlich bei Tage und Nacht und klagt um die im Eise Ertrunkenen.

Und dann wieder kommt Stillstand in dieses wüste Durcheinander. Gegeneinandergepreßt stocken die Schollen, und der überschwemmte Wald wird noch dazu von wiedereintretendem Froste in Bann geschlagen. Aber die trügerische Decke trägt kein lebendes Wesen mehr: der Schrecken der Litauer, die Stockung aller Bewegungsfreiheit für Mensch und Tier, die sie „Schattarp" nennen, ist da!

Was ist alle Wehmut einer vom Nebel in Haft geschlagenen Hochgebirgslandschaft gegen das herzbeklemmende, atemversetzende Grauen dieses Niederungsbildes! Totenstille ringsherum. Kaum daß einmal das Bellen eines Hundes das bange Nebelschweigen durchbricht! Draußen liegt nun auf unerreichbaren Eisschollen das Heu, das dem vor Hunger vergehenden Vieh zur Nahrung dienen sollte, und das Holz, das die feuchten eiskalten Hütten erwärmen könnte, in denen die armen Fischer frieren und hungern müssen. wenn sie nicht ihr Schweinchen abschlachten wollen, ihre Sparkasse, ihr liebes Schweinchen! Diese lebendige Sparkasse nützt ihnen auch nicht einmal. Denn wie wollen sie es verkaufen, da kein Ausweg geblieben ist aus dieser nun gewiß wochenlang währenden Gefangenschaft? Kein Boot, kein gutes Bootchen vermag dies Morscheis zu durchbrechen, kein Flachkahn darf sich auf das gefährliche Schollenwirrsal wagen, kein Segelschlitten trägt darüber hin!

Die Frauen sitzen still und weinen. Nur die Kinder spielen lärmend, wenn sie nicht krank im Bettchen liegen mit fiebernden Wangen und böser Halsbräune. Was Sturm und Wasser verschont haben, das holt nun der Würgengel. Stumm und ergeben, die Hände in den tiefen Hosentaschen, steht der Fischer am Fenster, und kein Zucken der Lippen verrät, wie es in ihm arbeitet und wühlt. Sein Schweigen ist kalt und düster wie der Nebel, der über der Eisöde lagert. Das ist der Schattarp!

Als das Wetter umschlug, ergriff das Wild eine drangvolle Angst. Alles strebte zu den Poldern hin und auf die mit Weiden bepflanzten Elchberge, die meistens mit kleinen Dämmen untereinander verbunden sind, damit nicht etwa ein einzelner Elch dort sich zum Alleinherrscher mache und alles an-

Digitized by Google

M. Steckel phot. — Skirwith, Nov. 1908.

Ziehendes Elchtier.
Alce alces (L.).

Digitized by Google



Oberförster Hackel phot. *Ibenhorst.*

Elche (Gabler rechts und zwei Tiere).
Alce alces (L.).

Digitized by Google

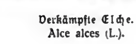


M. Steckel phot. *Ibenhorst, Nov. 1908.*

Stärkste 1908 gemeldete Elche. Zwölfer und ungerader Zwölfer nach Abwurf.
Alce alces (L.).

Digitized by Google





Oberförster J. Petersen phot.

Brassowo (Russland) 1904.

Verkämpfte Elche.
Alce alces (L.).

Digitized by Google

drängende Wild vertreibe. Aber den Rehen schien auch diesmal diese Zuflucht zu unsicher. Sie strebten den Deichen zu, die in regelrechtem Netzwerke alle auf die hochwasserfreien Straßen führen, die mit Kopfweiden bepflanzt sind. Diese werden in solcher Notzeit geköpft, und die abgeschnittenen Ruten bieten den Elchen willkommene Äsung. Die Rehe aber ziehen sich von hier aus mühlos auf die Hochmoore, namentlich das Große Moosbruch, wo sie sich in Sicherheit fühlen. Und bald folgen ihnen die Elchtiere mit ihren Kälbern dorthin nach. Und doch ist manches Stück gerade bei dieser Wanderung verendet. In dem alten verwachsenen Seitengraben des Griebeflusses, der voller Morscheis ist, blieb ein durchwechselnder Gabler stecken, der offenbar noch nichts von der sicheren Knüppelbrücke wußte, die kaum tausend Schritte weiter oberhalb von dem fürsorglichen Oberförster als Übergang für die Elche angelegt ist. Ein hochbeschlagenes Alttier ertrank, das vergeblich bemüht war, an dem eisglatten steilen Rande eines Grabenaufwurfes hinaufzuklettern, und immer wieder in das Morscheis zurücksank. Andere wurden, ehe das Eis zum Stehen kam, im Gilgestrome von der starken Strömung fortgerissen. Erst wenn das Frühjahr eingezogen sein, der Birkhahn balzen und der Kuckuck rufen wird, werden die bleichenden Gebeine des verunglückten Wildes den Verlust übersehen lassen. Und leider wird die Liste auch von manchem guten Hirsche vermelden.

Wo der Gilgestrom in das Haff mündet und zur Sommerszeit bei flachem Haffstande auf den seichten Uferwerdern die Pfuhlschnepfe sticht, rang einer der besten Schaufler des Reviers in stundenlangem Verzweiflungskampfe mit dem Tode. Durch die krachenden Schollen hatte er sich hindurchgearbeitet und die freie Wasserbahn gewonnen, in der freilich auch noch viel Eis trieb. Aber mit Aufbietung aller seiner Kräfte gelang es dem Hirsche, das jenseitige Ufer zu gewinnen, ohne allzu viel von der Strömung abgetrieben zu werden. Drüben hoffte er, den hohen Deich zu erreichen und damit in Sicherheit zu kommen. Vor ihm lagen in langer Reihe Traften, die er überklettern mußte. In mächtiger Anstrengung warf der Hirsch sich vorn hoch; aber der Baum, auf den er aufgreifen wollte, war losgerissen und rollte unter seinen Läufen fort. Freigekommen, versuchte es der Hirsch mit dem zweiten, dritten und vierten ebenso vergebens. Endlich gelang es ihm, ein festverbundenes Floß zu finden und sich hinaufzuarbeiten. Ein Zittern überlief seinen von der Anstrengung bis zum letzten erschöpften Körper. Wild schüttelte er die schwarze Decke mit der zottigen Mähne und dem breiten Schlackerbarte. Dann prüfte er das vor ihm lagernde Holz und schritt vorsichtig, Baum für Baum antastend, dem Ufer zu. Aber kaum hatte er die dritte Traft betreten, da rutschte ein starker, eisigglatter Baum ihm unter den Schalen fort. Der Hirsch trat durch und brach, als der schwere Baum im Wasser wieder hochschlug, den rechten Vorderlauf kurz unter dem Blatte. Lange versuchte er vergebens, den eingeklemmten gebrochenen Lauf zu befreien. Als ihm dies endlich unter grimmen Schmerzen gelungen war, humpelte er auf drei Läufen weiter. Aber kaum war er über zehn, zwölf Stämme hin, als er wieder durchtrat und nun auch den anderen Vorderlauf brach.

Digitized by Google

Diesmal waren alle Versuche zur Befreiung vergebens. Die schreckliche Fessel hielt fest bis zum letzten bitteren Ende. Ohne Klage trug der Hirsch die Pein. Er sah den Mond über den gurgelnden, grauen Schollen und den Rohrwäldern aufgehen und dann nach qualvollen Stunden hinter wild einherjagendem Gewölke verschwinden; aber kein Laut drang aus seiner Brust. Er sah die Sonne kommen und sah den trüben Tag, den sie heraufgeführt hatte, einer dunkeln Sturmnacht weichen. Immer matter ward der Blick der blutig unterlaufenen Lichter; aber keine Klage ward laut. Erst als die Sonne des zweiten Tages tiefrot über dem düstergrauen Niederwalde heraufstieg, entrang sich ein zitterndes Röcheln und dumpfes Stöhnen seiner gequälten Brust. Dann ward er still. Noch einmal hob er sterbensmüde das Haupt, und ein Blick voll namenloser Sehnsucht flog über die empörte Wasserwildnis, sein weites, schönes Reich. Dann sank er zurück, und ein letztes Zittern lief über ihn hin. Klatschend und gurgelnd brach sich die Flut in dem vom Sturme gepeitschten Rohre.

Als das gebrochene Licht des Hirsches erlosch, quorkte schon über ihm ein Kolkrabenpaar. Da lief eine mächtige Woge auf. Die hob die Traften, daß sie knirschend sich bäumten, und spülte mit ein paar losgekommenen Langhölzern den Riesen des Niederwaldes von seiner Bahre hinunter.

Niemals haben die Raben ihn gefunden. Die saugende Unterströmung riß ihn fort in Bangputys wogendes Reich. Kein Klageschrei der Laima sagt, wohin!

Verkämpft.

Im hohen Unterwuchse des russischen Urmoorwaldes fand der alte Buschwächter bereits seit einigen Tagen frische, von starken Elchhirschen ausgeschlagene Gruben. Ein sicheres Zeichen, daß die Brunft begonnen hatte. Die Tiere fühlen sich von der starken Witterung angezogen, die beim Ausscharren dieser Gruben der brünstige Hirsch durch die Klauendrüsen ausscheidet. Mit hocherhobener Nase zieht das Alttier dieser Witterung entgegen, und selbst das spröde Schmaltier kann sich diesem ihm noch unbewußten und völlig neuen Reize nicht versagen. Auf den alten Stellen, die jahraus, jahrein den Tummelplatz von Kampf und Liebe bilden, ziehen sich die Tiere zusammen. Unruhig brechen die Hirsche in der kühlen Morgenfrühe durch das Gewirr von Kalinkenholz, Faulbaum, Spillbaum, Wacholder und Salweiden. Und nachts ließen sie bereits ihren wilden und zornigen Brunftschrei hören, rissen mit dem Geweih Gebüsch und Farne aus der Erde, zertrampelten knackende Äste und stöhnten wütend hinter den anscheinend noch immer spröden Tieren her.

So war es. Aber der starke Schaufler, der jetzt hier im Walde von Prolyssowo gebot, liebte keine Lauscher und hielt sich der Beobachtung fern. Mit wild rollenden Lichtern und gesträubter Mähne vertrieb er alle schwächeren Hirsche von seinen Tieren. Aber er brachte sie nicht auf den Trab, sondern drängte sie auf eine enge Blöße seines Waldortes, die er sich als Platz des Zweikampfes ausgesucht hatte. Dort hatte er gestern einen starken Zwölf-

Digitized by Google

ender abgeschlagen, der, zu Tode wund, sich schweigend davongeschlichen hat. Und heute nahm er den Kampf mit einem ungeraden Zwölfender auf, der frech genug war, ihm nicht weichen zu wollen. Seit den Nachmittagsstunden hielt er den Gegner fest, ohne anzugreifen. Zur Verwunderung des Wildes, das, wie immer, teilnahmslos diesem Kampfbeginne zusah, dessen Ausgang ihm vollständig gleichgültig war, da ja doch der Sieger den Platz des Besiegten einnahm und nach der Brunft ohnehin kein Hirsch sich mehr um die Tiere kümmerte. Immerhin ließ der Platzhirsch zuweilen von seinem Gegner ab und suchte mit schmeichelndem Belecken oder mit plumpen Zärtlichkeiten des Geweihes den noch immer versagten Beschlag bei einem Schmaltiere zu erzwingen. Kaum aber sah er, daß der Zwölfer diese Gelegenheit dazu benutzte, sich einem anderen Tiere zu nahen, als er sofort das Schmaltier aufgab und wieder den Gegner stellte, um ihn nicht vom Platze kommen zu lassen. So kam der Abend heran, und der zunehmende Mond schien bereits durch das Gitterwerk der moosigen Erlen und Föhren. Das am Nachmittage getriebene Schmaltier hatte, in Erinnerung an die Zärtlichkeiten des Hirsches, eben einen leisen, sehnsüchtig klingenden Brunftlaut ausgestoßen, der den Hirsch sofort herbeilockte. Das Geäse windend erhoben, zog er heran, mehrmals aus tiefster Brust stöhnend. Und als die Spröde abermals sich ihm entziehen wollte, trieb er mit heftigen Schlägen des Geweihes sie in die Enge und erzwang den Beschlag, den das Schmaltier mit lautem Klageschrei erdulden mußte, während der Hirsch ein wildes Wiehern ausstieß. Kaum abgefallen, wiederholte er unter abermaligem Wiehern den Beschlag und trat dann langsam zurück, um sofort wieder dem Zwölfer sich zuzuwenden, der ein anderes Tier zu treiben begann. Glitzernd flimmerte das Mondlicht bereits auf die Waldblöße nieder, und von drüben herüber tönte der dumpfe Schrei eines heranziehenden, gleichfalls starken Hirsches. Da nahm der Platzhirsch den bisherigen Gegner an. In heftigem Satze fuhr er auf den Zwölfender ein, der ihm indes gewandt auswich. Beide erhoben sich wie kämpfende Hengste und schlugen mit den Vorderläufen aufeinander los. Dann fielen sie zurück, um wieder mit den Geweihen aneinanderzuprallen.

Heiß dringt der Atem aus ihren Nüstern, aber kein Stöhnen wird laut. Nur das Stampfen der Läufe und das Knacken zertretenen Holzes und das Reiben und Wetzen der Geweihe ist wie der Schlag gebundener Klingen weithin vernehmbar. Endlich bricht der Zwölfender nieder, und der Platzhirsch versetzt ihm einige Stöße in die Seite, um dann zu seinen Tieren sich zurückzuwenden. Kaum aber sieht er den schwerverwundeten Gegner sich erheben, als er nochmals wütend auf ihn einstürzt und abermals wuchtig auf ihn anprallt. Von dem langen Augsprosse des Platzhirsches mitten in die Hirnschale getroffen, bricht der Zwölfer zusammen, aber in seinem Falle reißt er auch den Sieger mit sich nieder, der den Augsproß nicht schnell genug aus der tiefen Wunde herauszuziehen vermochte. Über einen Baumstumpf stürzen Sieger und Besiegter hin, beide nahezu auf den Rücken geworfen. In blitzschnellem Ende hat den Zwölfer der Tod ereilt, er sinkt welk und kraftlos in sich zusammen. Aber gegen das Hebelgewicht dieser Last kann

Digitized by Google

der Sieger nun erst recht nicht aufkommen; wie er auch ringt und kämpft — er kann den tief eingedrungenen Augsproß nicht mehr aus der Hirnschale des ihn über den Baumstumpf hintenüberziehenden Gegners befreien, obwohl er selbst völlig unverletzt ist. In der Kraft der Verzweiflung schlägt er mit den Hinterläufen; aber je mehr er damit unter sich den Boden aufwühlt, desto tiefer nur sinkt das Hinterteil hinab in die selbstgeschaufelte Grube und desto wilder werden seine Qualen.

Er sieht nicht mehr, daß der hergezogene fremde Hirsch nun sein Wild zusammentreibt, und hört nicht mehr den wiehernden Schrei, mit dem er den Besitz des Schmaltieres begrüßt, das sich widerstandslos dem neuen Gebieter hingegeben hat. Und sähe er auch oder hörte er, wie das Rudel nun mit dem neuen Platzhirsche davonzieht: ihn würde es nicht mehr kümmern in seiner Not. Er hat nur noch einen Willen, in den er seine ganze Hünenkraft nun gießt: loszukommen von dem Toten, an den er hier gekettet ist. Zuweilen verschnauft er, um neue Kraft zu sammeln; dann wirft er sich wieder, drückt mit der Hinterhand nach oben, um doch nur desto tiefer zurückzufallen, bis endlich seine Riesenkraft ermattet, die rot unterlaufenen Lichter allmählich starr werden und nur noch ein leises Schlagen der Flanken zeigt, daß er noch lebt, der gestern dieses Platzes Gebieter war. Der Mond geht unter, und die Sonne vollendet ihren Lauf, um wieder dem Monde Platz zu geben. Noch immer lebt der hoffnungslos Verlorene. Ein Uhu hakt über ihm auf im breiten Geäste der alten Kiefer. An dem Leichnam des Verendenden schwärmen bereits die Fliegen; aus den Flankenwunden, die ihm der Zwölfender beim ersten Niederwerfen zugefügt hatte, tritt übel witternder Weidwundschweiß aus. Noch immer aber spiegelt sich der zum dritten Male heraufziehende Abendstern im lebenden Lichte des qualvoll verendenden Hirsches. Erst als die Nebel des dritten Frühmorgens die Gräser und Nesseln des dunkeln Waldes tränken, ist es still, totenstill geworden im Walde von Prolyssowo *).

Nur aus weiter Ferne dringt der dumpfe Schrei des fremden Hirsches herüber. Qualvoll, wutunterdrückt, würgend und stöhnend: Uu—ooch! Uu—o!

Über den Leichen der Gefallenen reckt sich das taubenetzte Farnkraut auf, und die Wipfel der Föhren flüstern im Morgenwinde.

Seine Feinde.

Die helle Wintersonne scheint bei steifem Nordost auf den unter leichter Schneedecke blitzenden litauischen Wald. Auf dem Eise sind weite Blänken

*) In der Literatur war bisher nur ein Bericht über verkämpfte Elchhirsche aus Amerika bekannt, nämlich in Richardsons „Fauna bor. americana“. Ein in anderer Hinsicht sehr eigenartiger Fall wurde mir von Herrn Schloßverwalter Reck in Bjelowjesch erzählt. Im Jahre 1902 haben dort zwei starke Gabler sich wechselseitig geforkelt. Sie standen Kopf an Kopf nebeneinander und stießen jeder dem anderen das Vorderende der rechten Gabel in die Brust. Der Verfasser.

Digitized by Google

reingefegt. Schlimme Zeit für die Elche, deren Schalen auf dem Eise ausgleiten. Gar mancher Wilddieb macht sich das zu Nutzen und läuft auf Schlittschuhen zu dieser Zeit das Elchwild an. Jilk, der alte Bauernspitz, braucht keine anderen Schuhe zu dem Geschäfte als die harten Sohlen unter seinen dürren Läufen. Und heute hält es ihn nicht länger auf dem Hofe. Er weiß, daß er Prügel kriegen wird, wenn man ihn im Walde erwischt. Aber er kann nicht bleiben. Gestern war Treibjagd im Walde; er hat es an den vielen Schüssen gehört. So wird er heute die Gestelle entlang traben, um Nachsuche zu halten auf seine Art. Frühmorgens schon schnürt er los. Zunächst durch den Kiefernwald hin. Kein Hasenwundbett entgeht seiner Nase; aber auch nicht, daß da schon überall nachgesucht ist. Kein Krummer mehr zu finden! Immer weiter also; hinunter in den Niederwald! Graben auf, Graben ab trabt der Köter. Plötzlich fährt er herum, doch nur, um mit enttäuschtem Gesichte weiterzuschnüren. Verächtlich blickt er zu dem Eichkater auf, der schimpfend am Stamme hochrückt. Jetzt kommt er an das Gestell, wo die Schützen beim letzten Treiben gestanden haben. Zusammenzuckend windet er kurz nach einer abgeschossenen Patronenhülse zurück. Dann trabt er weiter. Als er den Graben überfällt, stößt er auf eine Elchfährte. Schon recht ermüdet, folgt er ihr doch; plötzlich aber bleibt er stehen, hebt den Kopf und schleicht einige Schritte vor. Dort ist das Kalb auf dem Eise ausgeglitten und fortgerutscht, bis in den Graben hinein. Eine nette Rutschbahn! Mit drei Sätzen ist der Köter an den Graben heran und steckt die Nase hinein. Da kommt frisches Leben in ihn: er hat Knochensplitter gefunden, die er gierig zerkaut. Dann schnürt er los, der Fährte nach, die in die Dickung hineinsteht. Bald hat er die volle warme Witterung. Da poltert das Stück auch schon vor ihm davon. Jilk hinterdrein, immer neben dem kranken Wilde, das nicht aus der Schonung heraus will. Als es den hechelnden Hund sich zur Seite fühlt, bleibt es stehen. Aber es kann mit dem gebrochenen Vorderlaufe ihn nicht abwehren. So muß es sich wieder zur Flucht bequemen, die bald wieder über glattes Eis führt. Ehe gedacht, rutscht das laufkranke Kalb abermals aus und versucht vergeblich wieder aufzukommen. Jilk überlegt. Er wagt es noch nicht, anzugreifen, er fürchtet die schnellenden Läufe. So legt er sich vor das Wild und wartet. O, er kann warten! Mit der Geduld der Kröte, die abends mit lüsternen Augen dem hervorkriechenden Regenwurme auflauert, mit der Geduld der Wildkatze am Hasenwechsel. Wenn ihm das Warten zu langweilig wird, so reizt er das Kalb mit frechem Kläffen, um es noch mehr zu ermatten, dann legt er sich wieder hechelnd davor. Das verängstigte Geschöpf wird vom Durste gequält. Der Köter läuft alle zwei bis drei Stunden einmal zur Quelle am Kressegraben und schlappt sich voll. Das Wild kann sich nicht mehr erheben, wie gestern am Grabenrande, denn nirgends bietet das glatte Eis für den gesunden Vorderlauf Halt. So wird es matter und matter. Immer kälter wird die Nacht, und immer heller flimmern die Sterne. Über den Bäumen zieht nach Mitternacht der kranke Mond herauf. Da sieht der Köter die ersehnte Stunde kommen. Matter beginnt das Elch zu schlagen. Da springt er von rückwärts zu, zerrt

Digitized by Google

und reißt es knurrend und keuchend an der Drossel, bis ihm der heiße rote Saft entgegenströmt, den er gierig leckt und leckt. Dann reißt er weiter und weiter und springt dann zurück, als die heftigen Schneller der Läufe ihm das letzte Ende verraten. Dann, als das Stück da vor ihm ruhig ward, steckt er die Nase zwischen die Hinterläufe und schneidet an. Er reißt und reißt und frißt sich hinein, bis durch das Zwerchfell hindurch, wo Leber und Lunge ihn sättigen. Besudelt und verwildert, bis zum Platzen gefüllt, kehrt er nach achtundvierzig Stunden scheu und verstohlen zur Nachtzeit heim an seine Lagerstelle im Stalle des Bauern. Dort wird er sich im Stroh wälzen und säubern, und morgen wird er das unschuldigste Gesicht von der Welt machen und nur aufstehen, um am Brunnentroge seinen brennenden Durst zu löschen. Dann wird er abwarten, ob es Prügel gibt, und, wenn diese abgeschüttelt sind oder der Bauer ihn vergessen hat, schlafen, um dann wieder zu wildern. Ein Herrenleben — wenn die Kugel nicht wäre, die ihm längst vom Förster zugedacht ist, und die ihn treffen wird, sobald man ihn im Walde erwischt! — — —

Behaglich zieht das Alttier mit seinen frischgesetzten Kälbern und Jährlingen über das Bredzuller Moor. Die trügerisch grünen Stellen weiß es vorsichtig zu meiden, seit es einmal eingesunken war und nur mit äußerster Mühe sich herausarbeiten konnte. Wo aber der Boden schwankt, da rutscht es nötigenfalls wie ein Hund auf den Keulen weiter, indem es mit den Vorderläufen sich fortschiebt. Ebenso rutscht das Elch drüben auf der Nehrung auf der Hinterhand im losen Sande der Dünenberge hinab. Am Moorrande äst nun unser Tier den würzigen Sumpfporst, wobei es sich breitläufig hinstellen muß, um bei seinem kurzen Halse das kaum mehr als fußhohe Kraut zu erreichen. Auch Weidenröschen sind um diese Zeit, im schönen Juli, gern genommen. Plötzlich aber prallt das Alttier zurück. Aus dem Strauchwerke war eine garstige Dasselfliege ihm entgegengebiest. Mit lang vorgestreckter Legeröhre versuchte sie, ihre Eier in den Haaren abzulegen, um sie an die Haut zu bringen. Und als ihr dies bei dem heftig um sich schlagenden Alttiere nicht gelang, hatte sie unversehens dem Schmaltiere die Peiniger am Rücken in die Decke gebracht. Das Schmaltier wußte nicht, warum die Mutter so toll auf das offene Moor hinaustrollte, daß es kaum zu folgen vermochte. Bald aber, sobald die ausgekommenen jungen Engerlinge sich in die Haut zu bohren beginnen, sucht sich das Schmaltier durch Reiben und Lecken von diesen Schmarotzern zu befreien. Dadurch gelangen die glashellen, etwa 15 mm langen dünnen Larven in den Schlund, durchbohren die Schleimhaut, um bis zum Ende des Winters in der Schlundwand zu verweilen. Mit dem Herannahen des Frühjahres durchbohren sie die Schlundmuskeln und arbeiten sich mit den an ihrem Mundstücke befindlichen Stachelkränzen unter Windungen des Körpers nach der Körperoberfläche zu. Sobald sie diese erreicht haben, häuten sie sich und bedürfen dann der Zuführung von Sauerstoff, die sie damit finden, daß sie mit ihrer am After befindlichen Atmungsröhre sich in das durch das Leder gebohrte Loch setzen.

Digitized by Google

Dadurch entsteht natürlich eine eiternde Entzündung, die jedem Jäger auch beim Rotwilde bekannte Dasselbeule. Mit dem Wachstume der Engerlinge verdickt sich deren Wand und verwächst mit der Haut. Eines schönen sonnigen Vorfrühlingsmorgens arbeitet der Engerling sich aus der Haut heraus, die ihn neun Monate lang genährt und beherbergt hatte, verkriecht sich in Bodenritzen und verpuppt sich, um nach einem weiteren Monate als Fliege aufzuerstehen und sich wiederum unter dem Wilde Opfer für die neue Brut zu suchen. —

Noch weit mehr als diesen Feind fürchtet das Elch die im Juni fliegende Rachenbremse, die gleich ihrer dem Rotwilde so verhaßten Sippenverwandten, der „rotbärtigen" und der „bunten", spritzend ihre (im Gegensatze zu den Hautbremsen) sofort als Larven austretende Brut in die Nasenlöcher des Elches zu bringen versucht. Vermöge ihres Stachelgürtels und ihres Mundhakenpaares fassen diese sofort so fest Halt, daß alles Niesen und Schnauben des Wildes sie nicht zu vertreiben vermag. Dann arbeiten sie sich in die Rachenhöhle oder die Nasengänge hinein, kommen dort bis zum Drosselknopfe und verstopfen bei ihrer im Frühjahre eintretenden Entwicklung die Atmungswege so sehr, daß häufig der Tod, fast stets aber ein starkes Kümmern des befallenen Stückes die Folge ist. Zum Jammern herabgemagert, fortgesetzt schnarchend, mit dem Kopfe schlagend, findet das geplagte Wild bei Tag und Nacht keine Ruhe. Seine Nase sondert schweißigen Schleim ab, und das Äsen ist ihm wegen der Entzündung der Halsdrüsen entsetzlich erschwert. Endlich, im Juni, findet es dadurch Erlösung, daß es die reifen und zum Lichte drängenden Larven ausniest oder aushustet. Entwickeln diese sich aber am Drosselknopfe in schneller Gleichmäßigkeit, so findet das Wild nur unter furchtbaren Todeskämpfen endlich sein erlösendes Ende.

Die erste der auf dem Elche lebenden Arten der Rachenbremse wurde von dem Ibenhorster Oberförster Ulrich im September auf einem verendenden Elche gefangen und daher von Fr. Brauer, dem bekannten Erforscher dieser Biesfliegen, nach ihm Cephenomia Ulrichi genannt. Unseres Wissens befindet sich nur ein Stück dieser seltenen Art im Wiener Museum. Um so wertvoller ist es, daß es 1908 in der Oberförsterei Tawellningken gelungen ist, eine Larve dieser Rachenbremsart auszubrüten.

Die Entwicklung der Larven dieser Elchbremse ist noch nicht genügend durchforscht. Der auf der Kurischen Nehrung lebende Präparator Möschler hat am 15. Mai 1919 die Larven in allen Größen gefunden. Hingegen hat er in den Köpfen der im September zum Abschusse gelangten Elchhirsche, die ihm zur Bearbeitung übergeben wurden, nur Larven im ersten Stande der Entwicklung, d. h. also nur 2—3 mm lang, gefunden. — —

Der alte Hirsch hatte seine guten Schaufeln und seine grobgemähnte Decke aus tausend Gefahren in Sicherheit gebracht. Gar oft hat ihn im baltischen Walde das Geläute der hochläufigen Bracken oder Bassets umklungen. Mancher Verbeller hat ihn vergeblich zu stellen versucht. Mit List und Vorsicht hat er sich in manchem Triebe rückwärts durch die Treiber geschlichen.

Digitized by Google

Jetzt fühlt er, daß es mit ihm zu Ende geht in schimpflichem Tode. Nicht der Blitz aus sicher treffender Jägerbüchse wird ihn dahinraffen. Ein ekelhafter Dreck juckt ihm an Brust, Bauch und Weichen. Er fraß ihm zur Brunftzeit das dunkle Hochzeitskleid entzwei und zehrt nun mit eiternden Beulen an den Kräften, daß er herunterkommt zum Steinerbarmen. Wie ein Ausgestoßener wird er von seinem Wilde gemieden, und dahinsiechend wie ein Schatten sucht er die heimlichsten Winkel seines Erlenbruches auf, um allein zu sein in seiner Not. Gestern fand er drüben auf der Insel im Röhricht ein Stück, dem es noch übler ging als ihm selbst. Stinkender Eiter stand ihm in den rissigen Wunden, und vor Mattigkeit konnte es kaum noch zu ihm aufblicken. Es war das Schmaltier, dessen ersten Besitz er zur Brunftzeit mit wildem Wiehern bejubelt hatte. Heute wird es verendet sein. Der Hirsch weiß: wenn alle Bewegung aufhört, das ist das Ende, der Tod. Und er spürt es, daß ihm kein Lecken und kein Scheuern an Erlen und Kiefern mehr nützt. Matt läßt er das nun schaufellose Haupt hängen und tut sich stöhnend nieder. Und doch treibt ihn der peinigende Schmerz wieder hoch und läßt ihn wandern, rastlos, besinnungslos, gleichviel wohin. Bis auch zum Wandern die Kraft erlischt. Unwillkürlich hat es ihn zurückgetrieben zum Erlenbruche und dem Röhricht, wo des Schmaltiers Leichnam bereits in Verwesung überzugehen beginnt. Der Hirsch möchte dieser ihm entgegenströmenden Witterung entfliehen. Aber er kommt nicht mehr hoch. In letztem Zittern erwartet er das trübselige Ende seines Daseins, das so schön einst hier im heimlichen Waldversteck begann, in der Einsamkeit der dunklen Erlen. Niemand wird so leicht ihn hier finden. Vielleicht erbarmt sich der Spätherbst und deckt sein jämmerliches Ende mit dem weiten weißen Linnen zu. Und was hülfe es auch, daß der Buschwächter ihn fände? Der alte Mann wird sich höchstens den Kopf kratzen; denn er weiß auch nicht, was seit einiger Zeit los ist mit seinem Wilde. Schon ein halbes Dutzend guter Elche sind ihm eingegangen an dieser Seuche, die kein Mensch bisher hier in Livland gekannt hat. Der Tierarzt aus Riga, dem der Herr Baron Teile von einem der gefallenen Stücke zugesandt hat, meint, es sei eine ansteckende Krankheit, und hat einen lateinischen Namen genannt, so ähnlich wie „Aquaruss“ oder „Acarus“. Der Buschwächter meinte, es sei eine ganz gemeine Räude. Und der Herr Baron belehrte ihn darüber, daß das dasselbe sei, daß die Gelehrten es aber lateinisch nennten, um besser verstanden zu werden. Der Doktor wußte auch eine Medizin zum Einreiben: Aquarin oder Acarin oder so ähnlich! Du lieber Himmel, was hilft da das Lateinisch! Und was hilft da die Doktorschmiere! Grüne Seife wäre wohl ebensogut. Aber man kann doch nicht die Elche einseifen wie die Schulkinder, wenn sie die Krätze haben! Na, ja!

Seufzend schob sich der Alte die Mütze zurecht, als sein Junge ihm meldete, daß im Erlenbruche schon wieder ein bereits angegangenes Schmaltier und nicht weit davon der stärkste Schaufler des Gutswaldes lägen. „Na ja, ich sage ja! Was soll man dabei tun? Wär gut, grüne Seife! Aber krieg du die Halche und schmiere! Na ja!“ — — —

Digitized by Google

Durch das träumende Land strömt die Onega vom Latscha-See dem Weißen Meere zu. In den Wäldern und Sümpfen an ihren Ufern brütet das heimliche Glück. Die Jodeler des Birkhahnes sind verstummt, kein Schnepf quorrt mehr, nur Rotkehlchen stimmt abends sein wehmütiges Lied an. Und von den Siedelungen der Wacholderdrosseln klingt es wie Lieder der Balalaika zum dunkeln Wasser herüber. Zwischen den hohen Steinen am Fuße des mit Birken und Espen bestandenen Hügels hat Mischka sein Lager. Zur Winterszeit hatte er dicht dabei im Kiefernwalde unter einem hohen Windwurfe seinen Einschlupf in das verschneite Winterschloß gehabt, das er so schön mit Moos ausgepolstert und so gut gegen neugierige Bauern versteckt hatte, daß kein Einkreiser ihn fand. Damals hatte er einen Pelz wie ein Graf; jetzt zotteln ihm die Fetzen der Winterfarbe um die Schultern herum wie einem Tagediebe seine Lumpen. Und dabei steht doch der Hochzeitsmonat bevor, und Mischka ist bereits ebenso verliebt, wie er hungrig ist. Die dreijährige Bärin hat es ihm angetan, und er schnürt oft lange Tage sehnsüchtig auf ihrer Fährte hin. Dann sitzt er wieder und sinnt, wie er den Bienen in der dicken Kiefer beikommen könnte oder dem Elchkalbe, das kürzlich in der Fichtendickung gesetzt ist. Wenn nur die Alte nicht wäre! Er mag so wenig mit ihr anbinden wie mit dem alten Hauptbären, der seiner Geliebten jetzt den Hof macht. Der Protz in seinem sammetweichen braungoldigen Sommerpelze! Ärgerlich schnüffelt Mischka das Ufer des Waldsumpfes nach Schnecken ab, wälzt ein paar Steine im Wasser, nach Krebsen suchend, um und kehrt dann mit magerer Ausbeute in die Kiefern zurück, um sich an Morcheln und Wurzeln zu sättigen. Ein rechtes Bettlerleben!

Seit er im Frühjahre den verschlafenen Dachs in der Mittagssonne erwischte, hat er sich nicht mehr an Wildbret gesättigt. Alle Tage Wurzeln und Pilze! Und alle Tage das geringschätzige Brummen der Jungbärin. Ärgerlich leckt sich Mischka die Innenseite seiner Unterschenkel. Dann erhebt er sich und trabt leise auf weichen Socken der Dickung zu, in der das Elchtier sein Lager hat, nach dem es ihn unwiderstehlich hinzieht. Unter Wind bleibt er hinter dem dicken Wacholderbusche sitzen. Die Alte ist aufgestanden und säugt ihr Kalb. Vorsichtig sichert sie dabei nach allen Seiten, und die unruhig spielenden Lauscher zeigen, daß ihr nicht alles richtig vorkommt. Nichts zu machen, Mischka! Plötzlich wird der Bär hoch. Das Elchtier greift heftig mit der Oberlippe nach seiner Flanke, um eine Fliege abzuwehren, von der es gestochen ist. Dann zieht es unruhig hin und her und trollt schließlich mit seinem Kalbe ab. Mischka halb mißmutig, halb neugierig hinterdrein.

Eben kommt er recht, um zu sehen, wie Mutter und Kalb die Blänke des Waldsumpfes angenommen haben, und wie die Alte sich im Wasser wie toll gebärdet. Mischka sitzt auf seinen Keulen und wartet, was dies sonderbare Spiel ergeben wird. Nach einer Weile zieht das Alttier aus dem Wasser heraus, bleibt zitternd am Ufer stehen mit gesenktem Kopfe, zuckt, wirft, sich nieder, um dann wieder aufzuspringen, ein paar Schritte fortzuwechseln, wieder niederzustürzen und dann stöhnend liegen zu bleiben, schwer keuchend, hilflos — elend, zum Verenden elend.

Digitized by Google

Das Kalb starrt auf die Mutter nieder, leckt ihr das Gesicht und sucht nach dem Gesäuge. Da trifft ein schwerer Schlag es ins Genick. Mit einem Satze ist Mischka herbeigesprungen und zerreißt das Kalb vor den Augen der verendenden Mutter. Dann schleicht er um diese herum und springt auch ihr ins Genick; ein paar Brantenhiebe, und das starke Alttier hat ausgelitten. Die harten schweren Schalen, die den Bären so oft in scheuer Achtung hielten, haben ihren letzten Schneller getan.

Mit dem Gebrüll befriedigter Genugtuung geht Mischka an seine Mahlzeit. Erst reißt er dem Kalbe den Leib auf, dann der Mutter. Als er sich gesättigt hat, packt er beide zusammen. Dann wühlt er den Erdboden auf und deckt seinen Riß mit Gras, Steinen und Erde zu. Er achtet es nicht, daß er sich die rechte Brante an den scharfen Schalen des Kalbes geritzt hat, und arbeitet den Hügel sauber hoch, damit kein Neidischer seiner Sippe den frischduftenden Riß finde. Dann legt er sich schweißbesudelt auf diesen drauf, um ihn schlafend zu bewachen.

Aber, sonderbar! Mischka schläft nicht! Knurrend wälzt er sich herum. Ihm wird so heiß, und es dürstet ihn. Der Lecker hängt ihm zum Fange heraus. Er will zum Wasser, aber seine Glieder sind wie gelähmt. Dann schüttelt es ihn in heftigen Zuckungen und wirft ihn herum. Geifernder Schaum steht ihm auf den Lippen. Er will hoch, aber er kann nicht mehr. Matter wird er, immer matter; er kann nicht mehr brüllen. Nur noch ein heiseres Gurgeln und ein letztes Röcheln. Dann ist Mischka still und schläft — auf dem Hügel, unter dem er das Elch mit seinem Kalbe verscharrt hat. Wie sie den ewigen Schlaf.

Nach drei Tagen war der Hügel zerwühlt, und daneben lag eine starke Jungbärin neben einem Hauptbären in braungoldig schimmerndem Pelze. Niemand kümmerte sich um ihre Leichen, als eine Schar grünlich schimmernder Fliegen, die von dem auf den toten Stücken ausgetretenen dunkelroten Schweiße weiterflogen und stachen, was ihnen erreichbar war: Hasen und Eichhörnchen und jedes Elch, das sein schützendes Dickicht oder das tiefe Wasser der Waldseen verließ. — Milzbrandblutschlag nennen die Menschen diese furchtbare, aus Asien stammende, pestartige Seuche. In Rußland und den Ostseelandschaften hat sie in den Jahren 1752 und auch 1866 wieder furchtbar gewütet. Und in ihrer milderen, langsamer verlaufenden, aber doch wegen der Erzeugung eiternder Karbunkel noch sehr gefürchteten Form ergriff sie im Jahre 1885 nach den baltischen Landschaften auch unsere preußisch-litauischen Reviere und forderte dort zahlreiche Opfer. — —

Ein Studierter.

Die Fischerwirte von Gilgischken und Griebeningken hatten mit vieler Mühe ihre benachbarten Kirchhöfe aufgeschüttet. Zahllose Kähne voll Sand waren herbeigefahren, um für die lieben Toten eine hochwasserfreie Ruhestätte zu beschaffen. Ein hübsches schwarzgestrichenes Gitter mit weißen Lattenspitzen umfriedete den angeschütteten Berg, und die Gräber waren

Digitized by Google

sauber mit Immergrün bepflanzt. In diesem Waldgebiete zwischen Griebe, Tawe und Gilge bewegt sich ja fast aller Verkehr im Kahne. Im Kahne bringen sie ihr Vieh auf die Weide, holen sie ihr Heu ein, fahren sie ihre Erzeugnisse zu Markte. Im Kahne wird der Säugling zur Taufe, das Brautpaar zur Trauung gefahren, wird dem Toten die letzte Ehrung erwiesen. Es stimmt sehr feierlich, wenn solch ein Zug unter Choralgesängen sich durch den dunkeln Wald hin bewegt. Voran meistens ein Kahn mit der Musik, dann der reich mit Tannengrün und Ranken geschmückte Sargkahn, im nächsten Fahrzeuge der Pastor mit den Angehörigen und dann in langem Zuge das Gefolge der Leidtragenden, alle in ihrer kleidsamen ernsten Kirchentracht. Zur Zeit des Schaktarpes, wenn nur mit schwerer Mühe der Weg zum Friedhofe zu erzwingen ist, wirkt solch ein Begräbnis doppelt düster und herbe auf das Gemüt. An einem grauen Vorfrühlingstage arbeitete ein derartiger Zug sich zu dem vom Morscheise umlagerten Kirchhofe von Griebeningken hin. Schon sah man aus düsterem Erlengrau die schwarzen Kreuze mit den weißen Inschriften herausblicken, und die Bläser setzten in üblicher Weise ein: „Jesus meine Zuversicht!" Aber als ihr Kahnführer die Spitze seines Fahrzeuges gegen das Ufer trieb, erhob sich ein Schrecken unter den Insassen. Denn an dem Eingange zu der Pforte des Friedens stand mit gesträubter Mähne, rotunterlaufenen zornfunkelnden Lichtern und schnaubenden Nüstern ein starker Elch, der niemand an Land ließ.

Zum Glücke war der Tote Mitglied des Kriegervereines gewesen. Also wurde der Kahn vorgerufen, in dem die alten Krieger saßen, die ihrem Kameraden die letzte Ehre erwiesen. Sie trieben mit einigen blinden Schüssen den Elch vom Kirchhofe hinunter, worauf er schnurstracks zu dem anderen, dem von Gilgischken hinüberschwamm.

Fuchsteufelswild kam er dort an, und da er den Friedhof verschlossen fand, schlug er das Gitter ein. Dann trollte er zwischen den Kreuzen hin, die ihm nirgends rechten Platz zum Bette boten. Daß unter diesen sorgsam aufgeschütteten Hügeln die Toten von Gilgischken ruhten, wußte er ja nicht. Ihn ärgerte nur der seiner Meinung nach zerwühlte Erdboden. Also ebnete er mit den Läufen ein paar von den Kupsen hübsch sauber ein, ließ sich das ausgerissene Immergrün munden und verbiß, da es ihm an anderer Äsung fehlte, die Lebensbäume und Wacholder, die an den Kupsen standen.

Dann tat er sich behaglich nieder. Aber unter ihm störte ihn eine harte eckige Baumwurzel oder dergleichen. Mürrisch erhob er sich nochmals und schlug mit ein paar ordentlichen Schalenhieben das eckige Ding zusammen. Es klang sonderbar hohl, und viel Erde polterte nach. Als an einem der nächsten Tage die Bauern von Gilgischken in langem Zuge mit Gesang und Musik angefahren kamen, um einen schwarzen Kasten herzubringen, wurde er im höchsten Grade zornig über diese nach seiner Meinung unerhörte Störung. Aber wieder wurde er vertrieben, und die Wirte erhoben hinter ihm her bittere Vorwürfe wegen Friedhofsschändung.

Der Hirsch aber mußte sich durch das steife Morscheis mit aller Kraft hindurcharbeiten, um den Deich und den dahinterliegenden Polder zu ge-

Digitized by Google

winnen. Seine Laune war nicht gerade die beste. Und der schwarze Köter fehlte gerade noch, der ihm, als er über das Feld an der Waldburger Försterei vorbeitrollte, mit frechem Blaffen und Kläffen entgegensprang. Der Elch blieb eine Weile stehen und lauerte, ob der Hund ihm nahe genug für einen tüchtigen Hieb des Vorderlaufes kommen würde. Da dies nicht geschah, ging er zum Angriffe über, trieb mit wütendem Schnauben den Hund fort und verfolgte ihn, bis auf den Hof der Försterei, wo Karo sich heulend zwischen die Beine seines eben aus der Scheune heraustretenden Herrn flüchtete. Ohne Besinnen stürzte der Elch sich nun auf den Hund mitsamt dem Förster los, die sich schleunigst beide in die Scheune flüchteten, deren Tor der Förster hinter sich zuzog. Wie der Blitz war der Elch um die Scheune herum; und nicht viel hätte gefehlt, so wäre er zum anderen Scheunentore hereingekommen, das der Förster mit knapper Not noch zu schließen vermochte. Nun war der Jägersmann mit seinem Karo eingesperrt, und der Belagerer hielt jeden, der zum Entsatz kommen wollte, fern. Endlich nach zwei Stunden trollte er ab, und der Förster konnte aus seiner Scheune herauskommen. Kaum aber zeigte er sich wetternd und schimpfend auf dem Hofe, als der Elch aus dem Hinterhalte, in dem er gelauert hatte, wieder auf ihn losstürzte und ihn abermals in die Scheune einsperrte.

Tags darauf wurde der Hirsch wegen Bedrohung mit lebensgefährlichen Waffen, widerrechtlicher Freiheitsberaubung, Hausfriedensbruch usw. beim Oberförster verklagt, und dieser nahm die Büchse aus dem Schranke, um auf Grund der für solche Fälle ihm erteilten besonderen Erlaubnis trotz der Schonzeit das Urteil selbst zu vollstrecken. Dem Kläger gelang es mühelos, den Oberförster an den auf einer Moorblöße stehenden Elch heranzubringen. Friedlich äsend ließ dieser beide Forstmänner heran bis auf hundert, siebzig, dreißig Schritte. Der Oberförster schüttelte verwundert den Kopf. Er nahm eine Handvoll Erdstücke auf und warf sie nach dem Elche, worauf dieser langsam forttrollte und nach dreihundert Schritten urvernünftig stehenblieb. Ein etwas zweifelnder Blick auf den Förster brachte diesen in Erregung; er versicherte bestimmt, daß dieser Elch der Schuldige sei. Da aber eine Verwechslung möglich war, sollte der Hirsch zunächst sorgfältiger beobachtet und festgestellt werden. Diese Arbeit erleichterte er dem Förster nun ganz wesentlich. Eines Mittags, als der königliche Forstaufseher gerade zum Besuche bei dem gräflichen Förster war, brachte der Elch wieder wie neulich mit Schwung und Nachdruck Karo nach Hause, und zwar diesmal unmittelbar in die Waschküche hinein, wo die Magd ein durchdringendes Geschrei erhob.

Diesmal wurde er nun unter genaue Besichtigung genommen, und als er zum Walde zurückwechselte, folgte ihm der Forstaufseher und stellte seinen Stand fest. Auf Grund seines Berichtes erhielt er den Befehl, den Hirsch abzuschießen.

Als der Oberförster den zur Strecke gebrachten Tollkopf untersuchte, stellte sich heraus, daß der Hirsch in der Nasen- und Rachenhöhle 365 Rachenbremslarven hatte.

Digitized by Google

„Na, siehst du!“ meinte der Forstaufseher einige Tage später zu seinem Berufsgenossen aus dem Gräflichen. „Wenn du eins von den Biestern im Schädel hättest, würdest du auch dammelig! Zwei davon könnten einen Hammel zum ‚Professor‘ machen — und der Hirsch hatte dreihundertundfünfundsechzig im Kopfe!“

Der schlimmste Feind.

„Du, ja du bist der Kluge! Wie oft hat man dich schon durchgeprügelt! Du — —! Werd ich dir den Verstand mit dem Karbatsch von hinten nach vorn treiben! Was hast du angestellt? Jetzt sind alle Elche herunter aus den Bergen! Keiner ist mehr drüben — und nur fünf halb verfaulte Stücke hast du gebracht — o du, du — —!“

Dem alten Serjoschka glühte der Kopf von der Aufregung des Zornes und Schnapses. Er holte weit aus und schlug seinem halbwüchsigen Andrej eine Ohrfeige herunter, daß ihm Hören und Sehen verging und er zähnefletschend in das verzerrte Gesicht des Alten stierte. Mit tückisch drohendem Wolfsblicke zog der Junge sich vor dem wütenden Alten zurück. „Was konnte ich tun?“ heulte er. „Weiß ich, warum nichts in die Fallgruben ging?“

„So, du? Du willst den Vater — du —.“

Wieder klatschte eine Maulschelle, daß die Hütte dröhnte und die alte Nataschka wimmernd in der Ecke am Ofen die Hände rang.

„Willst du mich lehren, mich belügen? Keine Grube hast du ordentlich verblendet! Du — du! — Ja — hast du die Verhaue ausgeflickt? So sind die Elche alle durch, wo wir doch hundert hätten fangen müssen in den schönen Gruben! O, du Mißratener, daß Gottes Donner dich erschlagen möchte!“

Wieder jammerte die Alte im Winkel: „Was soll nun werden, o, was soll nun werden?“

Da reckte der Junge sich auf.

„Was werden soll? Eh! Ist's meine Schuld, daß die Elche nach Solikamsk gewechselt sind, eh? — Was werden soll? He! Draußen schneit es wieder! Wird mittags die Sonne am Schnee lecken; werden wir Schneekruste kriegen!“

Torkelnd stieß der Alte die Tür zur Hütte auf. Draußen wirbelten die Flocken, der Schnee trieb in dichtem Schauer über das Birkenmoor hin. Knurrend und fluchend kehrte er zurück, um auf der Bank seinen Rausch und Zorn auszuschlafen und erwachte erst, als der Hahn schon längst von der Stange herabgekommen war und flügelschlagend und krähend in der Hütte umherlief. Draußen schneite es unaufhörlich, den ganzen Tag über und die nächste Nacht. Am anderen Morgen lag die Schneedecke wohl zwei Fuß hoch, und der Ostwind pfiff kalt und scharf darüber hin. Dann kam die Sonne. Und Andrej lachte: „Nun, was wird nun werden, eh?“ Knurrend ging Serjoschka an ihm vorüber und sah nach den Schneeschuhstöcken, an denen er lange Messer befestigte, um Pulver und Blei zu sparen bei der Jagd am nächsten Morgen. Sah nach seiner Schneekapuze und den Leinen für die Verbeller. Dann schickte er Andrej zu Aljoschka hinüber; und als der Junge fort war, saß er noch eine

Digitized by Google

Weile am Feuer des Kienspanes und träumte von den Elchen in früheren Zeiten, als er jahraus, jahrein in den Blendgruben und Speerfallen hundert, zweihundert fing und Schnaps und Tabak in Hülle und Fülle dafür hatte, uijeh!

Am nächsten Morgen weckten ihn Andrej und Aljoschka auf, die schon die Schneeschuhe an den Füßen und die Verbeller an den Leinen hatten. „He, was wird nun?" rief der Junge grinsend dem Alten zu, der flink seine Suppe löffelte. „Am Schwarzsumpfloche stehen die Fährten von zehn Stück. Und am Wolfsloche sind andere hinüber! Und der Schnee ist hart wie Eis!"

Serjoschka heraus, die Schneeschuhe fester gebunden, und los gleiten die drei, jeder mit einem Verbeller an der Leine, über die harte Fläche hin dem mit Gestrüpp bewachsenen Sumpfe zu. Der Wind heult durch die brausenden Birken an dem Moraste, der im Sommer eine schwankende Decke trägt, jetzt aber glatte Bahn bildet. Da stehen die Fährten; gestern sind hier die Elche, vom Ural heimkehrend, durch. Drüben werden sie stehen in dem welligen Buschlande. Dort schralt der Wind. Aber Serjoschka weiß Bescheid. Und die Wolfspitze stellen ihre Lauscher nach vorn, ihr Haar sträubt sich; sie zeigen, daß der Tanz beginnt. Keine paar hundert Läufe weit, da heult Aljoschka auf und läßt seinen Laika los. Der schnellt, laut Hals gebend, auf einen Elch zu, der hinter einem verkohlten Stamme mit gesenktem Haupte dagestanden hatte, als wolle er verdächtige Laute auffangen, nun aber losbricht und ein halbes Dutzend Tiere mitnimmt, die neben ihm im Schnee gesessen hatten. Schon sind auch die anderen Hunde heran, und die Hetze beginnt. Serjoschka hält die Mitte; die Burschen sausen links und rechts voraus, Hunden und Elchen nach. Schnell gewinnt das Wild weiten Vorsprung. Aber Hunde und Schuhläufer halten die Fährte, die bald sich rot färbt von den schweißrünstig gewordenen Läufen der Elche. Und immer näher kommen dem ermüdeten Wilde die hechelnden und Hals gebenden Hunde, die von wilder Mordlust trunkenen Verfolger auf. Bald ist Andrej einem hochbeschlagenen Tier zur Seite und stößt ihm den Speer in die Tracht, die Frucht im Mutterleibe durchbohrend. Dann, als die Kräfte das gepeinigte Wild verlassen und es zusammenbricht, schneidet er ihm mit wuchtigem Hiebe die Hessen der Hinterläufe durch und jagt, unbekümmert um die Qual des hilflos verendenden Tieres, jauchzend weiter, der Fährte nach, die der Trupp genommen. Ein Kalb fällt Aljoschka zum ersten Opfer. Dann geht es weiter, über Moore dahin und wieder durch brausenden Birkenwald, bis bleigrau der Abend heraufzieht und eine alte verfallene Hütte am Ufer des großen Sees erreicht wird. Dort kriecht Serjoschka mit den Burschen unter, nachdem er vergeblich versucht hat, die Hunde zurückzurufen. Die jagen weiter, immer weiter dem ermatteten und verzweifelten Wilde nach und drücken dies schließlich am anderen Ufer des Sees herum, wieder der Herfährte zu. Der Wind hat sich inzwischen gelegt. In eisiger Klarheit funkeln die Sterne hernieder auf Wald und Moor und die Hütte, aus der roter Feuerschein heraus leuchtet und der Rauch kerzengerade in die helle Nacht emporsteigt. Der Alte schläft. Aber Andrej wacht. Und plötzlich weckt er den Vater und Aljoschka. „Auf! He, auf! Die Hundchen!"

Digitized by Google

Und richtig! Näher, stets näher dringt das Geläute der Hunde. Zuweilen steht die Jagd, und der Hals der Verbeller klingt tiefer und gröber. Standlaut! Das fährt dem Alten wie Feuer durch den Leib; und wie der Wolf jagt er auf die Hunde zu, daß selbst die Jungen ihm kaum nachzukommen vermögen. Zwei der Verbeller haben den starken Hirsch gestellt, der wie eine Mauer steht, um mit den schweren Schalen die Frechlinge abzuschleudern, wenn sie ihm allzunahe kommen. Da ist der Alte heran, und ehe der Hirsch sich wendet, ist er um ihn herum, stößt ihn nieder und schlägt die Hessen durch. Inzwischen ist Andrej hinübergeeilt, wo der dritte Hund einen Trupp ermüdeter Tiere verbellt. Bald sucht der Köter das Leittier ins Geäse zu beißen, bald in die Hinterläufe. Aber blitzgeschwind weicht er aus, wenn das Tier schnaubend und quiekend hintenaus feuert, daß die Schalen klappernd zusammenschlagen. Er greift dann sofort wieder vorn an, um vor allen das Leittier zu ermüden. Und schon kommt ihm Hilfe in den anderen beiden Hunden und in Aljoschka, der heransaust.

Als die Sonne des grauen Vorfrühlingsmorgens blutig-trübe durch die Wand der Frühnebel bricht, liegt das letzte Stück zuckend und verendend im zerwühlten Schnee, und das Gemetzel ist beendet. Die Burschen streifen nur die Decken ab, da sie das Wildbret nicht mitzunehmen vermögen. Mittags sind sie mit ihren Schlitten heran und fahren lachend ab, den Wölfen den Rest überlassend.

Was bedeutet der Reißzahn aller Wölfe, Luchse, Bären und Tiger gegen die rohe Mordlust des vertierten Scheusales, das Gott zu seinem Ebenbilde sich erschuf!

Hinter dem Elchhunde.

Der alte Hirsch, von dem ganz Dalekarlien als von einem Hünen aus Urvätertagen sprach, sollte ein paar Riesenschaufeln tragen wie zwei Flachkörbe tief und breit, an denen kaum noch irgendwelche Auszackung zu bemerken sei. Seine Fährte sei größer als die irgendeines Elches in ganz Schweden und seine Bosheit noch größer als seine Verschlagenheit. Wer ihm zu nahe komme, möge sich hüten! Übrigens lasse er sich nicht stellen. Denn er sei heute hier und morgen zehn Meilen weiter. Ewig ruhelos auf der Wanderschaft; ein wahrhaft unheimlicher Kerl.

Sven Studde hatte sich das nicht zweimal sagen lassen. Schon am nächsten Morgen hatte er die Fährte des sagenhaften Alten im schluchtreichen offnen Walde unterhalb des hohen Möwenberges an dem Wildbache gefunden, den die Bauern ihm bezeichnet hatten. Drei Stunden lang folgte er auf der Fährte hin seinem Hunde, der sich mit Leidenschaft in die Sielen legte. „Flax“ hatte, ehe er diesen Namen erhielt, seine Jugend beim Hüten der Renntierzelte eines Lappen verlebt und dabei sich als ein Nichtsnutz erwiesen, der hinter dem Raubzeuge, das er von den Herden forttreiben sollte, gleich ganze Tage und Nächte lang hinjagte. Daher hatte Sven ihn von dem Lappen ohne Schwierigkeiten für ein paar Pfeifen Tabak eingetauscht, und seitdem war beiden geholfen: dem sehnigen ausdauernden Jäger und dem spurfesten unverwüstlichen Hunde.

Digitized by Google

Sven fühlte es im Riemen, wenn „Flax" dem Elche nahe auf war, und wußte aus dem Verhalten des Hundes ganz genau zu schließen, daß er nicht schwärmte, und daß es Zeit war, ihn zu schnallen. Als sie an der Lehne des Berges auf der Fährte hinzogen, über Stock und Stein, sträubte „Flax" das Nackenhaar. Geschnallt jagte er sofort zu Tale. Der Elch hatte sich also lautlos auf und davon gemacht, und Sven hoffte jeden Augenblick, aus irgendeiner Schlucht heraus Standlaut zu hören. Aber über alles Gestein und Gestrüpp und über alle Risse und Gräben hin war der Elch den abschüssigen Berg glatt hinuntergetrabt, und von dem Hunde war kein Laut zu vernehmen. Plötzlich tönte sein Geläute im Rücken des Jägers an der Sonnenseite des Möwenberges, und Sven mußte alle seine Kräfte zusammennehmen, um über das wilde Gestein hinspringend um den Berg herumzukommen. Dort angekommen, sah er den Elch vor dem Hunde in langem flüchtigen Trott zu Tale ziehen, und die Dämmerung machte der ermüdenden Hetze ein Ende. In einer Sennhütte brachte der Jäger die Nacht zu; und als er sich auf die harte Lagerstatt hinstreckte, stellte sich auch „Flax" ein, um sein kärgliches Mahl zu nehmen. Dann träumte der Hund am Feuer noch einmal alle die aufregenden Erlebnisse dieses anstrengenden Tages durch.

Am nächsten Morgen stand die Fährte des Elches auf ein schwankes, zwischen dem Gestein eingebettetes Moor hinaus, aus dem kümmerliche Baumstümpfe, gebrochene Äste und Wipfelenden aufragen und zwischen Kaupen und Bülten kleine Blänken oder trügerisch grüner Morastschlick hervorlugen. Steife Säulen von Mücken standen über diesen Pfützen, und Wolken von Elchfliegen verfolgten den Jäger, der hinter dem eifrig im Brustgeschirr liegenden Hunde hinstelzte und hinsprang. Drüben am Moorrande, wo Krüppelbirken bei Röhricht und Sumpfporst stehen und fester Waldboden zu beginnen scheint, fällt die Hochebene ab. Ein Bächlein quillt dort aus der braunen schwammigen Masse heraus, das fünfhundert Meter tiefer bereits jubelnd über wildes Gestein hinabspringt. Dort war der Elch hinunter und hatte sich die Schalen gewaschen, um die Fährte zu verhehlen. Aber bald links, bald rechts hinüber das Ufer absuchend, hat „Flax" nach fünfhundert Schritten die Fährte gefunden, hinter einem Horste verkrüppelter und halb vom Froste erstarrter Kiefern herum, über zwei, drei Gräben hinweg, dann zu Tale, und schließlich wieder zurück, dreihundert Schritte unter der Hütte herum, in der die Nachtrast war. Zwischen zwei Moorrücken geht dort in einer flachen Mulde ein seichter Bach hinab. Da stand die Fährte, und der Hund drängte im Riemen. So wurde er geschnallt, und nach zehn Minuten schallten einige Laute herüber. Studd sprang, was er winden konnte, auf den unter seinem Fuße federnden Moorrücken hinauf, um zu sehen oder zu hören, wohin die Jagd sich zog. Da — endlich aus dem Tale Standlaut! Zum ersten Male stellte sich der Elch. Nun hinunter durch den schlammigen Graben, mit glatten Sohlen dann über Felsblöcke hin, über wilden Windbruch hinab und durch dichtes Tannengestrüpp — die Minuten sind kostbar! Vorsichtig schleicht der Jäger mit gespannter Büchse näher, im beglückenden Vorgefühle endlich errungenen Sieges. Da horch — die Jagd geht ab. Ein Knacken und Brechen

Digitized by Google



Oberförster Arth. Baron v. Prüdmer phot.

Zahmer Elchhirsch im Parkwalde von Wohlfahrtslinde.
Das Bild beweist die Hinfälligkeit der vielfach verbreiteten Ansicht, als ob der Elch nicht suhle.
Alce alces (L.).

Digitized by Google



M. Steckel phot. *Ackmenischken, Nov. 1908.*

Starker Elchhirsch (Schaufeln eben abgeworfen) im Fichtenunterwuchs inmitten des Hochwaldes, bei der Äsung gestört.

Alce alces (L.).



M. Steckel phot. *Skirwith, Nov. 1908.*

Elchtier und Kalb äsend.

Alce alces (L.).

Digitized by Google

im Gehölze, und der helle Laut des Hundes bekunden, daß der wachsame Elch den heranpirschenden Jäger vernommen hat. Sven sieht abermals die Sonne sinken; und aus hoffnungslos weiter Ferne tönt drüben vom Bergrücken der letzte Laut des Hundes herüber. Dann wird es stille. Nur wandernde Drosseln ziehen schackernd und zwitschernd zu Tale, ihren Schlafbäumen zu, und ein Geflüg Moorhühner streicht über den Jäger hin. Der Wind frischt auf und mahnt zur „Heimkehr" in die gastliche Hütte. Als der Mond, mit Wind und Wetter ringend, aus den Wolken herauslugt, stellt sich auch „Flax" ein, schlappt sich am Troge der Sennhütte voll und streckt, nachdem er sein Dörrfleisch verzehrt hat, sich halbtot vor Müdigkeit am Feuer hin, um noch lauter zu träumen und noch heftiger im Schlafe zu zittern als in der letzten Nacht. Auch Sven Studd fällt bald in Schlaf. Denn er hat einen Entschluß gefaßt, und das löst die wilde Spannung der erregten Nerven. Am nächsten Morgen weiß er, wo er den Elch zu erwarten hat. Mitten im Tale sucht er die Fährte auf, dann schnallt er den Hund, sobald dieser mit der Hinterhand zeigt, daß er sicher gefunden hat. Dann schleicht sich Studd so schnell als möglich auf seiner Herfährte zurück nach der Sennhütte und wartet dort. Ehe eine Stunde vergangen ist, hört er das Geläute aus dem Tale heraufkommen; aber der Elch trollt in schwingenden Schritten unter Wind vor ihm durch. Gleichviel: Studd schleicht hinab, um ihm den Weg abzuschneiden. Und als die Jagd an ihm vorbeigeht, gibt er auf gut Glück trotz weiter Entfernung Feuer. Der Elch zeichnet nicht, sondern trabt ruhig weiter. Aber der helle Hals des Hundes verrät bald, daß er Schweiß witterte. Trotzdem geht die Jagd weiter, aber zu Tale. Hirsch verwundt! Drüben am Hange nahm der Elch einen Waldsaum an, dort verschwindet er jetzt um die Nase des Berghanges herum. Studd hinterdrein. Drüben geht die Fährte tiefer in das Tal hinab. Und endlich schallt Standlaut herauf, den der Widerhall der Berge herträgt, zwischen denen der Indalsälfven dunkelgrün heraufschimmert. In wilden Sprüngen saust Studd hinab und pirscht dann am moorigen Ufer hin. Da sieht er ein Bild von einzigartiger Wildheit. Der kranke Hirsch schwimmt zu einer kleinen Insel hinüber, und der immer noch laut Hals gebende Hund hinterdrein. Drüben stellt sich der Hirsch und läßt den Hund nicht heran. Und der Jäger muß hilflos zuschauen, da die Entfernung für jeden Schuß zu weit und kein Kahn in der Nähe ist.

Vergebens ruft er den braven Hund. Am Ufer zündet er aus dürrem Reisig ein Feuer an. Dann bläst er durch das Flintenrohr seiner Büchsflinte. Alles umsonst! Flax läßt nicht ab. Nach einer Weile wird es stiller, und die Dunkelheit fällt ein. An seinem Feuer wartet der besorgte Jäger, wegen seines Hundes auf das Schlimmste gefaßt. Da, als der Mond heraufstieg, springt er auf. Was war das? Von drüben her dunkler und grober Standlaut!

Als er am nächsten Morgen in dem vom weiten jenseitigen Ufer herbeigeholten Kahne mit zwei Fischern zu der Insel hinrudert, ist alles still. Aber als der Kahn knirschend ans Ufer stieß, gibt Flax noch ein paar matte Laute. Dann leckte er seinem Herrn die Hand, als dieser herantrat zu dem alten Riesenschaufler, den der Hund die ganze Nacht über bewacht hatte, ohne anzu-

Digitized by Google

schneiden. Als er die dargebotene Milz des Hirsches und ein Stück von der Leber verschlungen hat, erholt „Flax“ sich unter den Liebkosungen seines Herrn und kriecht dann, steif in allen Knochen, vor seinem Herrn in den Kahn, um dort den Urelch, den Stolz Dalekarliens, zu bewachen auf seiner letzten stillen Fahrt.

Königsjagd in Schweden.

Über den düsteren Tannenbeständen des tiefen geheimnisvollen Waldes von Hunneberg liegt der Herbstnebel, in dessen Schweigen der Anhauch des sonst aus der Ferne donnernd herüber grüßenden Trollhätta-Falles, ja selbst das Rauschen des Bergbaches verstummt, der zwischen den Kalksteinklippen in brausenden Schnellen zu Tale stürzt. Auch das Wild scheint in Traumschlaf verfallen zu sein. Man hört keinen Auerhahn abreiten, keinen Kreuzschnabel zwitschern, keine Meise locken, kein Elch durch die Dickung oder das steife Starrgras brechen. Erst gegen Abend kommt Leben in dieses weiche Waldesschweigen. Rot war in den Nachmittagsstunden die herbstliche Sonne ins Nebelmeer gesunken. Roter flammen nachts im Lager der drei Kompagnien, die zu Treiberdiensten befohlen sind, die Lagerfeuer auf zwischen den mächtigen Föhrenstämmen. Auf ihren Mänteln ruhen die frischen Burschen, denen diese Königsjagd als herrlichste Freude des ganzen Jahres gilt. An einem Feldtische setzt beim Kienspanscheine der Jagdleiter an der Hand der Karte den zum Dienste befohlenen Kronsjägern die Treiberaufstellung, die Haltelinien, Schützenlinien, die Lappflanken und „lebenden Arme“ und alles sonst für morgen Wissenswerte nochmals auseinander, damit vor Sonnenaufgang das weite, 5000 Hektar umfassende Gebiet lückenlos umflügelt ist.

Über das Lager und die Wipfel des Waldes hin ziehn schnatternde Gänse gen Süden. Aus der Mitte des regungslos stillen Waldes dringt noch der vereinzelte Schrei eines Brunfthirsches, der suchend vom Tannenwalde nach dem Hochmoore hinüberwechselt, unkundig noch der ihm drohenden Gefahr.

In der kühlen Morgenfrühe ist der König mit seinen hohen Gästen dem Schnellzuge entstiegen und in Wagen bergan zu der Oberförsterei gefahren, wo die Losnummern für die Schützenbestände gezogen wurden. Als die Sonne hinter dem Walde emporsteigt und die Nebel über den Mooren sich flatternd lichten, hat der letzte Schütze eilend den ihm angewiesenen Schirm auf dem Holzabfuhrwege erreicht, der sich querweg über den Hunneberg zieht und diesen in zwei Teile teilt, die als erste Jagen angesetzt sind. Eine Stunde vergeht, ehe von der fünf bis sechs Kilometer weit von den Schützen vorrückenden Treiberkette der erste Laut herüberdringt. Endlich streichen aufgescheuchte Vögel vorüber, und ein leise anschwellendes und dann wieder in den Tälern und Schonungen ersterbendes Geräusch dringt heran. Von den Hügeln tönt es allmählich voller und frischer, und bald mischen sich Hornrufe hinein, die drüben weitergegeben werden und sich immer heller und klarer durch die Wipfelkronen des nun im vollen Sonnenglanze erstrahlenden Waldes schwingen. Verstohlen kommt ein alter Fuchs geschlichen und bricht in einer Senkung durch

die Schützenkette, wo eine Kugel ihn begrüßt. Donnernd reiten einige Auerhähne über die Schirme hin. Wie brandende Meereswogen braust dann, lauter und immer wilder, der Lärm der Treiber heran, in den sich der Laut der mitgeführten Hunde mischt. Da knackt es im Dickicht, ein Elchtier mit Kälbern zieht mit zurückgelegten Lauschern längs der Schützenlinie hin und überfällt schließlich den Weg. Aus der Hast dieser Flucht schöpft der starke Hirsch, der ihm gefolgt war, sofort Mißtrauen. Kehrtmarsch wendet er sich gegen die Treiber zurück, die mit törichtem Hallo ihn zurückhalten wollen, aber nur damit erreichen, daß er sie wild überrennt und die Wehr durchbricht. Hinter ihm her hört man nur noch einzelne Stimmen aufgeregt sprechen; dann gehn die Treiber weiter. — Nicht besser geht es drüben, wo ein schlauer alter Hirsch überhaupt nicht vorwärts zu bringen ist, sondern die Treiber ruhig herankommen läßt und sich um sie herum in das nächste Dickicht hineindrückt, aus dem er sich erst hinausstiehlt, als der ganze Höllenspuk an ihm vorüber und Stille eingetreten ist. Aber auf der Flanke fallen mehrere Schüsse, die gute Hirsche zur Strecke bringen. Da zieht ein Hauptschaufler geradewegs auf den Stand des Königs zu, der regungslos, mit gestochener Büchse, ihn erwartet. Langsam bohrt sich das silberne Korn in das dunkele Blatt des Recken hinein — da erschallt aus der heranrückenden Treiberwehr der Hornruf des Jagdleiters „Büchse in Ruh!" Der König setzt ab. Und langsam, wie er gekommen, zieht der stolze Schaufler in den Frieden seines dunklen Waldes zurück, nachdem er die Treiberwehr in gemächlichem Trott durchbrochen hat.

Die Schützen treten nun in die Schirme auf der anderen Seite des Weges, während die Treiberwehr herumgezogen wird. Der die Jagd leitende Oberförster hat den Männern nochmals eingeschärft, beim Anblicke von Elchen jeden Lärm zu vermeiden. Bald wird das Schießen auf allen Ständen lebhafter. Und jetzt hebt auch der König die Büchse und streckt auf einem guten alten Wechsel zwei Schaufler aus einem Trupp mit gutem Doppelschusse — kurz vor dem verhängnisvollen Hornrufe. Der eine Schaufler trollt mit unbedingt tödlichem Schusse ruhig weiter, ohne einen Laut der Klage, ja ohne auch nur durch ein Zusammenzucken im Schusse den Empfang der Kugel zu bestätigen. Der andere ist stehengeblieben und starrt auf den Schützen, der ihm keine zweite Kugel mehr zuwenden darf. Plötzlich fällt er um wie ein Brett, ohne auch nur noch einen Schneller zu tun.

Nach dem Frühstücke, zu dem nun die Hörner in das in lauschigem Waldverstecke gelegene Forsthaus rufen, wird noch ein dritter Trieb abgejagt, der einzelnen, vom Weidmannsheil begünstigten Schützen noch zu gutem Schusse verhilft. Dann schleppen, während die Jagdgesellschaft sich zum Mahle in die Oberförsterei begibt, die Treiber das Wild zusammen, um es auf Schleifen zur Strecke zu bringen, die vor der Abfahrt des Jagdherrn und seiner Gäste verblasen und besichtigt wird.

Die Mondsichel steht schon hoch am Himmel, als die Wagen in steiler Talfahrt hinabrollen, vorüber an dem zu ihrer Rechten in dunkler Tiefe hinabschäumenden Wildbache, dem Bahnhofe zu, auf dem der Stockholmer Zug sie aufnimmt.

Digitized by Google

Droben im Walde ist das Schweigen wieder eingezogen. Und stolz, als sei all der wüste Spuk eindruckslos an ihm abgeglitten, läßt der starke Schaufler auf dem Moore wieder den Brunftruf erschallen durch die feierliche Stille der Nacht.

Hoch über ihm zieht ein Flug von Schwänen dahin. Ihr Gefieder leuchtet im Monde wie Silberbrünnen. Und ihr Flügelschlag rauscht wie ein Harfenlied aus Nordlands fernem heimlichen Königsgarten.

In Ibenhorst.

Die Prinzen Rudolf und Wilhelm waren gestern mit dem Regierungsdampfer in Ruß angekommen und hatten sich von dort mit ihrer Begleitung in Wagen zur Oberförsterei Ibenhorst begeben. Heute, am 17. September, bei trübem Wetter, hatte sich Prinz Rudolf mit dem Forstmeister zu Wagen nach Stirwith und von dort im Kahne zum Helenawerder begeben, wo er eine der zwischen hohen Erlen dort errichteten Kanzeln bestieg, um das nun beginnende Treiben übersehen zu können. Das Haff stand hoch im Rückstau, der Westwind peitschte das Röhricht in wilden Wellen und trieb am Himmel das Gewölk in hastend wechselnden Bildern dahin. Die Litauer focht das wenig an; sie waren an schlimmeres Wetter gewöhnt und hatten sich auf einen quatschnassen Tag gefaßt gemacht. Und dem Prinzen erschien gerade dies Wetter als die richtige Stimmung für diese urige Landschaft und ihr stolzes Wild. Von den still durch das Röhricht und Weidengestrüpp gehenden Treibern war bei dem herrschenden Sturme kein Ton zu hören, nur ab und zu tauchte einer für einen Augenblick in dem hohen Unterwuchse auf, und ein paar halbwüchsige Jungen schlenderten über das offene Weideland, wo es nichts zu treiben gab, nachlässig heran, um dann plötzlich auf Zuruf stehenzubleiben und Wehr zu bilden. Prinz Rudolf verstand ohne weiteres: die Treiber hatten Wild aufgetan. Unter ihm brachen einige Stücke im Weidengestrüpp herum, und ein Tier mit seinen Kälbern nahm schließlich den breiten Graben an, um ihn zu durchrinnen. Der Hirsch war offenbar zurückgebrochen. Aber die Wehr stand über Wind unbeweglich. Da hielt der Hirsch es doch für geratener, dem Kahlwilde zu folgen, und nahm den Graben an. Als er im Begriffe stand, am anderen Ufer zu landen, erhielt er die erste Kugel aus der Expreßbüchse. Ohne zu zeichnen, trollte er weiter und brach erst nach der dritten, gut Blatt sitzenden Kugel zusammen. Mit wildem Hallo waren nun die Treiber heran, hieben lange Weiden ab und banden diese an ihren Wurzeln zusammen, so daß sie eine Schleife bildeten, auf die der Hirsch gewälzt wurde. Es war ein ungerader Sechsender. Kein besonders junger Hirsch. Er trug einen breiten Flachbart mit langquastigem Mittelstücke und hatte eine sehr starke und derbe Mähne, die vom Erleger und den Treibern mit Recht bestaunt wurde. Der Hirsch wog immerhin seine acht Zentner und machte den Treibern noch harte Arbeit. Mit Hallo griff alles, was Arme hatte, in die Weiden und schleifte den inzwischen gelüfteten Hirsch zum größten Kahne, in dem er sorgfältig

Digitized by Google

verstaut wurde, um nach der recht entfernt gelegenen Oberförsterei Ibenhorst gebracht zu werden.

Inzwischen hatte Prinz Rudolf mit dem Forstmeister in einem zweiten Kahne Platz genommen, und die Treiber folgten in den übrigen Fahrzeugen nach Skirwith zu, wo der hohe Gast im Kruge mit frischen Neunaugen und Eierpunsch bewillkommt wurde. Diesen Eierpunsch erklärte der Prinz in scherzhafter Entrüstung für eine gebildete Verfälschung des landesüblichen Wasserpunsches, der aus Portwein und Rum bereitet wird, unter sorgfältiger Vermeidung jeden Wasserzusatzes, zumal er ja a u f dem Wasser getrunken zu werden pflegt. Der lustige Wirt ließ sich diese Anspielung nicht zweimal sagen und brachte nach drei Minuten die Perle von Skirwith dampfend herein, „heiß, aber steif". Mit dieser Anerkennung hatte der Prinz die Herzen der Skirwither im Sturme erobert und unter Hurrarufen und Glückwünschen des ganzen Dorfes bestieg er den Wagen, um mit dem Forstmeister noch auf Rehböcke pirschen zu fahren. — —

Inzwischen hatten die Forstaufseher und Hilfsjäger aus dem Ackmenischker Belaufe und den anderen Schutzbezirken des Revieres harte Arbeit mit dem Hirsche gehabt, den sie dem Prinzen Wilhelm zudrücken wollten. Seit Wochen hatte er seinen Stand in der Nähe des Fuchsberges auf dem Bredzuller Moore gehabt. Bei dem herrschenden Winde hielt der Förster, der auf seinem Wagen den Prinzen führte, unter Wind auf dem Skirwither Verkehrswege, um abzuwarten, ob es den Berufsgenossen gelingen würde, den eigensinnigen und in hohem Grade mißtrauischen Hirsch auf seinem alten Wechsel am Fuchsberge vorbei in den Hochwald zu drücken. Natürlich mußte der Wagen in entsprechender Entfernung abbleiben, um nicht diesen Wechsel zu verlegen. Der Hirsch nahm von den langsam von der fernen Tilsiter Chaussee her anrückendeu Grünröcken anfangs nicht die mindeste Kenntnis. Erst als eine Kugel über ihn weg in eine der dicken Birken am Fuchsberge pfiff, stand er auf und schickte sich an, seitwärts über das Moor hin fortzutrollen. Sofort drückte die Kette der Jäger nach dort hinüber und veranlaßte den Hirsch abzubiegen und etwas unterhalb seines Hauptwechsels dem Hochwalde zuzuziehen. Langsam und ruhig drückten die Jäger nach, während der Förster nunmehr in unauffälligem Zotteltrabe auf den Schnittpunkt zufuhr, an dem der Hirsch den Weg kreuzen mußte. An einer starken Fichte, etwa sechzig Schritt diesseits des Wechsels, sprang der Prinz ab und blieb in Deckung stehn, indessen das Fuhrwerk weiterrollte. Kaum war es vorüber, als der Hirsch angesichts der nachdrückenden Jäger sich entschloß, den Hochwald anzunehmen. Kurz bevor er den Weg überfiel, traf ihn die erste, und ehe er im raumen Walde verschwand, die zweite Kugel, deren Empfang er hochaufbäumend bestätigte. Als er sich überschlagend niederstürzte, brach er im Erdboden die linke Stange seines Sechsendengeweihes ab, die also schon locker gesessen hatte. Die Ibenhorster Hirsche werfen oft schon sehr früh ab.

Im Jahre 1884, als diese Jagd stattfand, war es nicht so einfach, einen Elch zur Strecke zu bringen, als heute. Die üblichen Expreßbüchsen 11,15 mm genügten bei der geringen Durchschlagskraft der schwachen Schwarzpulver-

Digitized by Google

ladung von meistens nur 3 g nicht, um dies zähe Wild unter Feuer zusammenzuwerfen. Die starken Ladungen, z. B. das englische Kaliber 577, das 7,5 g verfeuerte, waren in Europa nicht üblich. Die baltischen Jäger hatten daher recht, wenn sie schwere Doppelbüchsen mit sogenannten „Katzenköpfen" von 18 mm Stärke oder Doppelflinten für Rundkugeln, Kaliber 16, als die richtige Waffe gegen Elch bezeichneten. Heute wirft die Büchse 9,3 mm mit einem 19 g schweren 11/12 Mantelgeschoß, mit 3,5 g Blättchenpulver verfeuert, den Elch bei Hochblattschuß unter Feuer und bei gutem Kammerschusse nach kurzer Flucht zusammen.

Der vom Prinzen Wilhelm gestreckte Hirsch wurde bald gefunden und aufgeladen und traf wesentlich früher in der Oberförsterei ein als sein Schicksalsgenosse vom Helenawerder, der auf dem Wasserwege erst nach Dunkelheit anlangte.

Nachdem die Strecke bereitet und verblasen war, saß noch bis spät in der Nacht in der Scheune der Oberförsterei ein bescheidener junger Maler, um beide Hirsche in verschiedenen Stellungen zu zeichnen. Seine Bilder haben den Namen ihres Meisters inzwischen in alle Erdteile getragen: Richard Friese!

Strauja.

Ein herrlicher Septembermorgen! Leichter Reif bedeckt die bunte Pracht des Herbstwaldes, in dem du das welke Blatt zu Boden fallen hörst. Aber kein Nebel auf Blößen und Mooren. Es wird ein siegreicher Tag der Sonne werden. Seine Spätsommerfäden fliegen um Wacholder und Kunigundenkraut. Die Drosseln flüchten hoch in den Wipfeln vor dem langen Zuge von Brettdroschken, der jetzt vom Buschwärterhause im Trabe über den holperigen Waldweg herankommt. Ein Auerhahn, der bereits das rote Laub der Espen kostete, reitet polternd ab. Aber der Birkhahn drüben im Moorwalde läßt sich in seinem tollen Kullern nicht stören. Ein Vorjähriger ist es. In diesem Frühjahre hat er umsonst gerodelt und gejodelt, auf dem Balzplatze blühte ihm kein Heil in der Minne. Ein frecher Kerl von Rackelhahn trieb dort die Hähne fort. Und wo sich einmal eine Henne außerhalb des Machtbereiches dieses Grobianes zeigte, da war sofort ein alter Freier mit tiefblauer Brust zur Stelle und jagte den Schneider davon. Freilich schlug die Liebe auch in seinem jungen Herzen, aber sein Wettgesang konnte doch nicht vor dem der alten Meister bestehen. Beginnt der Lenz aufs neue? Jetzt, da die Birken hellgolden und die Espen blutrot sich abheben von den dunkeln Fichten? Die Luft ist so klar und kühl wie damals und weckt in der Brust des Hahnes die seligsten Erinnerungen. Es kümmert ihn nicht, daß eine Kette von Jägern am Rande des Hochwaldes sich anstellt. Jeder von ihnen trägt Büchse und Horn, um die Schulter die geflochtene Peitsche. Einer bleibt ganz nahe bei ihm stehen, hundert Schritte weiter der nächste und so fort. Einen Augenblick hat der Hahn verschwiegen. Dann setzt er wieder ein: Kulukurru-kurruhruhuhu-rutututuh! Da, horch, was hallt in silberhellen, reinen und weichen Tönen durch den Wald? Wie das anschwillt und sich durch die Kronen

Digitized by Google

schwingt! Ein alter Jäger, dem dies die liebste von aller Musik ist, lauscht dem Hornrufe, nickt wie zur Bestätigung, entsichert die Büchse und spricht leise vor sich hin: „Koppel auf!"



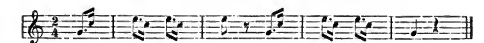
Der Siegelladskopf auf der verkrüppelten Moorbirke meint wohl, daß ihm diese Töne gelten? Er legt sich noch leidenschaftlicher ins Zeug und jodelt in überquellender Lust in den Herbstmorgen hinein, wie schön, wie wunderschön dies Leben sei: ruhuhuuhuh! ruhtuhtuh, kullu-kullukuruhuhu! Er verschweigt auch nicht, als jetzt aus dem Walde andere Laute zu ihm herüberschallen. Die hochläufigen gefleckten Bracken haben gehoben, und jauchzend geht die flüchtige Jagd dahin. Nach dem Schalle des Geläutes jagen sie an Reh oder Hase. Peng! Hat ihn schon drüben! „Bock tot!" hallt es zu den Schützen herüber. Dann Stille rings umher. Der Birkhahn hat wieder das Wort in dem feierlich schweigenden Walde. Nur zuweilen ein anfeuernder Ruf des Rüdemannes, der seine Hunde weiter nach links führt. Und dann der langsam und einschmeichelnd hinklingende alt-kurische Ruf: „Suche!"



Horch, wieder Rüdelaut! Das Geläuf des Wildes steht gut an diesem klaren Morgen. Und wieder geht die Jagd nach drüben hinaus. Der ganze Wald kocht vom Geläute der Meute. Drei Schüsse fallen. Das Geläute verschweigt. Wird ein Hase gewesen sein! Ein Haselhahn flitzt um alte Eichen, und eine Auerhenne streicht aufgescheucht mit ärgerlichem Gocken über mehrere Schützen hin. „Sucht, sucht!" bläst wieder und wieder der Rüdemann durch den hohen Wald. Durch sumpfigen Eichen- und Rüsterbestand führt er die Jagd, über verstrüppte Windbrüche dahin, unter deren Wurzelspiegeln man jeden Augenblick einen Bären vermuten könnte, dann wieder in Schilfbruch und Erlenjugend, wohin die Fährten starker Elche stehen. Aber die haben sich längst davongemacht, als hätten sie Katzensohlen. Ein Alttier mit zwei Kälbern ist durch einen kleinen Waldsee geronnen und hat in

Digitized by Google

einem Weidenhorste drüben auf dem schwanken Moore Stand genommen, wohin ihm kaum ein Hund, geschweige denn ein Jäger folgen wird. Und immer wieder klingt der anfeuernde Ruf des Hornes: „Sucht, sucht!" Da, horch: welche Bärenstimme! Das ist die alte schwere Hündin, deren Rothaar schon ganz graugestichelt ist. Und jetzt fällt „Mischka" ein, ihr stämmiger Altersgenosse. Da wird es ernst. Jubelnd ruft das Horn des Rüdemannes: „Hab acht — Elch!"



Jetzt kracht und prasselt die Jagd durch das Bruchgewirr. In den tiefen Baß Mischkas und das „Pauk, pauk, pauk!" der alten Hündin mischt sich das helle, giftige „Jiff, jaff!" der herbeistürmenden anderen Hunde der Meute. Regungslos steht der alte Jäger am Stamme der starken Eiche. Aber sein Herz schlägt in Entzücken dieser wilden Musik von Meutegeläut und Hörnerklang entgegen. Das ist das „Strauja", des baltischen Jägers höchstes Weidmannsglück! Jetzt bricht der wilde Lärm hervor und „Halant, halant!" wird der bejagte Elch berufen. Ein böser Schädling ist es, den die Hündin gehoben hat, und ein Schlaumeier dazu. Links trägt er eine stumpfwinklige Gabel, rechts einen langen dicken Spieß, an dessen nach vorn geneigter Spitze noch der rote Lungenschweiß eines niedergeforkelten Nebenbuhlers klebt. Der breite Bart und die starke Mähne kennzeichnen ihn als einen gefährlichen Recken. In schwingendem Schwimmtrabe trollt er über Knäckholz und Windbruch, durch Schilfmorast und Bruchgewirr und versucht, sich weichen Trittes davonzustehlen. Aber die Hunde, die sich gierig an seine Fährte angesogen haben und immer hitziger andrängen, hetzen ihn schließlich in ein fast undurchdringliches Gewirr von moosigen Fallstämmen und Birken-Dürrholz, wo er sich stellt. Unbeweglich, mit keiner Miene zuckend, erwartet er die Angreifer, um mit dem scharfen Geweih oder einem furchtbaren Schlage der Läufe jeden, der ihm zu nahe kommt, zu erledigen. Aber die Hunde halten sich klug zurück und geben nur desto wütender Standlaut, der in die Schützen drüben am Walde wilde Erregung bringt. In langen Sätzen eilen die Nächststehenden herbei, querweg über hohe Stämme und quatschendes Bruch. Der alte Graubart vom Stamme der Eiche ist als erster heran. Aber lange währt es, bis er aus dem Stimmengewirr der bald heiser winselnden, bald dumpf Laut gebenden wütenden und keuchenden Bracken das kurze Prusten des zornigen Hirsches erkennt. Zu sehen ist nichts: dort die weißen Stämme könnten wohl die hellschimmernden Läufe des Hirsches sein! Aber wo steht das Blatt? Endlich bewegt der Hirsch einen Augenblick den Kopf, um einen Stoß nach dem allzu frech andrängenden „Mischka" zu führen. Da hat er die Kugel hochblatt und bricht mit einem einzigen langgedehnten Stöhner unter der wütend ihn zerzausenden Meute zusammen. Aber der alte Jäger hat sich schon den Weg zu dem gefallenen Recken gebahnt. Die Peitsche treibt

die Hunde zurück, und hell schmetternd kündet der Ruf „Elch tot!" den Waidgenossen das Ende dieser „fliegenden" Jagd:



Entsetzt streicht der Birkhahn ab, als die Jäger, durch das Bruch und Dürrholz brechend, herbeistürmen, und der Rüdemann lockt mit „Jä, jä, jä!" seine Hunde zum Koppeln zusammen. Die Schützen begeben sich, nachdem der Elch gelüftet ist und die Hunde genossen gemacht sind, an ihre Wagen.

„Das nennen wir Strauja, mein Lieber!" ruft mit blitzenden Augen ein alter Jäger seinem jungen Neffen aus dem Reiche zu. „Was sagst du nun dazu?"

„Es ist herrlich! Ich kann mir keine stolzere und männlich-frischere Jagd denken als diese! Ich vergöttere sie, aber — beim anderen!"

„Hallo, wieso denn das?"

„Mein eigenes Revier wäre mir zu schade dafür! Da lobe ich mir die Pirsch, bei der ich d e n Hirsch schieße, den ich zum Abschusse bestimmt habe, ohne Beunruhigung des Waldes durch laut jagende Hunde, ohne Versprengen der Rehe und Vergrämen der alten Tiere und Elchkälber."

„Da mögen Sie recht haben!" antwortet ihm der glückliche Schütze, indem er den durch den Schweiß des Elches gezogenen Eichenbruch dankend vom Hirschfänger des Jagdherrn nimmt: „Aber im Baltenlande würden Sie die Koppeljagd erst mit dem letzten Edelmanne ausrotten können. Und solange ich noch das Strauja höre, weiß ich nichts von Alter und wünsche mir nichts als noch ein paar tausend Tage wie heute!"

„Prost Roderich! Und darauf soll man jedermann zu trinken geben! Rüdemann, zum Frühstück blasen!" — — —

Rüdemann, Rüdemann, warum schweigt nun ewig dein Horn?

Baltenland, Baltenland, wo blieb deine fröhliche Jagd? Wo deine ritterlichen Jäger?

Jagd mit dem Rufe.

Die Schwarmzeit der Elchfliegen hat begonnen zur Plage von Mensch und Wild. In ganzen Wolken schwärmen die lästigen Gäste über dem weißen Sumpfmoose und dem Fichtenbehange, der ihre Brutstatt war, und bedecken den brunftig-witternden Hirsch vom Grind bis zum Geäfter.

Die Ringeltauben sind auf Wanderschaft eingefallen im raumen Walde und stieben zu Hunderten auf, sobald der starke Hirsch in der wilden Erregung der Brunft dahergezogen kommt. Aus dem Unterholze des Bruchwaldes war die ganze Nacht über das Knacken und Brechen zertretener Äste und Jungstämme zu vernehmen. Der Alte vom Walde trieb eifersüchtig alle Beihirsche und sogar die Kälber von seinen Tieren fort und kämpfte erbittert mit allen Nebenbuhlern. Aber, sobald der Morgen graute, wurde er heimlich, aufs äußerste mißtrauisch und vorsichtig.

Digitized by Google

In dieser Nacht hatte er einen Gegner abgekämpft, der nun mit verhaltenem Schmerze im Wasser des Waldsees saß und ergebungsvoll seinem Ende entgegensah. Mit tief gesenktem Windfange zog der Sieger auf der Fährte eines anderen hin, der nachts sich herangewagt, aber längst das Weite gesucht hatte. Da rief das Mahnen eines Tieres den Alten zurück, und in wildem Ansturme eilte er herbei, um in höchster Steigerung der Liebesraserei mit wieherndem Schrei von dem bis dahin spröden Tiere Besitz zu ergreifen. Dann wieder stöhnte er, daß es zitternd über Röhricht und Wald durch den klaren Septembermorgen hindrang*). Plötzlich fuhr der Hirsch herum und verschwieg. Dann nahm er den Windfang hoch und zog vorsichtig an der Schneise entlang, die zu dem Hochwalde hinaufführte. Dort hatte er einen Ton gehört, der ihm die Leidenschaft heiß durch alle Adern jagte, aber Erinnerungen an ruchlosen Verrat erweckte.

Im Vorjahre war's gewesen und an einem kalten klaren Morgen, wie heute. Er kämpfte gerade mit einem mittelstarken Hirsche. Da hatte ihn ein Gegner herausgefordert, so frech, wie er nie einen gehört hatte. Erst leise stöhnend, dann lauter, seine Eifersucht aufs höchste steigernd. Zornig war er der Herausforderung entgegengezogen; aber auch sein Nebenbuhler war gefolgt und schreiend über eine Blöße getrollt. Da fuhren zwei Blitze aus dem Dickicht, eine stinkende Wolke qualmte auf, und der Zehnender prellte in Todesflucht an ihm vorüber, um unmittelbar darauf im Waldbruche zu verenden. Dann sah er zwei Menschen an sich vorbei auf der Rotfährte an den Zehnender herangehen, von denen der eine eine lange Doppelröhre aus Eisen, der andere eine kurze Röhre aus Birkenborke trug. Und der ganze Wald stank nach dem widerlichen Raubzeuge. Als sie vorüber waren, hatte er sich leise auf und davon gemacht.

Vorsichtig wie ein lautloser Schatten zieht der Hirsch durch die Dickung, in weitem Bogen um die Stelle herum, wo er den Schrei des Herausforderers gehört hat. Noch einige letzte leise Schritte — da hat er den Wind und weiß genug: es stinkt nach Mensch! Wie er gekommen, so leise schleicht er davon. Erst als er das halbe Bruch zwischen sich und das Raubzeug Mensch gebracht hat, stößt er einen heftigen rauhen und wilden Warnruf aus: Hochch! Und nochmals: Hochch! Da bricht es von allen Seiten durch Wald und Röhricht davon. Und der Brunftplatz liegt in tiefem Schweigen. Über die bereiften Wipfel der Erlen und Föhren zieht lächelnd die Morgensonne herauf.

„Diesmal war's nichts!" meint lachend der junge Jäger, indem er die Doppelbüchse sichert und schultert. Und der alte Buschwärter zuckt mit den Achseln. „Gott hat's nicht gewollt, Baron!"

„Mit dem alten Hirsche werden wir es feiner nehmen müssen!"

„Wird er es feiner mit uns nehmen! Ist ein alter Schlaukopf!"

*) Der Schrei des Elchhirsches ist leicht zu beschreiben. Man stelle sich einen seekranken Zecher vor, der aus der tiefsten Tiefe seines Inneren heraus würgt, daß der Laternenpfahl zittert, und dabei stöhnt: U — uoch! U — ö! So klingt es; aber viel lauter! Zum Anreizen des Hirsches ahmt man selbstverständlich den Ton eines Schneiders nach, der schwächer und heller klingt: oo — ah! Der Verfasser.

Digitized by Google

„Macht nichts! Wir werden ihn schon wiedersehen!"

An den nächsten beiden Tagen jagte der junge Baron in einem anderen Waldteile. Als der Abend des dritten Tages heraufzog, stand er mit dem Buschwärter an einer alten Doppelerle unter Wind von dem Brunftplatze, wo er neulich den starken Hirsch vergrämt hatte. Zum Locken wollte es nicht kommen. Zuweilen traten Elche nahe an die Schneise heran, die ihn von dem Brunftplatz trennte. Er hörte das klägliche Schmälen fortgejagter Kälber, das Brechen im Unterholze und verhaltene Schreie der Hirsche. Aber der Haupthirsch schien nicht dabei zu sein. Schackernd und zwitschernd zogen Drosseln über ihn hin, und in den Wipfel einer breitästigen Kiefer schwang sich ein Birkhahn ein.

Da zog das Wild, anstatt auf die Schneise herauszutreten, gegen den Wind waldeinwärts, und die Schreie tönten immer ferner, dunklen Unkenrufen ähnlich.

„Folge mir," flüsterte der Baron dem alten Buschwärter zu, „und bleibe drüben fünfzig Schritte hinter mir zurück! Wenn ich stehen bleibe, warte ein Weilchen! Dann locke, was du kannst!"

Vorsichtig lugten beide die Schneise ab. Alles frei. Kein Hirsch in der Nähe. Also hinüber! Da war der Fechtboden vom Nachmittage: Alles zertrampelt, Fährte über Fährte, stinkende Brunftgruben, Losung, Schnitthaare und Schweiß. Und doch die ganze Gesellschaft verschwunden wie fortgeblasen. „U — ooch!" tönte es von weit drüben herüber. Dort hinter dem Moraste war eine Dickung und hinter dieser lichterer Mischwald, in dem zur Frühjahrszeit die Birkhähne balzten. Vermutlich würden dort jetzt die Elche stehen. Aber das Büchsenlicht schwand bereits und wich dem Mondlichte. Um unter Wind zu bleiben, zog sich der Baron etwas links und ging dann, fortgesetzt Äste brechend, scharf heran. Als er um die Dickung herumpirschte, hörte er rechts von sich drinnen heftiges Knacken. Er blieb daher stehen und hob die Hand. Der Alte wußte schon Bescheid und war noch weiter nach links herumgeschlichen, um hinter den Herrn zu kommen. Auf den ersten Lockruf erfolgte keine Antwort. Aber das Brechen war verstummt. Über den Weiden und Birken jenseits der Dickung flimmerte schon das bleiche Mondlicht. Jetzt zog ein Tier dort hinaus. Aber von dem Hirsche keine Spur, kein Ton. Gleichviel, der Alte wußte, und der Jäger wußte auch: er kommt! Nach einem Weilchen ein neuer, diesmal leidenschaftlicherer Ruf aus dem Birkenhorne. Als Antwort kam, nicht aus der Dickung, sondern aus der Birkenjugend ein nicht gerade ferner dumpfzitternder Schrei. Vorsichtig hob der Jäger die Büchse. Der Alte aber hatte sich wieder, Äste brechend, nach rechts hin geschlichen, um den Jäger zwischen sich und den Hirsch zu bringen. Noch ein paar leise Lockrufe. Dann ließ er das durchdringende Liebeswiehern ertönen, das sich wild über Moor und Birken hinschwang. Da blieb alles still ringsum. Die fernerstehenden Hirsche verstummten, und der Herausziehende verschwieg. Dem Jäger schlug das Herz bis in die Halsader hinein. Aber wie ein Steinbild stand er und bohrte seine Blicke in das verzitternde bleiche Bild von weißen Birken und weißerem Mondlichte hinein. Da zog ein lautloser ge-

Digitized by Google

spenstischer Schatten heran; langsam wuchs er aus dem hohen Unterwuchse heraus, bleich und geisterhaft, als schwebe oder fließe er heran. Näher kam er und näher, ohne daß ein Ästchen knackte, ein Laut sich rührte. Um sein Haupt floß es wie die weiten weißen Fittiche eines Urweltgreifes, und aus wilden tückischen Lichtern sprühte es wie Basiliskenhaß. Nur zwanzig und dann nur fünfzehn Schritte trennten den gespenstischen Riesen noch von dem Schützen. Da hob er das Haupt. Der Kehlsack schwoll an, aus der Tiefe rang sich ein von Zorn und Leidenschaft zitternder Schrei los, der den Wald erbeben machte — und im Blitze des Schusses, dessen Knall er nicht mehr hörte, bäumte der schwere Schaufler hochauf, um niederzubrechen und keinen Schneller, keinen Stöhner und kein Röcheln mehr zu tun.

Als die Uhr vom Turme des fernen Kirchleins zehn schlug, wurde in dem Parke vor der hohen Freitreppe des Schlosses beim Lichte des Mondes und aufgestellten Fackeln der auf frischen Tannenzweigen gebettete Recke von dem Schloßherrn besichtigt, und der von Weidmannsheil beglückte Neffe nahm die Glückwünsche der Damen entgegen.

Dann trat alles, was eine Büchse führte, an; und nach altbaltischem Brauche dröhnte eine Salve über den alten starken Schaufler hin, den sie als den „Alten vom Walde" gekannt hatten.

* * *

Möge die Zeit noch ferne sein, da der stolze Elch nur noch ausgestopft in Museen bewundert werden kann! Erinnerungen der Vorzeit umklingen ihn, an seine trotzige urige Erscheinung knüpft unsterbliche Jugend unverlierbare Hoffnungen auf eine tatenfrohe Zukunft.

Auch für das Baltenland darf diese nicht verloren sein. Mag alles vergessen werden, eins bleibt: der ewige Widerhall verklungener Hornrufe. Das ewige Vermächtnis unserer Körner, Strachwitz und Eichendorff!

„Denn eine Zeit wird kommen,
da macht der Herr ein End!
Dann wird den Falschen genommen
ihr unrecht's Regiment.

Dann wird Aurora tagen
hoch über den Wald herauf;
dann gibt's was zu singen, zu schlagen,
dann steht, ihr Getreuen, auf!"

Digitized by Google

Das Ren / Von Fritz Bley

Das verlorene Paradies.

Vor Jahrtausenden! Wo heute die Quellflüsse der Loire, Dordogne, Rhone und Durance gen Nord, West und Süd sich donnernd scheiden und reiche Rebengelände sich an sonnige Höhen schmiegen, liegen damals noch die eisigen Moossteppen, das Jägerparadies!

Keine Früchte milden Südens oder gemäßigten Regenzeitwetters reifen dort zu Füßen der unermeßlichen Gletscherwelt. Aber die Johannisbeere bietet an niedrigen Sträuchern ihre herben roten und schwarzen Beeren. Im Moorboden, den die Sonne kaum in der Spanntiefe einer menschlichen Hand zu erwärmen vermochte, wurzelt eine flach verästelte Himbeerstaude, die zur Sommersonnwendzeit die gelben würzig-süßen Schellbeeren trägt; auf den Moosen sitzen gleich Korallen die grellen Bündel der Preißelbeeren, leuchten weiß und tiefrot die säuerlich bitteren Moosbeeren; die Rauschbeere reift, und die schwarze Krähenbeere gibt süßliche Speise. Um die Zelte, in denen am Fuße des Gipsberges die Horde lagert, seit sie beim ersten Locken des Föhnsturmes die Winterhöhlen verlassen hat, blühen und duften weißer Wasserstern, rosafarbene Nelken, dunkelrote Wicken, blaue Glockenblumen und Moorfuchsschwanz. Bei Sumpfporst und Rosmarinseide sonnt sich am Stein ein blasses Röslein, und darüber kriecht der Wacholderstrauch hin, strotzend von grünen Beeren.

An Schluchten und Hängen, wo die Mittagssonne am besten anwärmen konnte, reckt sich schier manneshohes uraltes Gehölz hin, oft vom Schneesturme gerüttelt und doch immer wieder zum Lichte strebend: Birken und Werftweiden in breiten, weitausgreifenden Büschen. Von struppigen Kronen erstorbener Kiefern hängen bärtige Astflechten herab, an denen die Flöckchen der im sanften Winde segelnden Wolle des Sumpfgrases sich fangen. Zur Dämmerstunde sogen sie sich satt am Labsale der Nebel, die aus dem Moor aufstiegen, und dann tropften sie in eintönigem Gleichmaße, bis die Mittagssonne mit mildem Scheine sich über das weite Moor lagerte und nun die Welt in traumseligen Schlaf versinkt. Nur die Alpenlerche stimmt noch ihr Lied an, und zuweilen jagt eine Schwalbe aus ihrem Nistloche im Torfe auf. Sonst Stille, feierliche Stille ringsum! Moorhühner und Schneeammern stübern im trockenen Torfsande, auf den Blänken halten die Scharen der Enten, Gänse und Schwäne stille Rast, die Eule blockt mit blinzenden Lichtern im Weidicht. Selbst der unermüdliche Rabe schweigt; selbst der unersättliche Vielfraß liegt, behaglich den Raub des Morgens verdauend, zusammengerollt zwischen trockenen Mooskaupen; selbst der hungrige Wolf trabt jetzt nicht mehr umher, und der Lemming hat Frieden in seinem Verstecke.

Digitized by Google

Zwischen den Zelten an einem Herde aus zusammengesetzten Feldsteinen hocken spielende Kinder. Sie haben Dürrholz von den Weidensträuchern herbeigeschleppt, das sie mit Riemen aus Rendecke*) umschnürt hatten. Jetzt blasen sie tüchtig in die Aschenglut und jubeln laut, als die Flamme lichterloh aufschlägt und die Rauchsäule schnurgerade durch die über dem Feuer erzitternde Luft zum Himmel aufsteigt: das bedeutet Heil und guten Fang für die am Rande des großen Stromes auf dem Moossumpfe jagenden Väter und Brüder.

Die Kinder laufen nackt herum in dieser Zeit, in der das Wasser ohne Eiskruste offen steht und man die Fische mit der Hand fangen kann. Heute haben die Buben und Mädchen sich im Tauchen geübt und einige stramme Fische gegriffen, die nun in dem Netze neben dem Zelte zappeln. Das Netz ist aus Rensehnen gestrickt, die mit Pfriemen aus Rengeweih zerfasert und dann geknüpft sind. Jetzt kommt die Mutter und gibt den Mädchen die Fische zur Zubereitung. Mit scharfem Schaber aus Feuerstein schuppt jede einen Fisch und nimmt ihn aus, um ihn der Mutter zum Rösten auf den heißen Steinen zu reichen. Die kleinste holt auf Befehl der Mutter den Birkenbesen und säubert den Platz von Schuppen und Fischblasen, die sie in die Kehrichtgrube wirft zu zerschlagenen Markknochen und sonstigen Speiseresten.

Dann werden einige Fische verspeist, und der Rest wird auf Weidenstäbe gesteckt und im Zelte aufgehängt, wo kein frecher Vielfraß sie stehlen kann. Die Buben laufen dann wieder hinaus, um junge Schneehühner zu fangen. Die Mädchen aber setzen sich zur Großmutter ans Feuerchen und helfen ihr warme Winterkleider aus Bärenhaut und gegerbter Rendecke nähen. Die

---

*) Unser nordländisches Wild (Rangifer tarandus) heißt **Ren**, das männliche **Renhirsch**, das weibliche **Rentier**. Die Schreibweise **Renn**, die Brehm gebrauchte, fände Rechtfertigung im altnordischen „hreinn“. Der Name deckt sich aber im Klange mit dem schwedischen „ren“. Englisch rane oder ranedeer, auch rein-deer, angels. hrân oder hrân-deor. In Amerika wird es **Karibu** genannt. Sein Verbreitungsgebiet umfaßt den ganzen Gürtel der hochnordischen Breiten, in Amerika von den Nordgrenzen der Vereinigten Staaten bis zu den Parry-Inseln. Südwärts geht es in Amerika selten unter den 59. Grad nördl. Breite herab; doch sind im Jahre 1856 zahlreiche Rudel bis zum Huronen-See in 47 Grad nördl. Breite herabgewandert. In Rußland reicht das Verbreitungsgebiet des wilden Rens von Novaja Semlja bis hinab nach Kasan, im Uralgebiete sogar bis hinab zum 52. Breitengrade. Es ist bezeichnend für die zurückgebliebene Artentwicklung dieser am meisten südlich stehenden Rener, daß die weiblichen Tiere der Kasanrasse noch kein Geweih haben.

In Island ist das Ren im Jahre 1710 aus Skandinavien wieder eingeführt.

In der letzten Eiszeit reichte das Gebiet des Rens hinab bis an die Seealpen. Dagegen müssen Cäsars Angaben, daß zu seiner Zeit im Herkynischen Walde ein Wild gelebt habe, dem aus der Stirn ein Einhorn entsprungen sei und das ein reich verzweigtes Geweih getragen habe, wie die meisten Mitteilungen dieses Römers in das Gebiet der Fabeln verwiesen werden. Es ist klar, daß mit dem geschilderten Wilde nur das Ren gemeint sein konnte, von dessen Augensprossen häufig nur einer stark entwickelt ist, der dann auf der Mitte der Stirn aufliegt; dies ganz richtig gekennzeichnete Ren war aber zu Cäsars Zeit bereits seit Jahrtausenden aus dem Gebiete Germaniens verschwunden, das Cäsar als das des Herkynischen Waldes bezeichnet. Es war immer nur ein Bewohner der Randgebiete des Inlandeises oder der Eismeere gewesen. Die Renfunde von der Schussenquelle in Oberschwaben beweisen ebenso wie die Höhlenfunde in der Dordogne, daß die Renzeit mit der des Eiszeitmenschen sich deckt. Der Verfasser.

Digitized by Google

Augen der Alten sind noch immer hell und scharf, wenn sie in die Ferne blickt, aber das Einfädeln der dünnen Sehne in das Öhr der feinen aus Rengeweih geschabten Nadel will ihr doch nicht so flink von der Hand gehen wie den Kindern. Wißbegierig schauen diese zu, wie Großmütterchen die Achsel in Vaters neuen Langrock aus weißer Renkalbdecke einpaßt und wie sie den Vorderstoß mit Otter verbrämt. Dann wird ein Frauenrock aus Bärenpelz bewundert, der mit Hermelin gesäumt ist. Dazu das herrliche Gehenk mit glitzernden Seemuscheln. Und dann die eigenen nagelneuen Kleidchen, die Mutter zugeschnitten hat, und die alle noch genäht, und wenn es falsch war, wieder aufgetrennt werden müssen, damit sie weich und bequem anliegen, wenn der Schneesturm wieder um die finstere Felsgrotte braust.

Auch dort oben gibt es jetzt noch viel zu tun! Es muß frisches Heu zur Lagerstätte eingetragen und zuvor der alte Unrat ausgefegt werden. Denn sauber und wohnlich soll der Felsensaal bezogen werden, wenn das Unwetter zur Nebelzeit dazu zwingt. Dann wird vor den Eingang eine Decke gehängt, die nur so viel Luft hereinläßt, um dem Rauche Abgang zu gestatten. Mit fröhlichem Geplauder besorgen Frauen und Mädchen dort oben diesen Dienst. Sie schichten Weidenholz in Bündel auf, schütten Grasheu auf die trockensten Stellen des Höhlenbodens und mustern dabei voller Freude die schönen Malereien, die mit geschabten Stücken von Farberde an den Wänden angebracht sind. Dort ist ein grimmer Bär eingeritzt, dort ein Ren von sechsundsechzig Enden, dort ein langhaariges Mammut mit geschweiften Stoßzähnen.

Noch viel schöner aber ist der große Hordenschmuck, der in einem Höhlenschreine verborgen wird. Kristalle, die wie Eis funkeln in stockfinsterer Nacht, Goldgestein und gelber Bernstein neben blauen Amethysten und buntem Achat. Und dazu Speerspitzen, Äxte und Schaber aus Feuerstein, wie die Jäger sie aus weiter Ferne zusammengeschleppt oder den wollköpfigen Braunen geraubt hatten, die vordem diese Gegend bewohnten, aber weichen mußten, als die helläugigen Langschädel aus Norden einrückten. In ihrer Hand wurde der Schaber und das Steinmesser zum Künstlerwerkzeuge. Sie schnitzten damit aus Knochen oder Mammutzähnen herrliche Tierköpfe und sonstige Verzierungen, die später der nordischen Tierornamentik zum Ausgangspunkte ihrer Entwicklung gedient haben. Diese Lust zur darstellenden Kunst war ja auch verständlich genug bei einem Volke, dessen schöpferische Phantasie durch die Erinnerung an bestandene wilde Gefahren und den Kampf mit tobenden Naturgewalten so stark befruchtet wurde. Die Freude an dieser ursprünglichen Kunst teilte sich selbstverständlich allen Mitgliedern der Horde mit und erklärt die fröhliche Schaulust unserer mit dem Höhlenputze beschäftigten Mädchen. Sorgfältig wird der Schrein nach Besichtigung der Schätze wieder mit der Ste.nplatte verschlossen. Dann werden die gesonnten Häute wieder über die Lagerstätten gebreitet, und singend ziehen die Mädchen in das Zeltlager zurück. Eine von ihnen spielt eine bald eintönig schwermütige, bald schrill klingende Weise auf einer Pfeife, die aus einem Vogelknochen geschnitzt ist, in den Löcher eingebohrt sind.

Digitized by Google

Unten bei den Zelten ist inzwischen reges Leben eingezogen. Die Männer kehren von der Jagd zurück. Voran die Jünglinge mit den zottigen Wolfsspitzen, die Ren und Bär verbellen. Heute gab es für diese treuen Gefährten der Jäger grobe Arbeit, halbtot vor Müdigkeit strecken sie neben den Zelten sich nieder und schlafen, nur zuweilen laut werdend, wenn sie im Traume des wilden Kampfes mit dem Hauptbären gedenken, der mit Steinen nach seinen Verfolgern warf und wie rasend um sich schlug, als er endlich sich stellen mußte. Mit der schweren Steinaxt am Wacholderstiele hat ein Jäger ihn dann erschlagen. Dort tragen ihrer sechs jetzt sein Wildbret herbei. Andere schleppen selbander an Stangen die in Fallgruben getriebenen und dort erschlagenen Renhirsche, deren vielendige Geweihe nun über Rücken und Flanken des Wildes gespannt sind. Der Tag hat reiche Beute gegeben, drüben in den mit Weidenzweigen und Moos verblendeten Eisgruben und bei der Bärenhatz auf dem offenen Moore! Die Hunde haben dort das Eingeweide und den Schweiß des Bären verschlungen. Jetzt werden am Feuer die Rener zerwirkt, und die Schädelschale kreist mit dem frischen schäumenden Blute als feierlichem Trunke.

Alles an dieser köstlichen Beute wird verwertet. Selbst die Därme, die getrocknet und gedreht werden, um leichte Stricke zu liefern. Die Haut wird am Boden angepflöckt und mit dem Hirne eingerieben und gegerbt, die Sehnen werden für die Bogen aufgespart, aus dem Geweih schnitzen Männer und Kinder Harpunen und Angelhaken zum Fischfange, sowie scharfe Lanzenspitzen.

Das Ren ist ihr ein und alles. Sie würden ohne dies Wild zur Winterszeit, wenn der Fischfang durch Eis und Schneestürme unmöglich gemacht wird, verhungern oder gleich dem Vielfraße vom ekelhaften Wildbret der Lemminge leben müssen. Aber der Jäger empfindet dieses Leben als den Inbegriff menschlicher Seligkeit. Sein stolzer Hirsch ist der adelvolle Sohn einer freien Wildnis und er selbst deren gewaltiger Beherrscher. Wird es, ja kann es jemals auf Erden ein herrlicheres Wildnis-Paradies geben als dies hier am Fuß der unabsehbaren Gletscher? — — —

Jahrtausende sind dahingezogen. Die Vereisung hat sich in ihren Folgen als der große Segen für das Land erwiesen. Die Gletscherablagerungen haben den Boden unerschöpflich fruchtbar gemacht. In den Tälern, die zur Gironde und zum Mittelmeer abwässern, funkelt an breitsilbernen Bändern stolzer Ströme der Reichtum üppiger Traubenpracht und lebt die Erinnerung an die reichste Geschichte und die schönsten, verführerischsten Frauen der Menschheit; aus dem Dufte von Jasmin und Rosen flüstern die Lieder der Betran de Borne, Raimund von Toulouse und Richard von Poitou. O, prouvenço, pais dei troubaire, toun doux parla pout pas mouri! Ist nun dort der Traum des Paradieses von Schönheit und Liebe, von Wein und Liedern vollbracht, das Reich irdischer Glückseligkeit erreicht? Es sieht wenig danach aus. Inmitten des üppigen Reichtums einer verschwenderischen Natur steigt aus dem hungernden Magen der Massen der Wahnsinn verzerrter Begehrlichkeit empor!

Digitized by Google



Herde zahmer Rener.
Rangifer tarandus (L.).

Digitized by Google



Oscar Halldin phot. Schweden

Lappen-Rener.
Rangifer tarandus (L.).

Digitized by Google

Oscar Halldin phot. Schweden.

Lappen-Rener.
Rangifer tarandus (L.).

Digitized by Google



Oscar Halldin phot. *Schweden.*

Lappen-Ren im Geschirr.
Rangifer tarandus (L.).

Digitized by Google

In den Höhlen von Cro Magnon und Aurignac aber gruben Gelehrte die Gebeine der Renjäger aus und bestaunten das edele Ebenmaß der Schädel und den hohen Wuchs dieser schönen Nordlandrasse, die mit der Erwärmung des Klimas auswandern mußte, weil das ihr unentbehrlich gewordene Ren vor der lästigen Hitze zurückwich.

Durch das Gebiet des heutigen Belgiens und Niederdeutschlands zogen die Jägerhorden bis zu den kimbrischen und skandinavischen Halbinseln, wo im Moore nun ihre Gebeine vereinigt liegen mit Äxten und Speeren aus Rengeweih. Allmählich, mit der durch den Golfstrom bewirkten Erwärmung, fand der Mensch dort andere Nahrung in den Fischen und Muscheln des Meeres, an Eiern und an dem Wildbret von Strandvögeln, sowie an dem von Hirsch, Reh und Wildschwein. Mit den früher bereits geübten Fertigkeiten schuf er nun dort die neusteinzeitliche Kultur, die sich auswuchs zur Kultur der Menschheit und ihre höchste Blüte erreichte im sonnigen Süden, seiner einstigen Heimat — bis das versklavte Volk der Mittelmeerrasse in seinem germanischen Adel die letzten Reste der abermals erobernd vorgedrungenen Eiszeitrasse ausmerzte und sich nun nicht mehr selbst zu beherrschen vermag.

Das Ren aber, dessen der Mensch nun dort längst nicht mehr bedarf, ist davongezogen zu den eisigsten Grenzen der nordischen Erde!

Trostlos.

Im Norden des europäischen Rußlands ist infolge unausgesetzter Verfolgungen das herrliche Wild bald zur Seltenheit geworden. Am Onega, wo es noch vor einigen Jahren stand, ist es vernichtet. Auch in Sibirien dämmert sein Ende herauf. Im Tobolskischen gelten Rudel von 20 Stück heute bereits als stark; und östlich der Lena und Indigirka lebt das Renwild zwar noch immer in guter Anzahl, aber es ist dank der fortgesetzten Verfolgungen rastlos und unberechenbar geworden.

Dies hat die russische Regierung veranlaßt, die Syrjanen, Samojeden und Jakuten wieder zur Einführung der Zucht zahmer Rener anzuhalten. Aber die Küstenbevölkerung ist bis jetzt zu dieser heilsamen Wirtschaftsweise nicht zu erziehen gewesen. Sie verläßt sich auf den Fischfang und die Jagd. Zur Bespannung ihrer Schlitten genügen ihr die leichter zu ernährenden Hunde.

In Wirklichkeit mag auch der unausrottbare Hang zur Jagd dazu beitragen, ihnen die Haltung zahmer Renherden zu verleiden. Gleichwohl führt diese Unsicherheit des Lebensunterhaltes sie oft genug in bittere Not, der sie keineswegs mit dem stillen Gleichmute der Indianer zu trotzen wissen. — —

Mit Sehnsucht erwarten an allen Furten und Beobachtungsposten Männer und Weiber den großen Herbstzug. Endlich kommt am 10. September die Kunde, daß ein großer Renzug aus der Tundra anrückt auf eine selten betretene Furt an der Beresowa zu. Ein starker Herbstnebel lagert über der steinigen Uferbank. Binnen wenigen Stunden wimmelt es von Leuten, die

Digitized by Google

von einer ergiebigen Jagd sich das Ende ihres Hungers und aller Not erhoffen. Alles wird bereitgehalten, um den Zug der Rener erfolgreich zu empfangen: Kähne und Speere. Aber als das erste Rudel herantrottet, stutzt das Leittier. Hier und dort vernimmt, wittert oder eräugt es einen der unvorsichtigen Jäger, der sich nicht zu verbergen verstanden hat. Mit einem grunzenden Schrecklaute bricht es zurück und führt sein Rudel in die Berge, um von dort aus einen anderen Wechsel nach Süden anzunehmen. Dem ersten Rudel folgt kehrt marsch das zweite und diesem die ganze nachfolgende Schar.

Mit Blicken des Entsetzens und der Verzweiflung starrt die am Flußufer aus ihren Deckungen hervorgekrochene Menge der Jäger und ihrer Weiber den im Nebel untertauchenden Rudeln nach, mit denen ihr alle Hoffnung entschwindet, den nagenden Hunger zu stillen und die kommende Not des Winters zu überstehen. Stumpf und fassungslos stieren die einen in die leere Ferne; heulend ringen andere die Hände. Die Weiber raufen sich kreischend das Haar oder werfen sich fassungslos in den Schnee. Die einen beten, andere reden irre.

„Seid ruhig!" ruft der alte Serjoschka, der auf einem Blocke am Ufer verzückt in die Ferne starrt, „Gott wird uns nicht verlassen!" „Gott wird helfen, Väterchen!" antworten ihm ein paar Weiber. Und baumstarke Männer umarmen sich: „Gott wird uns nicht verlassen!"

„Er wird nicht! Andere Rener werden kommen, Tausende, sage ich euch! Hier ist die Stelle, wo sie kamen, als ich jung war. Ich sehe sie vor mir dort im Nebel. Ich höre sie trappeln. Ich höre, wie sie sich drängen. Erst wollte der alte Leitbock nicht herein in den Fluß. Wie ein Maralhirsch trug er den Kopf, der Stolze! Aber nun ist er drin! Brüderchen und Schwesterchen, nun wird's lustig! Alle drängen sie sich in den Fluß, juchhei! Hundert, tausend, was weiß ich? Geweihe über Geweihe! Und nun drauf in den Kähnchen und niedergestoßen, was die Pokoljuga halten will, der liebe, gute, kurze Speer! Immer rein in den dicksten Haufen! Die tot flußabwärts schwimmen, kriegt ihr. Aber die Besten, hehe, die verwunde ich nur, damit sie das Ufer erreichen können. Die gehören mir! Fangt sie alle für mich auf! O, du liebes Gottchen, man muß aufpassen, daß man nicht gebissen wird von den wilden Tieren und nicht geschlagen von den Strampelnden! Paßt auf, Brüderchen und Schwesterchen! Jetzt könnt ihr salzen und dörren und räuchern und einfrieren lassen, juchhei! Paßt auf und fangt sie alle, die Matten, die Todkranken. Keins laßt laufen! Immer drauf mit der Pokoljuga! Hört ihr, wie sie klappern mit den Geweihen? Seht ihr, wie das Blut das Wasser färbt? Heihei, Brüderchen und Schwesterchen, jetzt wird's lustig!"

Schnalzend und tanzend starrt der Alte in den Nebeldunst hinein, der ihm Bilder aus längst vergangenen Tagen vorgaukelt und immer dichter sich herniedersenkt. Nur die Umrisse der nächsten Steinblöcke treten noch daraus hervor und die Gestalten der am Boden kauernden, vor Todesangst und Hungerqual jammernden Menschen.

Digitized by Google

In trotzigem Ingrimme hält Etukini, ein untersetzter Jakuhire, dem irre redenden Greise die Faust vor die Nase und schreit ihn an: „He, du, was faselst du? Hat Gott dich noch immer nicht verlassen?"

Andere dringen auf den Lästerer ein, um ihn zu beruhigen. Wieder andere, verwilderte Gesellen und wüste Weiber, stehen diesem bei und reizen damit nur noch mehr die Wut der Gläubigen. Knüttel werden geschwungen. Blut und Stöhnen der Niedergeschlagenen vermehrt vollends die Wut der sinnlos gewordenen Menge. Im Nebel erkennt niemand mehr Freund und Feind. Es ist ein Kampf wie von riesenhaften Spukgestalten. Sie fahren einander an die Gurgel, hageldicht fallen die Hiebe. Und die Speere, die zum Niederstechen der Rener mitgenommen wurden, treffen wahllos und blindlings brüllende Männer, verzweifelte Weiber und kreischende Kinder.

Auf dem schwarzen Steine am Ufer tanzt und schnalzt der verzückte Alte und schreit in den sinnlos gewordenen Haufen der Nebelgespenster hinein: „Jetzt wird's lustig! Heidioh, Brüderchen und Schwesterchen! Recht so, immer drauf mit der Pokoljuga! Immer lustig drauf!" — —

Acht Tage später ist die ganze Gesellschaft kreuzvergnügt beim Fischen zusammen: das Eis hält, und die Reusen konnten ausgelegt werden. Die Herbstfische gehen stromauf. Der Fang ist gut, und es gibt zu rösten und zu dörren, daß Arbeit für eine Woche bleibt. Menschen und Hunde schlingen sich satt. Und alles Ungemach ist vergessen.

In Lappland.

Moor, Sumpf und Moränenschutt, farblose Heide. Grau verhangene Fichten, hoch, hoch über Norwegens Fjorden. Und droben blaue Seen, deren Wasser in wilden Sturzbächen hinabstürzt zum Meere, das gegen die Felsbuchten donnert. Hoch droben unter den schneetragenden Bergen die leuchtende tiefe, tiefe Einsamkeit. Nur durchbrochen von dem unaufhörlichen, eintönigen, fürchterlichen Singen der Mücken. Lappland!

Am See drüben das Lager des Berglappen. Es ist „Friede" im Lande, das heißt kein Wolf zu spüren. Gemächlich lassen sich die Rener zum Melkplatze treiben, wo Mädchen und Buben ihnen die Bastschlinge überwerfen und sie dann mit einem Schlage der flachen Hand auf das Euter zum Stillstehen veranlassen. Schale auf Schale füllt sich mit Milch. Dann ziehen die Tiere langsam wieder davon, und die Wächter folgen ihnen. Langsam rückt die Mitternacht heran. Da fahren die Hunde wütend auf, die Rener drängen sich in dichtem Knäuel zusammen, jagen verwirrt hin und her, bis sie die gierigen Feinde wittern. Dann prallen sie entsetzt auseinander und stieben davon. Der Ruf „Wolf in der Herde!" gellt auf. Alles springt vom Lager auf und setzt auf Schneeschuhen den Flüchtlingen und ihren Verfolgern nach.

Der Lappe mag es nicht leiden, wenn er nach der Kopfzahl seiner Herde gefragt wird, und gibt sie niemals richtig an. Denn er fürchtet das Schicksal. Eben noch war er ein reicher Mann und nannte Hunderte von Tieren sein eigen — wer weiß, wie viele er morgen besitzen wird! Denn was der

Digitized by Google

Wolf nicht reißt, wird versprengt. Vielleicht, wer weiß es, wird es gnädig abgehen; vielleicht sieht er nur den dritten Teil wieder!

Ein Teil der Versprengten läuft möglicherweise über die Wiesen der „Ansiedler", hergelaufenen Volkes, das seine Niederlassung gerade an solchen Stellen aufschlägt, die der Lappe auf dem Zuge zum Meere, wo die Tiere ihre Kälber setzen, im Mai mit seiner Herde unausweichbar berühren m u ß. Unzählige Scherereien sind die Folge eines solchen Zusammenstoßes. Gerade der Lappe scheut nichts so sehr als die weiten Reisen zum Gerichte und das endlose Warten und Schwatzen dort, das ja doch immer nur darauf hinausläuft: der Nomade hat unrecht! Er geht dem Ansiedler in Bogen aus dem Wege, schon deshalb, weil er sich nicht einen Tag lang von seiner Herde trennen darf. Denn diese ist es, die seine Wege bestimmt. Ihr zuliebe muß er zur Mückenzeit hinauf auf die eisigen Höhen des Fjeldes, wo er kein Holz zu einem Feuerchen findet. Führt sie ihn zu weit fort von seinen Vorräten, so muß er hungern oder sich von Lärchenrinde nähren. Im Schmutze verkommen, nie gewaschen und verlaust — „selten nur zieht das Tote (der Kamm) das Lebendige aus dem Walde!" — ist er vollständig abhängig von dem herabgekommenen armen Ren, das ihn unstet und flüchtig macht auf Erden. Und doch möchte er dies Hundeleben für kein anderes geben. Mitleidig schaut er hinab auf die Fischerlappen und mit Ekel auf die Ehrvergessenen seines Volkes, die sich zur Dienstleistung an die Normänner erniedrigt haben. Und wenn sein Blick über das wogende „Meer", die Geweihe seiner weidenden Herde blickt, wähnt er, als der einzige Freie auf Erden, sich, wie einst am Fuße der Seealpen die Jäger der Eiszeit, im irdischen Paradiese.

Ruhmreiche Beute.

Es wird Herbst. Die ersten Schneeflocken fallen. Der Berglappe sagt: im Himmel hackt einer, es fallen Späne, doch hört man nichts! Immer kürzer werden die Tage, immer dunkler die nebelbedeckten Nächte, immer schweigsamer die Einsamkeit. Nur der Wasserfall brüllt Tag und Nacht, ohne heiser zu werden. Er weiß immer was Neues! Jetzt mustern die Lappen die Herdentiere aus, die zum Wintervorrate eingeschlachtet werden sollen. Das sei nichts Neues, meint ihr? Aber der Wasserfall raunt doch von ganz Neuem. Lausche nur seinem Übermute! Und ist das nicht neu, daß der alte Saba Klöis diesmal nur die ältesten Stücke heraussucht, kein einziges schmackhaftes Jungstück dabei? Und ist es nicht neu, daß man diese uralten Großväter und Urgroßmütter der Herde anstatt zum Schlachtplatze an den Zelten jetzt weit forttreibt über die kahlen Hochfelder hin, die jeden Tag vom Schneesturme verweht werden können? Und warum ist der alte Berglappe heute noch geheimnisvoller als sonst?

Die anderen sind fröhlich. Kroik und Laula grinsen vor heller Freude, daß ihr gesegnet breit geratener Mund den Ohren guten Morgen sagt. Gebt einmal acht, der Wasserfall hat recht: es gibt was Neues!

Digitized by Google

In Tromsö ist ein Schiff angekommen, von Spitzbergen zurück. Eine Jacht, die reichen Engländern gehört. Sie haben Eisbären und Robben geschossen, aber kein Ren erwischt. Denn die Rener in Spitzbergen mögen die Engländer nicht! Nun möchte Herr John Brown gern hier auf Renjagd gehen und sucht Führer. Der alte Saba Klöis meint, daß ihm geholfen werden müsse. Denn der Lappe ist immer gutmütig und hilfsbereit, namentlich gegen Engländer. Früh am nächsten Morgen steht der Alte schon mit sechsen seiner lieben Kinder am Strande und nimmt die Jäger in Empfang, die in Wickelgamaschen, karierten Knickerbrokers und Gürteljoppen, mit Fernrohrbüchsen bewaffnet, an Land kommen und dann in das Lappenboot übersteigen, das sie zum jenseitigen Ufer des Sees bringen soll, wo der Aufstieg beginnt. Eine tolle Fahrt über den düsteren Bergsee. Nach einem Wasserbade beim Landen, das den romantischen Reiz erhöht, ein beschwerlicher Aufstieg durch die enge Schlucht, über wildes Geröll hinweg. Endlich, nach Stunden, sind die Jäger lenzgepumpt oben und beziehen die vom kundigen Päjok ihnen angewiesenen Warten. Die hohen Steinblöcke bieten wenigstens Schutz vor dem scharfen Winde. Zähneklappernd erwarten die karierten Sportsleute stundenlang mit frommer Geduld das Wild. Mittag ist vorüber, immer noch nichts! Da plötzlich kommt Leben in Mr. John Brown! Ruckweise wächst er hinter seinem Steine hoch. Drüben auf dem Grate, keine zweihundert Meter vor ihm, steht ein alter Hirsch! Bäng! Getrellt bricht der Hirsch zusammen und schnellt mit den Läufen. Bäng! Da hat er noch eins! Doch, was ist das? Nun zieht ein ganzes Rudel herbei, das verwundert auf den Verwundeten äugt. Bäng, bäng! Da liegt schon eins. Jetzt ist auch Mr. Jimmy Brown lebendig geworden. Bäng! Da zieht ein Tier mit krummem Rücken weiter und weidwund davon. Bäng! Ein anderes wankt und schwankt mit Keulenschusse davon. Bäng, bäng! Endlich liegt wieder eins. Bäng! Und drüben bei Jimmys Erzeuger noch eins! Jetzt endlich wird dem „Wilde" die Geschichte zu dumm. Es rast davon. Nicht zurück, sondern durch die Schützenlinie hindurch seinem lieben alten Melkplatze zu, wo es mit freundlichem Grunzblöken von der Herde empfangen wird. Die Kranken versuchen, hinterdrein zu humpeln. Aber da bricht Mr. Browns Sohn und Erbe los und repetiert und repetiert, bis der Büchsenlauf glüht und das letzte Stück zur Strecke gebracht ist.

Die glücklichen Schützen jubeln. Und der alte Saba Klöis schmunzelt. Er kriegt für jedes Stück hundert Kronen und das „Wildbret". Am besten hat ihm gefallen, daß der junge Herr die angekräppelten Stücke noch zur Strecke gebracht hat.

Als das Boot Vater und Sohn mit ihrer ruhmreichen Beute zur Jacht zurückführt, steht am Ufer die ganze Einwohnerschaft des Lappenlagers, Männer, Weiber, Hunde und Kinder und macht in freundschaftlichen Luftsprüngen ihrer Begeisterung für Alt-England Luft. Die Mützen fliegen, die Hunde laufen bellend auf und nieder, und das Geschrei der Weiber und Kinder läßt die Gäste ins Unbekannte verschwinden, aus dem sie kamen.

Digitized by Google

Der alte Saba Klöis aber zählt als Gewisses den klingenden Gewinn und schmunzelt. Und der Wasserfall rauscht, ohne heiser zu werden, die ganze Nacht.

Einbürgerung.

In Alaska wird jetzt das zahme Ren mit Erfolg zur Überlandpost verwendet. Im Jahre 1891 wurden die ersten 16 Stück von sibirischen Tschuktschen gekauft und nach einer Reise von 1000 Seemeilen in Unalaska gelandet. Im nächsten Jahre folgten 175 Stück nach und landeten bei Port Clarence. Die als Lehrer herübergeholten Tschuktschen unterrichteten die Eskimos in der Behandlung der eingeführten Tiere. Sie stellten sich aber bei diesem Unterrichte wenig klug an. An ihrer Stelle wurden deshalb mit hohen Kosten sechs Lappen aus Kantokeino in Finnmarken verschrieben, die mit vier Frauen und vier Kindern im Juli 1894 in Port Clarence anlangten und sich bewährt haben. Nun verbot aber die russische Regierung die Ausfuhr von Renern, die sich bald sehr lebhaft gesteigert hatte. Die russische Regierung befürchtete, daß die Ausfuhr die ohnehin durch Seuchen bedrohten sibirischen Bestände erschöpfen und die Preise verhängnisvoll verteuern werde. Die Bedeutung der Renzucht kann wohl durch nichts so sehr erwiesen werden als durch diesen Vorgang. Die Alaskaner haben sich denn auch nicht beirren lassen. Es sind jetzt etwa 20 000 zahme Rener in Alaska in Gebrauch, und in Dawson City ist ein stark besuchter Ren-Markt. Das Ren leistet am Yukon das Dreifache wie der Hund, der bisher der einzige Gefährte des kühn vordringenden Goldgräbers war. Und es hat vor dem Hunde noch den Vorsprung voraus, daß es fast überall am Wege Moos und Flechten findet, während die Nahrung des Hundes auf dem Schlitten mitgeschleppt werden muß und deshalb einen erheblichen Teil der Ladung ausmacht, der beim Ren fortfällt.

Der Schulinspektor Dr. Sh. Jackson, der im Jahre 1894 die Anregung zur Einführung von Renern gab, hat sich ein großes Verdienst um Alaska erworben. Das von ihm gegebene gute Beispiel wurde dann auch von Labrador befolgt. Der Missionsarzt Dr. W. T. Grenfell leitete dort die Angelegenheit. Man ließ 300 Rener aus Norwegen kommen, die unter der Obhut ihrer Lappen über die Küste verteilt wurden, an der infolge der ruchlosen Metzeleien das Wild-Ren schon auf weite Strecken hin verschwunden ist und als Folge davon Not und Elend unter den Eingeborenen herrscht.

Das **Wild-Ren** hat man in den Adirondacks, dem bekannten Gebirge im Norden des Staates Neuyork, einzubürgern versucht. Die ausgesetzten Stücke waren mit Erlaubnis der kanadischen Regierung aus den Provinzen Quebec und Neubraunschweig bezogen. Nach übereinstimmenden Berichten kanadischer Jäger und Wildheger wurden mehrere Rener, die nach den Adirondacks ausgeführt waren, 1903 in ihren Heimatrevieren wieder angetroffen. Sie waren also zurückgewechselt!

Mit zahmen Renern hat man schon 1805 einen Einbürgerungsversuch in den Steiermärker Alpen gemacht. Und 1878 gab Brehm zu einem neuen

Digitized by Google

Versuche Rat. Er empfahl die Aussetzung eines Rudels von etwa 20 bis 30 Stück Wildrenern. Der Versuch von 1805 war daran gescheitert, daß die Tiere bereits krank ankamen; auch Brehms Rat, an den sich große Hoffnungen knüpften, hat zu keinem Erfolge geführt. Auch in Deutschland sind mehrere Versuche gemacht, zahme Rener auszusetzen. Die Hoffnung, daß diese, wenn sie überhaupt die Bedingungen ihres Gedeihens fänden, bald verwildern würden, war ja berechtigt, da in den nordischen Ländern gelegentlich versprengte Herden-Rener sehr schnell verwildern. Aber die deutschen Versuche scheiterten bald an der unbezähmbaren Wanderlust, die auch dem zahmen Ren noch innewohnt. Im Jahre 1900 wurden vom Oberförster Wendt im Schwarzwalde drei Rener, ein Hirsch und ein Kälberstück, ausgesetzt. Der Hirsch entstammte dem Zoologischen Garten in Basel, während Tier und Kalb in Kopenhagen angekauft waren. Die Tiere gediehen zunächst leidlich, da auf dem südlichen Schwarzwalde in Höhe von 800 Metern aufwärts das Rentiermoos reichlich wächst. Aber die Brunft verlief ergebnislos, da das Tier den Hirsch nicht annahm, was wohl auf das zu milde Klima zurückzuführen sein dürfte. Nach einer Mitteilung des „St. Hubertus" Nr. 47, 1903, soll dem Wilde dann aber die Äsung ausgegangen sein. Es begann deshalb zu wandern und konnte oft in verhältnismäßig weiter Ferne nur mit Mühe wieder eingefangen und zurückgebracht werden. Schließlich sperrte ein Hotelbesitzer die armen Tiere in einen Stall ein, wo sie natürlich erkrankten und bald eingegangen sind. — Ein anderer Versuch wurde im Jahre 1903 bei Preil auf der Kurischen Nehrung gemacht. Es wurde dort ein Ren-Paar aus dem Königsberger Tiergarten ausgesetzt. Anscheinend war das Gatter, in dem sie gehalten wurden, zu eng. Und da im Frühjahr 1904 die Mücken besonders zahlreich und stechlustig waren, so scheint das Tier, das sich ihrer in dem engen Gatter nicht erwehren konnte, an dieser Plage eingegangen zu sein. Der Hirsch hingegen brach aus und zog in richtigem Ahnungstriebe nordwärts. An der Memeler Süder-Spitze wurde er einige Male beobachtet, wie er in die Ostsee hinausrann und dort sich mit wohligem Behagen von der salzigen Flut umspülen ließ. Bei seiner Rückkehr an den Strand wurde er eingefangen und nach dem Königsberger Tiergarten zurückgebracht. — An sich beweist das Mißlingen dieser beiden Versuche nicht die Unmöglichkeit der Einbürgerung von Renern in Deutschland überhaupt. Aber unbedingte Voraussetzung für das Gelingen würde sein, daß man dem ausgesetzten Wilde die nötige Wanderfreiheit gewähren könnte. Und da das Ren in dieser Hinsicht an ganz andere Entfernungen gewöhnt ist, als ihm in Deutschland erlaubt werden können, so besteht geringe Wahrscheinlichkeit, daß seine Einbürgerung hier jemals gelingt. Auch der Versuch, auf den Heideflächen Nordjütlands Lappen-Rener als Wild zu halten, ist kläglich mißlungen.

Auch das Ren ist dem Menschen dienstbar geworden. Aber es hat sich nur widerwillig in dies zur Entartung führende Sklavenlos gefügt. Wo es noch in alter, adelvoller Wildfreiheit lebt, da weicht es vor dem Menschen immer mehr nordwärts zurück. Wenn alles, was atmet, die eisige Moos-

Digitized by Google

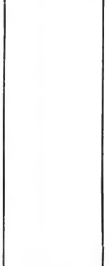
steppe flieht, dann harren noch die Rudel der Tundra-Rener auf ihr aus. Dicht aneinandergedrängt, stehen sie da oder lassen sich, wenn die Wirbelstürme kommen, sogar einschneien, wie die klugen Hunde. Mit seinen Wohnsitzen hat der Mensch die nördlichsten Stände des Renwildes nicht erreicht und wird sie auch nie erreichen. Es bewohnt alles Festland und alle Inseln des Eismeeres, soweit sie ihm nur einige Gräser, Moose und Flechten bieten. Seit Menschengedenken steht es auf den Neusibirischen Inseln. Vom Wrangellande, wo es zur Sommerszeit Ruhe vor Wölfen und peinigenden Dasselfliegen findet, kreuzt es im Herbste über Eis das zwanzig deutsche Meilen breite Meer. Am Kap Tscheljuskin und am Kap Taimyr ist es zu Hause, und Parry fand es auf den sieben Inseln nördlich von Spitzbergen ebenso wie auf den nach ihm selbst benannten Inseln im hohen Norden von Amerika. Im Norden von Grönland ist es häufiger als im Süden und trotzt dort ohne jede andere Deckung, als die der Schnee ihm bietet, den Stürmen des Winters.

Aber auch dorthin folgen ihm die Geldgier und die Schießwut. Wie Innerafrika wird auch der hohe Norden in rücksichtsloser Weise heimgesucht und gebrandschatzt. Ganze Flotten laufen von Tromsö aus, um Jagd zu machen auf Walrosse, Eisbären, Robben, Narwale und Rener. Die Folge dieses Vernichtungskrieges ist, daß ganze Arten unter unseren Augen vom Erdboden verschwinden. Das Walroß, das vor sechzig bis siebzig Jahren auf Spitzbergen und der Bären-Insel alljährlich zu Abertausenden erbeutet wurde, ist dort bereits vollständig ausgerottet. Und das Ren, das vor fünfzig Jahren dort gemein war, kommt jetzt selbst in jenen Gegenden von Spitzbergen kaum noch vor, in denen es nicht gejagt werden darf.

Echtem Weidmannsgeiste graut vor diesem Schießertume. Und darauf beruht schließlich unsere Hoffnung für dies eigenartige Wild. Mag es auch lange währen, bis in Rußland das Verständnis dafür erwacht, daß es eine Ehrenpflicht echter und rechtverstandener Kultur ist, die Wildstände als Denkmäler der heimischen Natur zu schonen — in den germanischen Ländern wird dies Verständnis sicherlich um so entschiedener sich Bahn brechen. Norwegen hat bereits 1901 die Jagd auf das Wild-Ren fünf Jahre lang verboten. Britisch-Amerika und die Vereinigten Staaten haben Schutzgesetze und werden diese gewiß immer besser zur Durchführung bringen. Hoffentlich wird England für international bindende Bestimmungen sorgen, durch die der völlige Untergang der hochnordischen Tierwelt, und insbesondere der des Renes auf Island, verhütet wird! Denn kein Wild der Erde erinnert so sehr wie dies in seinem ganzen Wesen an die Urgeschichte der Arier, die Windzeit, Wolfszeit und Beilzeit der alten Edda!

Digitized by Google





Junger Renbock.



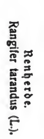
Marie Dmitrijewa-Sulimin phot.

Rener.

Tungusische Rene rasten auf Sachalin unterwegs vor einer tungusischen Hütte.

Rangifer tarandus (L.).

Digitized by Google



A. B. Wilse phot.

Renherde.
Rangifer tarandus (L.).

Jotunheim (Norwegen).

Digitized by Google

Das Reh / Von Fritz Bley

Wild-Weihnachten.

Der Rauhreif hat den Wald umfangen. Die kahlsten Bäume stehen nun mit zierlichem Laube geschmückt, das in seiner moosartigen Form der alten Eberesche hier an der einsamen Landstraße die gespenstige Gestalt einer gewaltigen Bärlappe aus der Steinkohlenzeit gibt. Jeder Seggestengel im Bruche trägt eine daumsdicke Glitzerpracht, jedes Farnblatt ein kristallenes Wunder. Wo der Wind gestern dort auf der Blöße den Schnee auf Haufen gejagt hatte, liegt heute ein banges Todesschweigen über dem Eismärchen, das riffbauende Korallen und urweltliche Fratzen vortäuscht. Selbst das kleine Wässerlein, das aus der warmen Quelle im Eichenberge munter herauszusickern pflegt, hat Eiszacken an seiner Öffnung. Und über dem verzauberten Walde und Felde liegt ein milchweißer zarter Schleierduft, der jeden Ton zu ersticken scheint. Da grollt es aus der Tiefe herauf, wie ein dumpfes, bebendes Heulen, und von drüben, jenseit des Waldes, kommt Antwort in gleichem Tone: die Eisdecken der Seen donnern von Ufer zu Ufer.

Früh ist der kurze Tag zur Rüste gegangen, und über den dunklen Tannen, die unter ihrer funkelnden Prachtlast brechen zu wollen scheinen, zieht das blasse Gesicht des jungen Mondes schon herauf, ehe noch die dunkelrote Scheibe der scheidenden Sonne hinter dem Bruchwalde hinabgetaucht ist.

Von Düsternlanke her klingt es wie summendes Singen, als ob Immen flögen mitten in dieser verzauberten Winterwelt: die Glocken läuten das Christfest ein. Heute wird kein Fensterladen im Dorfe geschlossen. Aus der ärmsten Kate blitzt es auf: hier ein Lichtlein, dort ein Strahlenbündel und im Pfarrhause eine Funkelpracht. Wenn ein paar vermummte Gestalten eintreten, dringt deutlicher der Schall der Hausorgel heraus, dünn und kurzatmig nur und doch so lieb und feierlich in altvertrauter Weise: „Stille Nacht, heilige Nacht!"

In den Gärten des Dorfes haben sich die Vögel zusammengefunden, denen der Rauhreif draußen die Nahrung versagt: Meisen und Baumläufer, Spechte und Finken, Spatzen und Amseln, alle finden sie hier gedeckten Tisch. Hinter den Scheunen picken Hänfling und Haubenlerche auf, was beim Dreschen abgefallen ist, Goldammer und Sperling dringen in die Pferdeställe, und am Futterkohl in den Gärten laben sich Bergfink und Ringeltaube. Auf der Dorfstraße haben die Pferde für die gefiederten Landstreicher gesorgt. Am schönsten aber ist es vor dem Pfarrhause, wo mildtätige Hände allen hergeflogenen Bettelmusikanten einen Weihnachtstisch bereitet haben auf einem großen und schönen Futterplatze, der alles bietet, was ein darbender Vogel

Digitized by Google

in dieser Zeit begehrt: Küchenabfälle und Sonnenrosenblumen, Mohnköpfe, Spießglanz, Hanf- und Kanariensaat.

Auch im Forsthause soll Bescherung stattfinden. Die Försterin hantiert schon seit Nachmittag in der seit gestern geheizten guten Stube herum, und der Hans kann die Zeit nicht erwarten, bis es dunkel wird. Die Liese, sein Schwesterchen, ist verständiger und mit acht Jahren schon selbst wie ein kleines Mütterchen. Sie hat ihre Puppen aufgebaut und läßt das jüngste Brüderchen damit spielen. Ihre schönste Puppe fehlt ihr seit einiger Zeit; der Hans hatte sie ihr zerbrochen, als er dahinterkommen wollte, wie es zugeht, daß sie „Mama" sagt, wenn man sie drückt. Jetzt hat der Flachskopf seine Stirn an die Fensterscheibe gepreßt und bläst Löcher in die Eisblumen; da springt er auf, und draußen erschallen schwere Tritte. Der Vater kommt, und die Kinder eilen ihm entgegen. Hans holt ihm den Rock vom warmen Ofen, und Hektor, der braune Kurzhaarige, hat schon den Stiefelknecht angebracht. Kaum ist der Förster in die behaglichen Hausschuhe geschlüpft, da klingelt im Weihnachtszimmer das Christkindchen, Mutter öffnet die Tür und nimmt ihren Jüngsten auf den Arm, dessen Bäckchen so rot sind wie die Borsdorfer Äpfelchen an dem funkelnden Tannenbaume. Schüchtern und linkisch treten Jochen, der Knecht, und Stine herein, um in die helle Lichterpracht zu starren. Da stimmt Mutter an, und der Förster fällt im Basse ein, die Kinder mit hellen Stimmen dazu: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Jochen singt fleißig mit und Stine auch, aber ihre Blicke schielen nach der Schürze, die dort die Geschenke für sie verbirgt. Dann geht es ans Bewundern der Gaben, die das Christkindlein beschert hat. Hans hat mit einem Blicke die Sachlage erfaßt: die Armbrust dort ist für ihn! Die hat ihm Meister Vollrath geschnitzt und den schönen schwarzen Adler auf der Vogelstange dazu! Hei, wie die Fittiche von Schaumgold funkeln, das ist fein! Die Liese herzt und küßt ihre alte Puppe, die wieder „Mama" sagen kann, wenn sie geknutscht wird, auch das ist Vollraths Geschenk. Und die Försterin findet einen neugebundenen Doppelkorb von Wurzelgeflecht mit Klammern und Knebeln zu den Pfählen auf dem Trockenplatze, die der Alte auch ihr neu zurechtgemacht hat. Jochen und Stine und selbst der Förster: jeder sieht sich beschenkt.

„Wenn der Meister doch nun kommen möchte!" meint traurig die Försterin. Aber der Gatte wehrt ihr ab. „Du kennst ihn doch. Laß ihn nur; er findet sich schon zum Abendbrote ein!" — —

Draußen auf der Landstraße feiert der Alte sein Weihnachtsfest. Vor Jahren sind Weib und Kind ihm gestorben, damals, als er als Regimenter für das große Holzhandelshaus in der Bukowina war. Schönes Geld hatte er da verdient, aber zu Neujahr kriegte er die Nachricht, daß seine Kinder am heiligen Christabende beide an der Bräune gestorben seien. Und dann legte sich auch sein Weib. Jetzt schmückt er fremden Leuten den Weihnachtsbaum und schnitzt deren Kindern Spielsachen. Seit Jahren lebt er als Holzmeister hier und ist im Forsthause unentbehrlich. Alt und steif ist er drüber geworden und hat fast vergessen, wie einsam er ist. Aber in der Weihnachtsnacht, da kommt es immer über ihn, und er mag keinen anderen Christ-

Digitized by Google

baum mehr sehen als den, den unser Herrgott am nächtigen Sternenhimme' aufblitzen läßt. Heute will auch der nicht scheinen; die bange Not liegt über der Welt! Seit heute früh ist der alte Andres Vollrath durch den verschneiten Wald gestapft, um nach seinen vielen Kindern draußen zu sehen. Am Bodensteine hat er die Holzfuhrleute dazu beredet, ein Stück Heidekraut frei zu pflügen. Dann hat er dort eine warme Quelle aufgeeist, damit den Rehen die Brunnenkresse nicht versagt, die dort wächst. Am Südhange der Eichenworth und am Steinholze hat er zwei Stunden lang sich plagen müssen, um Himbeer- und Brombeerranken freizulegen. Und dann ist er noch an der Schonung beim Düstern Winkel gewesen, um den Sauen einen Rucksack voll Kartoffeln zu bringen. Denn die armen Luder haben es zu solcher Zeit am schlimmsten; sie reißen sich das Gebrech wund, wenn der Boden steinhart gefroren ist. Und wenn sie schließlich gar nicht mehr brechen können, so gehen sie elend ein oder werden zu Mördern an kümmernden Rehen. Erst vorgestern hörte Meister Vollrath einen Spießbock klagen, und gestern fand er, was die Sauen von dem armen Japper übriggelassen hatten: ein paar flauschige Stücke der Decke und die Läufe, um die sich krächzende Krähen stritten.

Es ist dem Alten ganz recht, daß es Abend wird, ehe er heimkehrt ins Düsternlankesche Forsthaus. Das Wild im Walde bringt ihn auf andere Gedanken. Was hilft es denn auch, ewig hinter Verlorenem herzuträumen? Hier sind so viele, die den alten Vollrath brauchen! Ja, ja, an solchen Tagen, da kann man es lesen im Schnee, wie es steht um des Herrgotts Wald und Wild! Mit den Rehen geht es noch! Sie plätzen im tiefen Schnee. Solange der trocken ist, hat es keine Not. Da haben sie es warm in ihrer straffen Decke. Äsung finden sie im Kiefernwalde an Heidelbeeren und Heidekraut. Das hält mit seinem Bitterstoffe den Magen warm und gesund. Wo immer im Walde ein mastgebender Baum fortkommen mag, eine Roßkastanie, Elsbeere, Eberesche oder am Rande ein Haselbusch, Holunder oder Weißdornstrauch, da hat ihn auf Vollraths Bitte der Oberförster geschont. Was schadet es denn auch, daß man die alte Heideneiche am Bodensteine schützt?

Ihr hohler Stamm, der den Waldkäuzen zum Nisten dient, würde kaum ein paar Klafter schlechtes Brennholz liefern. Aber ein um das andere Jahr schüttet sie reiche Mast, die Sauen, Rehen und Hirschen über den Winter hinweghilft. Und was der Häher verschleppt und aufzunehmen vergißt, begrünt den Wald mit jungen Zukunftsstämmchen. Und die Wildäpfel und die Buchen! Die Nützlichkeitsfexe wollen sie ausrotten, aber der verständige Forstmann schont sie um seines Waldes willen, den er ohne Wild sich nicht denken mag. Dazu finden die Rehe durch Vollraths Fürsorge stets gefällte Laubhölzer, etwas saftige Kresse und rechts drüben auf dem Felde etwas Roggensaat — weiter brauchen sie nichts. Dürrlaub von Eichen, Birken, Espen und dergleichen tut ihnen auch wohl. Aber sie müssen danach Wasser schöpfen können. Der alte Waldgänger schüttelt den Kopf darüber, daß es sogar Forstmänner gibt, die das Trinken des Rehes selbst zur Winterszeit bestreiten. Nun ja, solange sie viel grüne Saat haben, geht es zur Not auch derohne ab. Aber bei Dürrkost müssen sie sich tränken. Schnee lecken sie

Digitized by Google

nur im Notfalle. Die zertretenen Stellen um die warme Quelle unter dem Bodensteine herum zeigen ja deutlich, wie gern Dollraths Lieblinge diese Erquickung mögen. Vom künstlichen Futter hält der Alte gar nichts. In der gräflichen Jagd in Wundshagen, wo Dollrath zuweilen seinen alten Freund, den Waldwärter, besucht, läßt der Pächter, ein reicher Berliner, füttern, als ob er eine Herde Schafe dort ernähren müsse. Die Wirkung ist lediglich, daß das Rehzeug den ganzen lieben langen Tag an der Fütterung herumsteht und steif und müde wird, wenn strenge Kälte kommt. Da kann keine Art gedeihen. Mit Vergnügen hat der Alte heute das Hin und Her der vielen Widergänge seines Wildes gesehen und beobachtet, wie hurtig der alte stramme Bock über Stock und Stein gehen konnte, den er im Bruchwalde aus dem Bette auftat. Den kennt er schon lange: das ist der starke Achtender! Jetzt freilich hat der Bock erst Wülste auf dem Kopfe. Aber dies ist sein Lieblingsstand und die grobe Stimme, mit der er abgehend schimpfte, bestätigte ihn.

Im Sommer ist er ein versteckter alter Schlauberger, der „Herr Geheimrat!" Aber jetzt fühlt er sich sicher. Von der Art sind mehrere hier im Revier und könnten noch mehr sein, wenn nicht das verdammte Pantoffelmacher-Dorf dort drüben läge mit den Wallonen, die der Alte Fritz dort angesiedelt hat. Ein Kerl lebt dort in Franzwalde, ein gewisser Monkschoah, der ist mit einer Rolle Schlingendraht auf die Welt gekommen und kennt alle Wälder auf zwanzig Meilen im Umkreise wie seine Hosentasche. Für die Sorte müßte der Alte Fritz seinen Krückstock hiergelassen haben. Aber davon will heutzutage keiner nichts mehr hören! Na, der alte Dollrath weiß Bescheid, und seine kleine „Molly", die Wachtelhündin, paßt auf. Die hat schon ein paarmal dringesessen in Monkschoahn seinen Drähten. Einmal hätte sie beinahe in einer Rehschlinge ihr Ende gefunden. Jetzt kennt sie die Geschichte und verbellt jedes verdächtige Stück Draht. Wenn man den Kerl doch ein einzigesmal erwischen könnte!

Meister Dollrath kennt seine schabbelbeinige französische Spur ganz genau. Wenn man sieht, wie der auswärts tritt, merkt man gleich, daß er einen Nagel im Kopfe hat. Aber jetzt bei Schnee läßt der durchtriebene Schlingel sich nicht spüren. Desto mehr weiß der Wald jetzt von Reineke zu erzählen, der die ganze Nacht herumstreift und auch gern ein Rehkitz nimmt, wenn er es erwischen kann. Er nimmt auch mit Schlechterem fürlieb. Dort ist er hinter den Holzfuhren hergeschnürt, um an duftenden Roßäpfeln sich zu laben. Und dort hat er eine Maus aus dem weichen Schnee gebuddelt!

Oben am Steinholze stehen zahlreiche Rehwechsel hinaus auf das Feld und zum Walde zurück. Auch Rotwild zieht nachts dort zur Äsung auf die Roggensaat. Der schadet es nicht. Sie steht schon kräftig, trotz des trockenen Herbstes; der steife Lehm hält seine Frucht. Da ist der Tisch für alles Schalenwild gedeckt. Auch „Dolchspieß", der starke Rehbock, tritt dort aus. Er ist im Sommer dunkelrot und im Winter am Rücken nahezu schwarz. Seine Mutter war eine rote Ricke, aber sie setzte ab und zu fast schwarze Kitze, obgleich niemals hier schwarzes Rehwild eingeführt ist. Ihre Abkommen kennt

Digitized by Google

man schon daran, daß ihnen die weißen Makeln an den Lefzen fehlen. Dollrath meint, diese Rasse sei von jenseits der Elbe hergekommen und sollte eigentlich nicht geduldet werden.

Zuerst hatte das schwarze Wild seinen Hauptstand in der Grafschaft Schaumburg, im Walde von Haste, wo man um seinetwillen die roten Rehe abgeschossen hat. Ein zweites Stammrevier ist dann im Hannöverischen bei Dannenburg die Lucie. Von da aus hat das schwarze Wild sich durch das ebene Land verbreitet bis nach Ostfriesland, Oldenburg und ins Münsterland hinein und diesseits der Elbe in die Altmark. So geht das mit Absonderlichkeiten, die der Mensch aus Liebhaberei unterstützt, obwohl sie doch eigentlich gegen die Natur sind! Denn die will doch offenbar das Reh rot haben, nicht aber schwarz oder gar weiß mit roten Lichtern, wie die Stallkarnickel! Aber es gibt zu viele Jäger, die an derlei Spielarten einen Narren gefressen haben und die schwarzen oder weißen Böcke wie ihre Augäpfel hüten. Natürlich vermehrt sich das Rackerzeug dann, obgleich die weißen sowohl wie die schwarzen geringer sind als die in voller Kraft strotzenden dunkelroten Böcke, wie der „alte Geheimrat" im Bruchwalde. Dieser alte schwarzrückige „Dolchspieß" hier ist überhaupt ein Taugenichts! Der muß fortgeschossen werden, sobald er wieder seinen Aufsatz blank gefegt trägt. Denn mit seinen kräftigen zurückgesetzten Spießen ist er zu gefährlich für alle Böcke mit gut veredten Gehörnen. Der reine Mörder! Keinen Spießbock duldet er im Sommer in seiner Nähe, geschweige denn einen guten Mittelbock. Der muß fort!

Auf der Höhe der Saat ist der Alte spät nachmittags an einer Eberesche an der Landstraße stehengeblieben und sieht durch sein Nachtglas den Rehen zu, die dort, schon vom ersten Mondlichte umflossen, äsen. Dort der alte stramme Bock, der alleweile den Spiegel ausspreizt, das ist der mißtrauische „Dolchspieß". Jetzt äst er ganz verträglich neben zwei guten Mittelböcken und einem Dutzend Ricken mit ihren Schmalrehen und Kitzen. Welch ein Bild des Friedens, Alterchen! Schau her, das sind deine Pfleglinge! Die Leute im Dorfe sagen: deine Kinder! Na ja!

Da tönt das Abendläuten vom Dorfe herauf, und der Alte muß an den Heimweg denken. Langsam schreitet er dem Forsthause zu. Als er den Waldsaum erreicht, schrecken dort Rehe: Böb, bööb — böb, böb! — baa — u!" Die Sauen kommen! Heute finden sie im Düsteren Winkel gedeckten Tisch und können die Rehe in Ruhe lassen.

Friede auf Erden — hier draußen im Walde gibt es keinen Frieden! Da ist jeder des anderen Feind, und die Natur selbst führt gegen ihre Geschöpfe einen grausamen Vernichtungskampf. Jetzt im Winter zumal, wo alle schwache Kreatur in Todeswimmern zusammensinkt. Muß da noch der Mensch zum Raubzeuge werden an dem armen Wilde? Jetzt, wo die Sonne mittags kaum über den Himmelsrand lugt, um gleich wieder hinter bangem, bleichem Dunstschweigen blutrot zu versinken? Wo die Tannen unter ihrer Schneelast stöhnen und das einsame Herz sich so schwer fortschleppt wie die graue alte Nebelhexe, die alles bißchen Menschenglück aus der Welt gejagt hat!

Digitized by Google

Wegemüde ist der Alte stehengeblieben und lauscht tief hinein in das bleiche funkelnde kalte Winterleben. Da weckt Hundegebell vom Forsthause her ihn aus seinem Sinnieren.

Eine Stunde später sitzt er am warmen Ofen und fühlt sich von weichen Kinderarmen umschlungen und zeigt dem Hans, wie man die Armbrust spannt und die Bolzen auflegt.

„Zeigen Sie ihm doch nur ja, Meister, wie man die Sehne entspannt, damit er kein Unheil anrichtet!"

„Aber Mutter!" ruft der kleine Jägersmann, und er wirft ihr einen vernichtend vorwurfsvollen Blick zu.

Nachwintersnot.

In diesem Winter wollte der Schnee kein Ende nehmen. Als der Spielhahn Ende Hornungs seinen alten Balzplatz zwischen den Erlenbrüchen und der Kiefernschonung besuchte, strich er enttäuscht wieder fort: da lag der Schnee zwei Meter hoch und weich zum Versinken. Da soll ein Spielhahn die Leier hochnehmen und tanzen — er dankt bestens! Der Kiebitz wäre im März gerne gekommen, um am Rande des Bruchgrabens wieder bei Schaftheu und Krötenbinse sich häuslich einzurichten. Aber ein ausgesandter Bote kam mit klagendem „Pfuui-pfuui!" nach Ungarn zurückgeflogen, wo die Sippe auf besseres Wetter wartete, und riet von der Reise ab. Kein Adebar klapperte zur gewohnten Zeit auf dem Scheunendache des Forsthauses und kein Reiher stolzierte wie sonst um diese Zeit durch das hohe Welkrohr am Klaren See oder über das faulige Ufergenist an der Düsteren Lanke. Kein Haubentaucher, keine Rohrdommel ließ sich hören, keine Lerche stieg jubelnd in die Luft. Statt dessen gingen die weißen Flocken auf die eisharte Erde nieder, unaufhörlich in unerbittlicher Fülle.

Nur unter Mittag brach die bereits hoch am Himmel stehende Sonne durch, und das war das Schlimmste. Sie leckte an der Schneewand, zu wenig, um sie zum Schmelzen zu bringen, aber gerade genug, um eine Kruste zu bilden, die dem armen Wilde, insbesondere den Rehen, die Läufe wund schnitt. Dann heulte der Südwind auf, und man meinte schon: nun würde er den Frühling bringen. Aber er drückte den Schnee nur zu nassen Schichten zusammen, die dann nachts desto fester froren. Dann wieder schwerer Schneefall mit langsam und senkrecht herabtanzenden fünfzackigen großen Sternen. Wieder tauiges Wetter, dem wieder dann Blackfrost folgte. „Des Satans Zuckerbäcker bäckt Baumkuchen!" wetterte der alte Vollrath, als er am Grabenrande die anstehenden Streifen dieser Eislagen sah.

Und doch war das noch nicht das Schlimmste. Seine Rehe, die den strengen Winter so gut überstanden hatten, kamen auch über den Wundfrost hinweg. Aber dann kam die schwere Zeit der Ricken und die Zeit, in der der Bock sein Gehörn*) fegen sollte. Da griff die Ostermondsonne und die

*) Ob Gehörn oder Geweih für den Kopfschmuck des Rehbockes die richtige Bezeichnung sei, ist in letzter Zeit viel erörtert. Die alten Schriftsteller hatten durchweg den

Digitized by Google

Maisonne mittags kräftig zu, und hob die jungen Pflänzchen im Boden. Aber immer, immer wieder bis tief in den Mai hinein kamen die Nachtfröste, die alles Leben erstickten und keine Wiese zum Grünen kommen ließen. Lange noch wird der Landmann von dem Frühlinge sagen und länger noch der Jäger und Heger. In den herrlichsten Wildbahnen sank das Rehwild infolge von Darmkrankheiten entkräftet nieder, weil die Verdauungswerkzeuge durch die schwere Äsung des langen Nachwinters geschwächt waren und die saftreichen Junggräser nicht vertrugen. Auch böse Schmarotzer setzten ihm in dem naßkalten Frühjahr schlimm zu. In Wundshagen hatten alle Rübenschnitzel und Kalkpülverchen die Rehe nicht vor Leberegel, alle Kupferleckteine nicht vor Lungenwurm zu schützen vermocht. Die von der Lungenwurmseuche befallenen Stücke magerten ab, und in den zahlreichen Gefallenen fand der alte Waldwärter Wasseransammlungen in der Brusthöhle und im Herzbeutel, sowie ganze Klumpen der weißgelben Fadenwürmer in der Luftröhre. Selbst der alte Vollrath hatte seine liebe Not mit dem Rehzeuge. Es stand oder saß noch im Mai matt und müde herum. Der Haarwechsel schleppte sich bis über den Juni hinaus hin, die Engerlinge der Dasselfliege

---

Ausdruck Gehörn im ausgesprochenen Gegensatze zu dem Geweih des Hirsches gebraucht. So Hans Friedrich von Flemming in „Der vollkommene Teutsche Jäger“, Heinrich Wilhelm Döbel in seiner „Neu eröffneten Jägerpractica“, Georg Ludwig Hartig im „Lehrbuch für Jäger“, Dietrich aus dem Winkell im „Handbuch für Jäger“. Sie taten recht daran; denn Horn, gotisch haurn, ist der ursprünglich für den Kopfschmuck a l l e r Hirscharten gebrauchte Ausdruck. Dafür spricht der Monatsname „Hornung“, vom Abwerfen der Geweihe, der Ortsname „Hirschhorn“ in der Nähe von Heidelberg, das angelsächsische „hornsele“ für den mit Geweihen geschmückten Festsaal. In neuerer Zeit ist es aber w i s s e n s c h a f t l i c h e r G e b r a u c h geworden, den Ausdruck Horn für alle aus Haarstoff gebildeten und bleibenden Kopfwaffen der Hohlhörner, also die der Rinder, Antilopen, Schafe, Ziegen usw., dagegen Geweih für den aus Knochenstoff gebildeten und alljährlich abgeworfenen Kopfschmuck der Hirscharten zu gebrauchen. Bevor man dies selbst für den wissenschaftlichen Gebrauch als unumstößlich und allgemein gültig richtig erklärt, müßte bewiesen werden, daß n i c h t tatsächlich das Wort „Geweih“ nur dem schweren Hirschgeweih im Gegensatze zu dem leichteren Rehbocksgehörne zukommt. Von welcher Wurzel das neuere Wort Geweih stammt, ob vom Gotischen „veigan“ (sprich wigan) = kämpfen, ahd. wic = Kampf, wigen = kämpfen oder aber von mhd. „wëgen“ = wiegen, was angesichts der Nebenform „Gewicht“ eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat, ist schwer festzustellen. Unsere besten Kenner, wie Grimm, Kluge und Weigand, dessen eigener Name (wigant = Krieger) davon berührt wird, erklären sich für die erstere Bedeutung: Geweih = Kampfwaffe. Im einen wie anderen Falle wird aber das Wort nur dem „schweren“ und als „Kampf“-Waffe geeigneten Geweih des Hirsches als Ausdruck besonderer Wertschätzung im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Gehörn des Rehbockes gebühren — ganz im Sinne unserer alten genannten Jagdschriftsteller. Mit dem „wissenschaftlichen“ Anspruche auf das Wort „Geweih“ für den Rehbock ist es also windig bestellt, zumal mit keiner Silbe das Wort „Geweih“ ausdrückt, daß es aus Knochenstoff im Gegensatz zu dem Haarstoff der Rindshörner besteht! Beachtenswerter ist dagegen die Tatsache, daß in Süddeutschland mundartlich Geweih und Gewichtl für den Rehbocksaufsatz gebraucht wird. Also lassen wir den Süddeutschen ihr „Gewichtl“ und „Rehgeweih“ und den Norddeutschen ihr „Rehbocksgehörn“. Jene gebrauchen ja auch „Luser“ und diese „Gehör“, ohne daß dies bisher einen vernünftigen Menschen gestört hätte. Rühren wir überhaupt nicht aus Sucht nach Allesgleichmacherei an dem Reichtume unserer Mundarten! Die deutsche Weidmannssprache aber soll nicht nur der Jägerwelt unantastbar sein, sondern der Gesamtheit unseres Volkes. Denn sie beruht auf Überlieferungen, die bis auf die Skalden zurückreichen, und auf die „heimliche Acht“ der „Zwiesprache“ im H o r n s a a l e der Ahnen! Also Hände weg! Der Verfasser.

Digitized by Google

fielen erst im Mai aus und plagten das Wild weit mehr als in guten Jahren, und die Rachenbremse trat geradezu als Seuche auf. Noch im Juli husteten zahlreiche Stücke, und viele gingen unter elenden Qualen ein, denen die abscheuliche Larvenbrut den Drosselknopf so fest umlagerte, daß sie ersticken mußten. Am meisten waren die Ricken zu beklagen, die, stark entkräftet, ihre Kitze kaum ernähren konnten und zu ihrem eigenen Unterhalte in den schwersten Tagen noch keinen grünen Halm zu finden vermochten. Oft mußten sie weithin zur dürftigen Äsung auf das Moor ziehen, wo die ersten Weidenröschen und Wollgräser aufsproßten. Dann mußten sie derweilen die schwachen Kitze lange Zeit allein lassen, von denen manches dem bösen Reineke oder dem Marder zum Opfer fiel. Aber schließlich wurde auch diese Not überstanden. Der Winterroggen, der in dem dürren Herbste zum größten Teile nicht hatte keimen können und trocken im Boden geruht hatte, lief nun im Frühjahre auf. Und wenn diese Spätlingskörner auch dem Landmanne nur taube Ähren brachten, so gaben sie doch dem Wilde eine willkommene Äsung ungewohnter Art. Und schließlich gab es einen Sommer mit Regen, Regen und Regen ohne Ende — einen „grün angestrichenen Winter", wie der Pächter von Wundshagen meinte, — der den Rehen den Tisch deckte. Die Kitzen in ihrem gefleckten Jugendkleide folgen nun den Ricken in die trocken gelegenen Stangenhölzer und von dort abends und morgens auf die saftigen Felder. Dort scherzen sie und tummeln sich, sooft nur ein spärlicher Sonnenschein das trübgraue Pladderwetter durchbricht. Und wieder steht eins da in drollig altkluger Haltung, den Windfang in die Luft gestreckt, als hätte der Kiek-in-die-Welt für die Sicherheit von Mutter und Schwesterchen zu sorgen!

Leise rieseln die Blüten des Faulbaumes auf ihn hernieder, und die Himmelsschlüsselchen duften zu ihm auf. Es ist, als ob der Wald all seinen Liebreiz über den kleinen Schelm ausschütten möchte, der so fröhlich in das Leben hineinspringt und dessen Zukunft doch von so vielen Gefahren bedroht ist!

Die Böcke.

Den Böcken ist es im Forste von Düsternlanke während des harten Winters verhältnismäßig besser ergangen als den Ricken. Freilich ist mancher Schwächling eingegangen und auch mancher starke Bock, der an Wunden kümmerte. An der Heideneiche stand ein alter Bursche mit griesgrauem Grind, der im Herbste frühzeitig sein knuffiges Sechsergehörn abwarf. Damals schon ging es ihm schlecht. Im Sommer hatte er auf den Nachbarfeldern einen Wildbretschuß gekriegt, in dem die blauen Schmeißfliegen brummend ihre Eier ablegten, die sich schnell zu Maden entwickelten und eine böse Entzündung der an sich leichten Wunde hervorriefen. Alles Lecken und Kühlen im Seewasser half da nicht, die Maden wühlten sich nur um so tiefer in die Wunde hinein, und als der böse Nachwinter kam, war es um den guten Bock geschehen, und der Fuchs fand unweit seines Gehedes gedeckten Tisch. Ein geringer Kitzbock war eingegangen, als der Raps, an den er sich gewöhnt hatte, im März eine Eisdecke kriegte, die er nicht mehr mit den

Digitized by Google





M. Behr und Stephainsky phot. Wendisch Langendorf, Juni 1909 und Tillowitz (O.-Schles.), Mai 1909.

Junge Rehkitzchen. Das untere zwei Tage alt.

Capreolus capreolus (L.).

Digitized by Google







M. Steckel phot. *Oberschlesien 1908.*

Deutsches Rehwild.

Oben: Kitzgeis mit Kitz vor einer Kiefernschonung. Mitte: Kitzbock und zwei Ricken flüchtig über das Feld. Unten: Ein Sprung Rehe auf dem Feld äsend.

Capreolus capreolus (L.).

Digitized by Google



R. Borrmann phot.

Fürstbischöfl. Forstrevier Waldenburg (Österr.-Schles.), März 1909.

Rehwild an der Fütterung.

Capreolus capreolus (L.).

Digitized by Google





M. Steckel phot. *Slawentzitz und Klein-Ellguth (O.-Schles.), Februar 1909.*

Oben: Deutscher Sechserbock und Ricke. Unten: Deutscher Sechserbock im Bast, sichernd.

Capreolus capreolus (L.).

Digitized by Google

Schalen zu durchbrechen vermochte. In Wundshagen waren mehrere, die sich an das dortige Trockenfutter gewöhnt hatten, verdurstet, als alle Quellen zufroren. Die anderen hatten Not und Plage überstanden. Aber freilich, wie! Ihrer Haut sah man noch im Juni die überstandenen Unbilden des Winters an, und die Gehörne waren zum Erbarmen. Der gute Bock in dem „Teufelsporst", der früher ein dunkeles perlenreiches Geweih mit gut veredten Enden trug, läuft dies Jahr mit anderthalb jämmerlichen Stangen herum, da die schwammige, schlecht verknöcherte linke ihm abgebrochen ist. Anderen ist das Wachstum der Stangen schließlich ganz ausgegangen und sie tragen auf guten Rosen verkümmerte Korkzieherstangen oder dünn auslaufende faselige Spieße. „Dolchspieß" macht seinem Mördernamen dies Jahr noch mehr Ehre wie zuvor, sein Gehörn ist kürzer als andere Jahre, aber dicker an der Wurzel und die Spießenden noch spitzer als sonst. Die schlechte Zeit hat den schwarzen Burschen noch mürrischer und einsiedlerischer gemacht, als er vordem war. Dem „alten Baron" am klaren See, dem der Grünheidensche alte Herr einmal auf zehn Schritt eine Kugel am Geöhr vorbeigesengt und damit zu seinem Namen verholfen hat, sind dies Jahr die weichen und brüchigen Stangen über den Rosen zu einem dicken Wulste zusammengewachsen. Das hohe Sechsendergehörn des starken Bockes am Eichberge hat dies Jahr auch längst nicht den kräftigen Wuchs wie in früheren Jahren. Kurzum: der Oberförster hat beschlossen, in diesem Jahre überhaupt keine starken Böcke schießen zu lassen und nur Knopfspießer und erweislich alte Gabler auf die Decke zu legen. Nur mit „Dolchspieß" soll eine Ausnahme gemacht werden: wohlverstanden, wenn man ihn erwischt! Von dem einzigen Bocke, der selbst in diesem Jahre einen guten Aufsatz trägt, spricht wie gewöhnlich niemand. Aus dem einfachen Grunde, weil „der alte Geheimrat" sich längst unsichtbar gemacht hat. Daß er noch lebt, beweisen freilich die dicken Fegebäume, die er bis zu Meterhöhe blitzblank poliert hat. Aber ihn selbst und sein reichgeperltes, in weißen Enden funkelndes Prachtgehörn hat dies Jahr noch niemand gesehen. Tagsüber steckt er in Bruch und Röhricht und nur an dem groben Schalle der schimpfenden Stimme erkannte neulich der alte Vollrath in der Vollmondsnacht den von dem jungen Klee her abspringenden starken Bock als seinen alten Freund. Aber Vollrath verrät ihn niemandem. Er wird sich schön hüten! Etwa damit ein Schneider an der Stelle des starken Bockes auf dessen Brunftplatz träte?

Der alte Bock ist auf der Höhe seiner Kraft. Vollrath kennt ihn schon seit neun Jahren. Elf Jahre hat der Bock also gewiß! Und der alte Mann muß darüber lachen, wenn jetzt gelehrte Professoren behaupten wollen, daß der Rehbock zwischen fünf und sieben Jahren die Glanzzeit seines Lebens habe. In Revieren, wo man seit Jahren auf Frühreife hingezüchtet hat, mag das zutreffen und bei Päppelfütterungen auch! Aber in einem vernünftig gehaltenen Walde mit guten Weichhölzern, Mastbäumen und Stauden muß ein guter Bock, wie Vollrath scherzend sich ausdrückt, „konfirmiert", das heißt vierzehn Jahre alt sein, ehe er den Höhepunkt in seiner Gehörnbildung verläßt. Da lebt in Hinterpommern ein junger Oberförster, bei dem Voll-

Digitized by Google

rath früher Holzmeister war, ehe er für das Holzhandelshaus nach dem Buchenlande ging. Als der sein Revier übernahm, gab es dort keinen einzigen „Kapitalen", obwohl die Böcke gute Anlage hatten. Aber der verstand seine Sache. Er ließ nichts als Schneider und Kümmerer schießen und schonte jeden Zukunftsbock bis zum zehnten Jahre. Herrgott, die Mordsgehörne! Der Oberförster kriegte Krach mit allen seinen Vorgesetzten, weil jeder zu ihm kommen wollte, um starke Böcke zu schießen, er aber keine hergab, weil er behauptete, daß sie immer noch stärker würden bei sorglicher Pflege. Und sie wurden immer noch stärker, und von dorther hat Dollrath den Ausdruck von den „konfirmierten Böcken". Der „alte Geheimrat", das ist so einer; der wird immer noch besser! Es wäre eine Sünde und Schande, den abzuschießen, noch dazu in diesem Jammerjahre! Und die Widergänge, mit denen der alte Schlauberger seinen Standort und seine Fährte zu verhehlen weiß! Zuweilen hört man ihn im Röhricht des Sees planschen. Aber nie spürt man ihn am weichen Ufer. Er setzt in schlanker Flucht bis mitten ins Röhricht hinein, wo das Wasser seine Spur verwischt, und tritt unter den Schwarzerlen aus, wo er von Stein zu Stein springt und dann über Fichtennadeln und mahlenden Sandgrund auf die Wiesen zieht, wenn längst die Abendnebel sich zu dichtem Schleier verwoben haben. Den kann keiner!

Tante Emma.

Andres Dollrath gibt jedem Rehe, das er kennt, einen Namen; und oft ist der recht spaßhaft. Zum Beispiel heißt ein Bock mit einem Perückengehörn, das ihm zu beiden Seiten der Schläfen wie eine gedrehte Locke herabhängt, „der Frisör". Aber der spaßhafteste Kerl ist doch „Tante Emma" auf der Grenze zwischen dem Düsternlankeschen Forste und Wundshagen. Er war anfangs ein Bock wie jeder andere, wenigstens nach der Meinung der Jäger. Er warf seine Spieße ab und schob dann ein geringes Sechsendergehörn, das er wie jeder andere Bock verfegte. In der Blattzeit seines zweiten Lebensjahres wurde er von einem starken Bocke getrieben. Aber das ist ja nichts Besonderes. Eines Abends aber hörte der Waldwärter von Wundshagen ihn fiepen. Und als Dollrath ihn über die Erzählung dieser Beobachtung auslachte, bot sein alter Freund eine Wette, daß „er" gar kein Bock, sondern eine „Sie" oder ein „Es", nämlich ein Zwitter sei. Richtig, ein paar Tage darauf wurde der sonderbare Bock wieder von dem starken Bocke getrieben und diesmal im Hexenringe herum in unverkennbarer Liebesabsicht. Zwei Tage später fand der feurige Bewerber Erhörung und im nächsten Frühjahre meinten Dollrath und sein alter Freund: nun stünde überhaupt Brehms Naturgeschichte still! „Sie" hatte nämlich ein starkes und gutes Sechsendergehörn geschoben, müßte also doch wohl ein Bock sein. Aber als der rätselhafte Sechsender sein Gehörn fertig fegte, stand neben „ihm" sein frischgesetztes und säugendes Kitz. Also war „er" doch eine „Sie"!

Das ist nun schon vier Jahre her, und mit jedem Jahre ist das Gehörn von Tante Emma besser und ansehnlicher geworden. Im November wirft

Digitized by Google

sie es ab, und anfangs Mai fegt sie den neuen Aufsatz, nachdem sie ihre beiden Kitzen mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit gesetzt hat, denen ihr Gesäuge auf beiden Seiten gleichmäßig reichliche Milch bietet. Wenn dann der Juli zur Neige geht und es Ricken und Böcken schwül wird, so kann man „Tante Emma" oft von einem Verehrer getrieben sehen, der ein geringeres Gehörn trägt als sie selbst. Die Liebe des starken Bockes von ehedem scheint sich mit den Jahren abgekühlt zu haben. Denn wenn die Ricken verblühen, verduften die alten Böcke! Aber für die Schneider scheint Tante Emmas Gehörn einen prickelnden Reiz zu haben. Jedenfalls führt sie auch dies Jahr ein paar Kitzen!

Nicht nur Vollrath und sein alter Freund haben sich hierüber die Köpfe zerbrochen, sondern auch die Gelehrten haben die Frage der Gehörnbildung bei Ricken jahrzehntelang unter dem Gesichtspunkte behandelt, daß es sich dabei um echte oder falsche Zwitter oder um alte Geltricken handeln müsse. Der alte Vollrath hat sich darüber so seine eigene Meinung gebildet. In seinem „dummen Verstande" kann er nicht recht einsehen, warum denn die Ricken nicht mit der Zeit ebensogut Gehörne kriegen sollen, wie die weiblichen Rentiere solche haben, die doch auch zu den Hirschen gehören? Vollrath könnte, wenn er in Büchern Bescheid wüßte, darauf hinweisen, daß die Verwandtschaft zwischen dem Reh und dem Rentiere ja auch in der Stellung der Griffelbeinreste und in der Ähnlichkeit des zeitlichen Verlaufes der Zahnentwicklung zutage tritt.

Der „Frisör" und der „Zaunschlüpfer".

Mit dem „Frisör" verhält sich die Sache ja anders. Die drollige Mißbildung seines Gehörnes scheint auf einer Verkümmerung der Geschlechtswerkzeuge zu beruhen, die ihm als Kitzböckchen von den Hütejungen zugefügt ist. Das kommt, wie Vollrath gut genug weiß, öfter vor. Die Bauernjungen nennen das bei den Pferden einen Klopphengst und Halbhengst. Aber den Professoren gibt es willkommene Gelegenheit, viel Gelehrtes zusammenzutragen von Hermaphrodiasis und Pseudohermaphrodiasis, von Kryptorchie und Monorchie, Atrophie, Hypertrophie usw. usw.

Daß ein kastriertes Tier sein Gehörn verändert, sieht die Unschuld vom Lande ja alle Tage an den Hammeln und Ochsen. Und daß beim Rehbocke diese Mißbildungen sehr viel wunderlichere und mannigfaltigere Formen annehmen, liegt für den Beobachter von schlichtem Verstande hinreichend erklärt in der leicht verletzbaren Masse des Bastgehörnes und überhaupt in der ganzen Art der Bildung des Kopfschmuckes als echten Stirnbeinknochens. Und doch wird die Wissenschaft und die Waidmannschaft nicht ermüden, den geheimnisvollen Gesetzen über die Wechselbeziehung von Bau und Leben gerade aus Anlaß dieser ewig reizvollen Mannigfaltigkeit der Gehörne des Rehbockes nachzuspüren! Und hier liegt auch der tiefere, wenn auch vielleicht meistens unbewußte Grund, warum so viele Sammler dem widersinnigen Gehörne so hohe Aufmerksamkeit zuwenden und die stärkste edelgebildete

Digitized by Google

Krone geringer einschätzen als ein Perückengehörn oder Blasengehörn, eine Bischofsmütze, einen Doppelkopf, eine Pendelstange, ein mehrstangiges Gehörn oder eins mit zusammengewachsenen Rosen. Einen Widersinnigen ganz absonderlicher Art schoß der Oberförster vor zwei Jahren an der Wundshagener Grenze. Dort hatte Dollrath ihn schon zur Blattzeit beobachtet. Damals baumelten ihm beide Stangen über den Lichtern herum. Offenbar war er mit dem weichen Gehörn in dem Stacheldrahtzaune hängen geblieben und hatte sich die Stangen abgebrochen. An der schnell verheilten Bruchstelle hatte sich aber eine starke Überwallung mit Knochengewebe gebildet, und so waren die Stangen, nach unten gestellt, festgewachsen, was dem Bocke, den Dollrath den „Zaunschlüpfer" nannte, ein ganz merkwürdiges Aussehen gab. Die Stangen waren blitzsauber gefegt und schön geperlt. Aber sie hinderten den Bock beim Äsen, er konnte nur Laub und hohes Gras aufnehmen und trieb sich deshalb noch auf dem Klee herum, als die alten Böcke längst kürzere und zartere Sommeräsung angenommen hatten. Aber heimlich war der Kerl, unheimlich heimlich! Zweimal hatte der Oberförster ihn ziehen lassen müssen, weil die Nacht ihm die Hand auf den Büchsenlauf legte, und als er ihn endlich eines Morgens vor Büchsenlicht schoß, glaubte er ihn gefehlt zu haben. Die Kugel war auf ein bleistiftstarkes Reis geschlagen und schien dadurch abgelenkt zu sein. Denn nirgends war, als das Tageslicht kam, Schnitthaar oder ein Tropfen Schweiß zu finden. Verstimmt war der Oberförster nach Hause gegangen, um den Schweißhund zu holen. Aber unterwegs begegnete er Dollrath, der von seiner „Molly" begleitet war. Die hatte den Bock, als sie auf den Anschuß geführt war, eins, zwei drei gefunden. Er lag mit gutem Blattschusse hinter einem Findlingsblocke, den er in seiner letzten Flucht noch überfallen hatte. Na, das war eine Freude! Und die Hündin wurde wieder mal gelobt und gestreichelt. Ja, die läßt nicht locker, die hat richtigen Menschenverstand! Und das Gehörn: so schön ausgeperlt, blitzblanke sechs Enden und so schön regelmäßig nach unten gestellt! Dollrath hat den ganzen Oberschädel hübsch schlohweiß poliert und auf eine Scheibe von Birkenholz gesetzt. So hängt er jetzt im Zimmer des Oberförsters, der „Zaunschlüpfer"! Und sooft der Alte ihn dort sieht, hat er seine Freude daran.

Die Natur erweist sich aber nicht nur bei solchen „widersinnigen" Mißbildungen, sondern selbst in der Mannigfaltigkeit der regelmäßigen Gehörnbildung unerschöpflich. Da gibt es welche, die richtige Schaufeln auf dem Kopfe tragen, wie zierliche Nachbildungen von Damschaufeln. Andere haben Becherbildung. Zuweilen findet man welche, die Vorder- und Hintersproß in einer Linie, rechtwinkelig zum Stangenende, tragen: das sind die berühmten, aber selten nur ganz rein vorkommenden Kreuzböcke! Manche Formen vererben sich auch durch ganze Familien, z. B. die geschnürten, deren Stangen sich über den Rosen verengen und dann korbartig auslegen, ferner die Eiform, die Korbform und namentlich die gerade Auslage. Auch die engstangige Form vererbt sich; aber dazu soll man es nicht kommen lassen, denn die taugt nichts. Solche Böcke müssen abgeschossen werden!

Digitized by Google

Wer kann alle die verschiedenartigen Formen aufzählen? Nicht zuletzt liegt in dieser Mannigfaltigkeit der Grund, warum die Rehböcke von allem Wilde dem deutschen Jäger das vertrauteste und am meisten ans Herz gewachsene bleiben. Mindestens den Jägern von der Art des alten Meister Vollrath!

Der fröhliche Sängerkrieg, der mit dem Lenze in den Bruchwald und das laubreiche Unterholz am Bodensteine mit lustigem Schmettern und süßem Schmelzlaute eingezogen war, ist verstummt. Wenn am Raine die Hagerose erblüht, verschweigt die Nachtigall. Das Weibchen hat seine liebe Not mit den hungernden Sperrhälsen, und der Hahn hilft ihr bei der Ernährung der Kleinen. Jetzt lockt er mit weichem „Fiid!" und tiefem „Tack tack" seine gesprenkelten flüggen Jungen, wirft den rotbraunen Stoß auf und springt zurück ins Waldlaub, um neue Atzung herbei zu bringen. Unter einem hohen Wurzelspiegel hat der Zaunkönig sein verschlossenes Moosnest, aus dem fünf unersättliche Zaunprinzen und -prinzeßchen bald die Schnäbelchen, bald die Pürzelchen hervorstrecken, und die Eltern müssen sich hurtig sputen, um die überhäuteten dicken Kotbällchen in ihren Schnäbeln aufzufangen und fortzuschleppen, damit kein böser Dieb das Nest entdeckt. Da findet der kleine König wenig Zeit zum Singen; aber zuweilen stellt er sich doch auf den höchsten Wipfel einer einzeln stehenden Kiefer und schmettert einen lustigen Triller. Dann aber mit einem lauten „Zrr, zerr!" gleich wieder eifrig an die Arbeit! Des Plattmönchs braunköpfige Junge im Quirlgeäste der Jungbuche sind auch bald flügge. Aber der Schwarzkopf kann das Singen nicht lassen, solange der Schnabel leer ist. Schnapp, schnapp! Da hat er zwei Fliegen erwischt. Zurück zum Neste, gefüttert und weiter! Immer lustig jodelt er vor sich hin, und zum Schluß schmettert er einen Ruf, der gerade so klingt, als wollte er sagen: „Heute ist die Welt auch gar zu schön!" Ist sie auch! Gerade, weil es in der Nacht so wild und so wüst herging! Herrgott, war das ein Gewittersturm! Einmal über das andere wachte der Zaunkönig auf beim grellen Schein der Blitze. Freilich, er hatte es gut unter seinem wetterfesten Schutzdache! Das Plattmönchsweibchen, dem das Wasser das ganze Nest durchweichte, drückte sich zitternd über seine Jungen. Bei jedem Donnerschlage fuhr mit schrillem Pfiff und lautklatschendem Flügelschlage die Nachtschwalbe auf, und die verstörten Rehe zogen schreckend umher. Dann bog und wuchtete der Sturm die Kronen der alten Bäume, daß sie wogten wie eine brandende See. Wipfel krachten, Äste brachen stürzend nieder, und der Regen rauschte in wilden Strömen durch das Gitter der Zweige herab und bildete an allen Halden kleine Sturzbäche, die mit sich fortrissen, was ihnen in den Weg kam. Auch das Nest der Nachtigall verschwand in solch einem kleinen Wildbache. Aber die saß ja mit Weibchen und Jungen bereits auf den Zweigen des Haselstrauches, eng aneinander gedrückt wie Schwalben. Dann war das Unwetter vorüber, und die Rehe wagten sich vorsichtig auf die Blößen hinaus. Aber noch immer leuchteten die Blitze blau durch die Nacht, und der Donner grollte in der Ferne wie ein wüstes Raubtier, dem der Sprung auf die Beute mißlungen

Digitized by Google

ist. Zwischen dem eilig dahinjagenden Gewölke zog nach Mitternacht der kranke Mond herauf, und die Sterne versuchten hindurchzublinzeln. Zuweilen huschte dann ein Lichtschein mit flüchtigem Lächeln durch den stöhnenden Wald. Aber die tief hängenden Wolken bedeckten immer wieder den Mond, und hinter ihm zog ein neues Gewitter tiefschwarz mit wilden Blitzen heran. Über dem See lag es wie schwarze Wassersäcke. Und wenn zwei schnell von beiden Seiten einander folgende Blitze das dunstige Gewässer beleuchteten, so fuhr der Kopf eines Riesenwelses empor, als sende die Unterwelt ihre Ungetüme herauf, und die Laichkarpfen planschten schwer im Röhricht. Als vom Wundshagener Schloßturme die Schläge der Glocke die nahende Morgenstunde verkündeten, hallten sie so unheimlich über die Nebeldecke des Sees, daß es klang, als ob aus der Tiefe wimmernde Antwort käme wie von den versunkenen Wendenglocken im Wurchow-See. Und wieder stob der Sturm heulend aus der Ferne daher und trieb die Rehe in den krachenden, ächzend wuchtenden und wild rauschenden Wald zurück. Bis endlich der hohe Morgen das wüste Grau durchbrach und Eichen und Buchen und Föhren sich das schwere Naß aus den Zweigen schütteln konnten. Da tropfte es noch stundenlang, aber ein wundervolles Ausruhen war über Wald und Flur gekommen. Die Vöglein plusterten und schüttelten sich das badnasse Gefieder, wärmten sich im ersten Sonnenstrahle und sorgen nun für ihre Brut oder zwitschern lustig von Ast zu Ast.

„Fritz, fritz, fritz, was ich dir schieß'!" singt fröhlich der Goldammer auf hohem Steine seinem Jungen zu. Mit „Schack, schack, schack!" trägt die Amsel Atzung herbei. Auf schwankem Erlenzweig schäkert der grüngelbe Zeisig seinen kurzen Gesang, im Erlengebüsche läßt das Rotkehlchen seine wehmütig klagende Strophe ertönen, auf dem Wipfel einer Kusselkiefer singt der rote Hänfling im Morgensonnenstrahl sein volles Lied, die Grasmücke dudelt ein paar Strophen, und der Plattmönch jodelt und schmettert seinen Ruf hinaus in die tiefaufatmende, wunderschöne Gotteswelt.

Aber von den Rehen ist nichts zu sehen. Eben noch hatten ein paar Ricken mit ihren Kitzen drüben am Klee geäst. Jetzt sind auch die verschwunden. Nirgends im Walde stehen oder ziehen sie, wie sonst um diese Stunde, herum. Sie schlafen, als wäre die weite Welt verwunschen. Übermüdet von den Anstrengungen und Aufregungen der Nacht, lassen sie sich, in die Furchen des Kartoffelfeldes gedrückt, die liebe Morgensonne auf die quatschnasse Decke brennen und schlafen mitsamt ihren Kitzen in sträflicher Sorglosigkeit. Im raumen Föhrenwalde, wo das Tropfen am ehesten nachläßt, sitzen ihrer zwei Dutzend. „Dolchspieß" hat sich an der Sonnenseite des Steinholzes vor einem hohen Findlingsblocke sein Bett gemacht nach dem Roggenschlage zu, wo ihn niemand stört, und macht ein Nickerchen. „Tante Emma" plätzt mit ihren Kitzen am Bestandrande des Fuchsbergschlages. Der Einstangige ärgert sich am Sandhügel vor der Roßkoppel über eine dumme Fliege, die ihn in süßen Träumen stört, der Bock am Eichenberge hat sich nach langem Zögern ein freies Plätzchen in der Schonung zum Schlafquartier erkoren, der „alte Baron" schläft im Heidekraute in den Kusseln am Klaren

Digitized by Google

See, der „Frisör" sitzt keine zwanzig Schritte weitab vom Wundshagener Wege im Stangenholze und der „alte Geheimrat" plätzt auf dem großen, breiten Steine mitten im Röhricht des „Düsteren Sees". Keine Fährte verrät im Wasser, daß er dorthin gezogen ist. Aber heute hat doch einer den schlauen Bock dort ausgemacht: der alte Vollrath. Als das Gewitter vorbei war, zog er zu Holze, um nach dem Windbruche zu sehen, den es angerichtet hatte. Schlimme Arbeit wird das geben, aber es hätte noch schlimmer werden können! Am „Düsteren See" ist eine uralte Föhre entwurzelt niedergeworfen und ragt mit der Krone nun aus Wasser und Röhricht heraus. Vorsichtig hat sich der Alte auf dem gestürzten Stamme bis zu den Zweigen hingearbeitet. Dort steht er und blickt in den schweigenden Sommermorgenfrieden hinein, sieht die Schwalben über dem Seespiegel auf und nieder jagen und den Haubensteißfuß seine Jungen spazieren tragen, hört des Rohrsängers „Karra karra kiet!" und den fernen Ruf des Kuckucks drüben im Walde. Da vernimmt er links von sich ein sonderbares Geräusch. Wenn es nicht mitten im Röhricht gewesen wäre, hätte er glauben müssen, da schnarche ein fest schlafender Waldarbeiter. Dort liegt der große Stein; den kennt Vollrath ja ganz genau, weil dort im Winter beim großen Fischzuge immer das Netz eingeholt wird.

„Hm, hm! Steht es so? Das Plätzchen hast de dir also ausgesucht, alter Schlauberger? Na, sägen kannste de ja sehr schön! Aber wissen wollen mer doch, ob de es auch bist!"

Und Vollrath wirft zwei kleine Steine in das Röhricht hinein. Richtig, da plunscht es, und dann schleicht sich einer ganz leise, leise davon. Erst drüben unter den Fichten schimpfte er: „Bööb!" Nur einmal ganz kurz, aber mächtig grob!

„Na, schweig doch man stille! Ich verrate dich ja nich!" lacht ihm der alte Vollrath nach.

Zur Roggenmöhn-Stunde.

Die Mitternacht weiß nichts von der Stille in der Unterstunde zur Zeit, wenn der Roggen reift. Kein Lufthauch rührt sich über den weiten gelben Breiten. Die Bauern sind auf ihren Pferden davongeritten, die Feldarbeiter des Gutes in langer, müder Reihe zu Hofe gezogen. Wie vergessen liegt im Sonnenbrande das regungslose Feld. Das ist die Stunde, in der Kornblumen suchende Kinder die wilde Roggenmöhn fürchten. Die Möhn hat lange, spitze Hörner auf dem Kopfe. Wenn sie plötzlich vor einem Schnitter aufspringt oder gar ihn stößt, so frißt ihn der Schweiß ins Rückgrat, und er fällt kraftlos um. Und wenn sie mit ihren schrecklichen langen Krallen ein Kind fängt, so frißt sie es auf. Deshalb sputen sich Buben und Mädel in dieser Stunde auf dem Heimwege.

Wie geisterhaft das Schweigen in dieser Stunde! Um Mitternacht wauwaut der Waldkauz, klatscht und pfeift die Nachtschwalbe, blasen im Bruche brechende Wildschweine, schrecken Rehe, schlägt vom Dorfe das Gebell der Hunde herüber. Jetzt dösen selbst die Hunde in ihren Hütten, kein Vogel

Digitized by Google

gibt einen Laut; der Wald hat sich eine graue Schlafmütze von zitternder Luft aufgesetzt, und die Roggenbreiten ducken sich in brütender Bangigkeit, als lauschten sie schon den in der Ferne rauschenden Sensen ihrer Schnitter. Kornmöhn geht um! — —

In den Ähren des Roggenschlages am Steinholze rauscht es leise. Ein schwarzer Kopf mit langen scharfen Spießen taucht auf. „Dolchspieß" ist es. Lange äugt er vorsichtig und unverwandt sichernd die ganze Gegend ab. Seit drei Wochen hat er den Wald verlassen, in dem es vor Stechfliegen, Beerenweibern und Grasschnittern nicht mehr auszuhalten war. Hier im Roggenschlage fehlt ihm nichts: mitten drin liegt ein Wasserloch, und frischen Klee findet er überall unter den Halmen. Hier sollte ihm mal einer beikommen wollen! Wenn vom Turme her die Mittagsstunde schlägt, entfernen sich die Arbeiter. Dann tritt er aus, das heißt auf den Rand des mannstiefen Grabens mitten in der Roggenbreite, auf dessen Grunde Pfefferminze, Goldweiderich und Vergißmeinnicht stehen. Da ist es frisch, selbst zur heißesten Stunde. Eine Ringelnatter, die sich dort gesonnt hatte, schleicht vor dem Bocke fort. Eine Fasanenhenne tritt mit ihrem Gesperre vor ihm in den Roggen zurück. Am Rande des Kreuzgrabens, in den die Dränröhren einmünden, steht ein alter Weidenstrauch. Den nimmt der Bock, wie schon gestern einmal, mit gesenktem Haupte an, und fegend tanzt er im Kreise um ihn herum. Als ob seine Mörderspieße noch nicht blank und scharf genug wären! Dann reckt er sich auf und hebt hoch das blitzende Gehörn. Plötzlich aber sichert er und ist blitzgeschwind im Roggen verschwunden, ohne auch nur mit einem Tone zu schimpfen. Fort, als habe die Erde ihn verschluckt! Als er längst verschwunden ist, hebt sich hinter dem Wildrosenbusche am Quergraben ein langer, hagerer Kerl auf. Scheu blickt er um sich, und dann geht er an den Weidenbusch heran, um dort drei Drahtschlingen zu befestigen in der Höhe der vom Bocke geschlagenen Fegestelle. Dann schleicht er grinsend auf der Grabensohle zurück bis zu dem Anberge und eilt von dort in schnellen Schritten in das Steinholz hinein. Die auswärtsgerichteten Tritte der Spur zeigen dem abends hier am Rande des Roggenfeldes entlang gehenden Meister Dollrath, daß der Pantoffelmacher Montjoie wieder im Revier ist.

Aber als der Wilddieb am nächsten Mittage seine Schlingen nachsehen will, findet er statt deren etwas ganz Merkwürdiges. In den Sand geschrieben steht deutlich: Schafskopf!

Drei Tage später wird der Roggen angemäht, und „Dolchspieß" muß auswandern. Nirgends spürt er jetzt sich mehr. Vermutlich steckt er nun in den Bohnen, die in den tiefen Lagen übermannshoch sind. Aber den alten Dollrath leidet es nun auch um die Unterstunde nicht mehr zu Hause, seit er weiß, was für ein Geist jetzt da umgeht!

Gefährliche Liebschaft.

Alle zahmen Schmalrehe heißen bekanntlich „Lieschen". Herr Kulicke, der Pächter des Wundshagener Schlosses und der großen dortigen Gutsjagd,

Digitized by Google

hielt im Parke seit mehreren Jahren eine Ricke, die wirklich ungewöhnlich liebenswürdig war. Sie nahm Herrn Kulickes kleinem Töchterchen das Futter aus der Hand, und wenn ihr ein Apfel zerteilt wurde, so legte sie ihre beiden Vorderläufe dem jungen Mädchen auf die Schulter, um den Leckerbissen zu erschmeicheln. Als Schmalreh hatte sie natürlich ein rotes Bändchen um den Hals getragen, an dem sich selbstverständlich auch eine Schelle befunden hatte. Aber das hatte ihr der „Hans" eines Tages abgeknabbert.

Diesen Spielgefährten kriegte Lieschen vor nunmehr drei Jahren zu Weihnachten geschenkt. Er war damals ein Kitzböckchen im gleichen Alter wie sie. Waldarbeiter hatten ihn aus dem Wasser gezogen, als er auf dem dünnen Eise des Fließes eingebrochen war. Sie brachten den armen halb-erstarrten Kerl in das Schloß, wo Herr Kulicke gerade anwesend war. Er ließ das ermattete Böckchen mit einer wollenen Decke abreiben, flößte ihm einige Löffel warmer Milchsuppe ein und brachte es dann zu Lieschen in das kleine Blockhaus, das ihr zum Stalle diente und reichlich mit wärmendem Heu versehen war. Schon drei Tage darauf war der Bock so vertraut wie das Schmalreh und kam mit diesem die Treppe herauf, um sich Weihnachtsgaben zu erbetteln und sich feierlich „Hans" taufen zu lassen wie alle zahmen Böcke.

Alle Welt hatte an den beiden anmutigen Rehen seine Freude, und es war in der Tat ein entzückendes Bild, wenn das damals zehnjährige Lenchen auf dem Teppiche mit ihnen spielte oder sich nach dem Umhertollen ausruhte, jedes Ärmchen um den Hals eines ruhenden Rehkitzes geschlungen.

Die Freude währte aber nicht lange. Als das Frühjahr kam, wuchs dem Hans, dem es ja an Hafer nicht gefehlt hatte, ein stattliches Sechsendengehörn mit zwar nur kleinen Sprossen, aber blitzblanken und scharfen Hauptstangenenden. Von Stund an wurde er, ganz im Gegensatze zu dem immer liebenswürdig bleibenden Lieschen, ein flegelhafter Rüpel. Auf jeden, der ihm nahe kam, mit der einzigen Ausnahme von Lenchen Kulicke, ging er los. Insbesondere hatte er es auf Herrn Kulickes Gäste abgesehen und unter diesen auf Herrn Schmerling, dessen Hosenbeine er bearbeitete wie einen Fegebaum. Als er dafür Prügel kriegte, wurde er erst recht unverschämt und forkelte Herrn Schmerling wütend in dem rechten Schenkel herum. Der Schluß dieser Vorstellung war sehr blutig. Herr Schmerling mußte unter den Händen des herbeigerufenen Arztes böse Qualen ausstehen, erhielt aber als Trost den Kopfschmuck von Hans, nachdem der böse Bock dem Schäfer zum Abschlachten überliefert war. Das „kapitale Gehörn" hängt seitdem über Herrn Schmerlings Schreibtische. Leider, leider noch immer allein!

„Lieschen" hat den Verlust des wilden Hans leicht verschmerzt und sich seitdem nur noch enger an Lenchen Kulicke angeschlossen. Sie tollt und springt mit ihr im Parke herum und folgt ihr auch gern in das Feld hinaus und in den Wald. Wenn Lenchen in der Stadt ist und die Parktür gerade offen steht, läuft Lieschen auch wohl allein davon, kehrt aber immer zurück und fordert an der verschlossenen Pforte mit lautem Fiepen Einlaß. Und bleibt

Digitized by Google

sie einmal zu lange aus, so brauchen Lenchen oder die alte Male nur vom Überguck an der Parkmauer aus zu locken: „Lies, Lies, Lies!" Dann kommt sie in hurtigen Fluchten irgendwoher angesetzt, nimmt ihre Apfelschnitten in Empfang, läßt sich liebkosen und bleibt über Nacht in ihrem Blockhäuschen.

Soweit wäre alles in Ordnung; denn alle Welt verhätschelt Lieschen und ist von ihr entzückt. Nur einer nicht: der alte Gärtner. Hat er Kohlpflanzen oder Salat gesetzt, so verbeißt ihm Lieschen alle Herzblätter. In diesem Jahre hat sie auch schon Geschmack an Erdbeeren gefunden, die sie natürlich viel früher abliest, als der alte Bormann aufstehen kann. Kirschen und Äpfel sind nicht vor ihr sicher, so hoch sie, auf die Hinterläufe gestellt, reichen kann. Und da Vater Kulicke den Obst- und Gemüsegarten nicht mit gepachtet hat, so kommen Lieschens Frühstücksrechnungen ihm oft teuer zu stehen. Er bezahlt sie aber ohne Murren; denn Lenchen hat ihn unter dem Pantoffel.

Da Lieschen sich nun einmal das Bummeln angewöhnt hat und im Felde weniger Schaden als im Garten tut, so hat Vater Kulicke ihr, als der schöne Mai kam, einen Aussprung und unweit davon einen Einsprung bauen lassen. Die Annehmlichkeit dieser Einrichtung hatte auch Lenchen Kulicke sofort begriffen, und Reh und Mädel jagten sich gleich am ersten Tage die Mauer hinunter und wieder herunter, zum Parke hinaus und herein. Als aber die Heuernte vorüber war, wurde Lieschen ganz absonderlich. Sie kümmerte sich fast gar nicht mehr um ihre kleine Herrin, fiepte den ganzen Tag im Parke, trieb sich im Felde herum und kam eines Tages mit einem sonderbaren Spielkameraden zurück, den sie unterwegs aufgegabelt hatte. Es war der „Frisör" von Düsternlanke. Lenchen versuchte, ihn mit der Peitsche zu verjagen. Als aber Vater Kulicke davon hörte, lachte er und telephonierte nach Berlin. An Herrn Schmerling. Lenchen verstand nur die Worte: „Abnormer Bock" und „sofort kommen".

Herr Schmerling ist einziger Inhaber des Welthauses August Schmerling. Sein ohne Wettbewerb dastehender Magenschnaps, die „Berliner Schmerle", ist, wie man auf der Verpackung lesen kann, allen fünf Weltteilen zum unentbehrlichen Labsal geworden. Der Begründer des Hauses war ursprünglich Droschkenkutscher gewesen und hatte das Stammhaus in der Alten Jakobstraße, wo er mit der behäbigen Gattin den schwunghaften Betrieb der Destille persönlich leitete, zum beliebtesten Treffpunkte seiner ehemaligen Berufsgenossen gemacht. Der Sohn hat die sportlichen Neigungen seines Vaters geerbt und verfeinert. Natürlich fährt er gewöhnlich in einem Mercedes-Auto. Wenn er aber „zur Jagd" fährt, das heißt von seiner fürstlichen Wohnung am Kurfürstendamm zum Bahnhofe, so besteigt er einen grün ausgeschlagenen Jagdwagen, der von zwei flotten Juckern gezogen wird, deren Zügelung er allerdings seinem „Friedrich" überläßt. Ein Leibjäger in schlichter, aber kleidsamer Waldumiform nimmt neben dem Kutscher Platz, löst auf dem Bahnhofe die Fahrkarten und geleitet Herrn Schmerling zu dem Abteile erster Klasse, um dann selbst zu den Jägern einzusteigen, die in dritter Klasse ihren Männerskat dreschen.

Digitized by Google

Heute traf Herr Schmerling auf dem Düsternlankener Bahnhof ein, wo der Wagen von Wundshagen ihn erwartete. Nachdem er im Schlosse den Tee eingenommen hatte, begab er sich, begleitet von seinem Leibjäger, auf die Pirsch auf den seltenen Bock. Er führte eine Fernrohrrepetierbüchse, der Leibjäger eine Browningflinte. Am Weißdornbusche, etwa dreihundert Schritte hinter dem Parktore, stand eine Erholungsbank; dort sollte Herr Schmerling den seltenen Bock erwarten.

Anfangs kam nichts. Ein braunes Raubwiesel schlüpfte aus einer Grabenröhre heraus, und schon wollte Herr Schmerling zur Flinte greifen: da war es weg. Diese dummen Dinger sind unangenehm flink. Da kam es wieder, sicherte, prüfte den Wind, verschwand und kam wieder. Aber Herr Schmerling achtete nicht mehr darauf. Jetzt stürzte es in den Graben und kam mit einer Maus heraus, die es hurtig in seine Röhre schleppte. Herrn Schmerling war das ebenso gleichgültig wie das Rütteln des Turmfalken oder die Würgerfamilie auf dem nächsten Dornstrauche. Plötzlich aber kam Leben in ihn. Hastig fuhr er herum: dort in dem jungen Klee jagte ein Bock eine Ricke! Herr Schmerling hob die Büchse. Peng — vorbei! Peng — nochmals vorbei! Peng — zum dritten Male vorbei! Jetzt ging der Verschluß nicht mehr auf und nicht mehr zu. Herr Schmerling hatte in der Hast die Kammer nur halbgeöffnet und mit der neuen Patrone die abgeschossene Hülse in das Patronenlager gedrückt. Und vor ihm trieb der Bock die Ricke, als ginge ihn das Knallen nicht das mindeste an. Der Ricke aber war die Sache zu bunt geworden, in eiligen Fluchten jagte sie auf die Mauer zu und über den Einsprung in den Park hinein. Der Bock ihr nach und Herr Schmerling mit der Browningflinte hinterdrein. An der Mauer fand er gute Deckung. O, ein Jäger wie er! Jetzt kam die Jagd im Ringe herum zehn Schritte an ihm vorbei. Drei Schüsse hintereinander krachten, daß das Laub von den Bäumen prasselte. Ja, solch ein Gewehr! Da zog der Bock krumm in einen Fliederbusch. Mit gelassener Würde ging Herr Schmerling auf drei Schritte heran und gab ihm den Fangschuß.

Noch am selben Abende kehrte er mit seiner kostbaren Beute nach Berlin zurück. Den Bock wollte er ausstopfen lassen: in ganzer Figur natürlich. Aber als der Ausstopfer ihn mit Bedauern darauf aufmerksam machte, daß leider beim Aufbrechen des Bockes die Teile entfernt seien, die über die Einseitigkeit der Zwitterbildung höchst wertvollen wissenschaftlichen Aufschluß gegeben haben würden, verzichtete Herr Schmerling verstimmt auf das Ausstopfen überhaupt.

Das widersinnige Gehörn aber hängt über des glücklichen Jägers Schreibtische neben dem „kapitalen" vom bösen Hans.

Lieber Himmel, der Weltbetrieb seines Geschäftes erlaubt Herrn Schmerling nur sehr selten, auf Jagd zu gehen. Aber wenn schon, denn schon!

Nach Wundshagen ist er übrigens nicht wieder gekommen. Von dem Schnellfeuer seiner Browningspritze hat nämlich auch das arme Lieschen etwas abgekriegt. Nach drei Tagen ist sie eingegangen, und Lenchen hat ihre Gespielin weinend unter dem Fliederbusche im Parke begraben.

Digitized by Google

Um gut vierzehn Tage war in diesem Jahre die Entwicklung von Wald und Feld gegen sonst zurückgeblieben. Aber die Rehbrunft wurde nicht davon beeinflußt. Als der Heumond gekommen war, ergriff wilde Unruhe die Böcke, und bald sah man im Felde jene Ringe, die entstehen, wenn der verliebte Bock die Ricke im Kreise herum treibt. Der Volksmund nennt sie Hexenringe. Oben am Steinholze auf der Roggenstoppel konnte man einen solchen sehen, der um eine Hocke herum, ging und an der Mergelgrube einen zweiten, am Bodensteine war einer und im Hafer am Bruchwalde auch einer. Dort mußte ein Mordsbock sein Wesen getrieben haben; denn der mittelstarke Sechserbock, der dort stand, war krumm und lahm geschlagen. Der Oberförster sah ihn eines Morgens aus der Wiese heraufziehen und meinte, daß er lahm geschossen sei. Aber es war an dem Bocke, der ganz nahe an ihm vorbeizog, keine Verletzung zu sehen. In dem Augenblicke trat ein Schmalreh aus, und der Bock sprang auf dies zu. Aber schon nach wenigen Fluchten fiel er ins Gras und strampelte mit allen vieren, ohne aufkommen zu können. Drinnen aber im Bruchwalde schimpfte mit einer bärengroben Stimme einer, der Wind vom Oberförster gekriegt hatte.

Abends auf dem Heimwege wurde Vollrath ins Gebet genommen und mußte gestehen, daß der „alte Geheimrat" dort im Bruchwalde und im Röhricht am „Düsteren See" seinen Stand habe. Aber er legte ein gutes Wort für den alten Schlaumeier ein, zumal ja in diesem Jahre die Aufsätze gar nichts wert seien. Selbst die beiden Sibirier, die Herr Kulicke in Wundshagen ausgesetzt habe, trügen elende Gehörne für ihre Art!

„Wo hat denn der Berliner die Böcke her?"

„Ein Händler aus Hamburg hat sie ihm besorgt. Eine schöne Stange Gold haben sie gekostet. Un is doch allens man Unsinn, so 'ne Böcke hier auszusetzen! Da müssen die Ricken doch an den jroßen Früchten beim Setzen einjehn! Wenn schon, denn sollte er doch Ricken aussetzen!"

„Meine ich auch!"

„Aber keine sibirischen! Das sind doch keine europäischen Rehe nich! Da konnte er doch welche aus Polen kommen lassen, wo die Böcke Gehörne bis zu 32 Zentimeter hoch aufsetzen, oder aus der Bukowina und Podolien! Da habe ich bannige Kerls gesehen, richtige Urböcke! Und das is doch schließlich dieselbe Art wie unsere. Aber was tue ich mit den Sibiriern, die eine ganz andere Gehörnform haben! Suhlen tun sie sich wie die Sauen!"

„Die Polen und die Bukowiner sind doch aber auch von ganz anderer Art!"

„Das sagen Sie aber nich, Herr Oberförschter! Wenn Sie den da drin im Bruchwalde man noch zwei Jahre schonen, denn soll er es woll mit dem dicksten Bocke von der janzen Pollakei aufnehmen!"

„Kennt Ihr ihn denn so genau?"

„Na, was soll ich nich! Ich habe ihn erscht neulich noch jesehn nach dem Jewitter. Unter 28 Zentimeter hat er auch dies Jahr nich aufjesetzt; aber

Digitized by Google

lassen Sie den bloß mal ein jutes Jahr erleben. Und die Rosen — was tue ich denn da mit Kulicken seinen Sibiriern! Wenn wir unser Wild richtig pflegen, kriegen wir auch wieder Urböcke! Man immer die Japper von Knoppsprießen un die ollen jelten Ricken wegschießen — das is die allerbeste Blutauffrischung!"

„Richtig!"

Sie gingen weiter. Der Oberförster war merkwürdig still und nachdenklich geworden.

„Herr Oberförschter . . .!"

„Na?"

„Ein halbwegs juter muß doch schließlich ran!"

„So? Wo steht denn das Abrahamsopfer?"

„Na, ich meine man bloß! Der ‚alte Baron', um den wäre es doch kein Schaden!"

„Der hat ja dies Jahr ganz kurz auf!"

„Hat er woll. Aber knuffig! Und die dicken Rosen. Is doch ein Mordsbock. Und besser wird der nie wieder!"

„Aber kriegen!"

„Jetzt kriejen wir ihn. Mit dem Angstschreiblatter vom Klaren See aus. Da fällt er!"

„Wo steckt denn Dolchspieß!?"

„Wenn ich dat wüßte! Oben in den Bohnen is er nich! Wenn den bloß nich doch noch der verdammte Pantoffelmacher jestohlen hat! Der Hundsfott spürt sich nämlich auch nich mehr seit drei Dagen, wo ich ihm die Schlingen im Roggen fortjenommen habe."

„Wird schon wiederkommen!"

„Hoffe ich ooch!"

„Nanu?" lachte der Oberförster.

„I, ich meine man bloß so! Wenn der schabbelbeinige französische Hund nich wäre, machte das Leben ja jar keenen Spaß nich mehr!"

„Ich wollte nun aber doch, daß Ihr ihn endlich erwischtet! Sonst lasse ich einen Polizeihund kommen!"

„Was der kann, kann ich schon lange. Kann der Polizeihund beweisen, daß die Rehe, die Monkschoah zu seinem Schwager Leschönn schleppt, nich in der Voßmaratzer Jagd geschossen sind, die der gepachtet hat? Wenn wir den Halunken nich auf frischer Tat erwischen —"

„Stimmt!" erwiderte der Oberförster einsilbig. Und sie trennten sich an der Landstraße, um jeder seinen Heimweg anzutreten. —

Am dritten Tage wußte der alte Andres Vollrath, wo „Dolchspieß", seit er aus dem Roggen vertrieben war, seinen Stand genommen hatte. Ärgerlich über die Vorwürfe, die der Oberförster ihm wegen des Schlingenstellens gemacht hatte, war er frühmorgens durch das halbe Revier gekrochen, hatte am Bodensteine alle Wechsel abgesucht und dem Treiben des „alten Baron" im Weizen am Klaren See belustigt zugeschaut, am Steinholze und in den Bohnen vergeblich nach „Dolchspieß" ausgespäht, an der Heideneiche zwei

Digitized by Google

Böcke beobachtet, die sich über einen Graben hinüber und herüber knufften, und war dann wieder zu der Wiese am Bruchwalde gekommen, wo der Hexenring ausgetreten war. Da war es seltsam stille heute früh. Kein Bock, keine Ricke regte sich. Nur ein Schmalreh stand in der Wiese und äugte wie dumm und verstört zu Vollrath herüber. Kopfschüttelnd ging der Alte weiter, da traf er auf ein rubinrotes Tröpfchen, das im Grase perlte. Und nicht weit davon ein zweites, ein drittes — und hier ging die Fährte! Aus der Wiese ins Bruch hinein. Wenige Minuten später stand der Alte neben dem starken Bocke, der noch warm war und eben verendet sein mußte. Mitten ins Herz war ihm ein starker Stoß geführt.

Der alte Waldgänger streichelte ihm die spiegelglatte tiefrote Decke und das griese Haupt mit der schweren reichgeperlten Krone. Dann aber fuhr er wie aus Träumen auf, reckte sich hoch, nahm seinen Eichenstock und ging, nachdem er den verendeten Bock gelüftet hatte, hinaus, um den Wiesenrand abzuspüren. Drüben gingen die Fährten hin und her, nach dem Hafer hin und von dort nach den Erbsen. Vollrath brauchte nicht allzulange zu suchen. Als er an der Kante des Erbsenschlages hinschlich und eben über den flachen Bergrücken schaute, sah er „Dolchspieß“ bei dem Schmalreh stehen, das vor drei Tagen der „alte Geheimrat“ getrieben hatte. Mitten in dem dort getretenen Hexenringe stand der schwarze Teufel, und in der Morgensonne leuchtete hellrot sein vom Herzschweiße des überwundenen Gegners gefärbtes Mördergehörn.

Hoch über ihm zog ein Räuber der Lüfte seine weiten, sich immer steiler hinauf schraubenden Kreise.

Aufs Blatt genarrt.

Die beiden Kitze in der Schonung am Klaren See sind nun schon flink auf den Läufen und müssen sich jetzt selbst im Felde behelfen, da die Mutter auf Abenteuer geht und die Kleinen abschlägt. Das kleine Böckchen spielt sich stark als den Beschützer des Schwesterchens auf. Aber in Wirklichkeit übernimmt dies die Fürsorge für den ewig zerstreuten kleinen Bruder. Nein, hat es mit dem seine liebe Not; er ist auch zu dumm! Äst er im Klee, so schaut er gar nicht auf, als ob es keinen Fuchs und keine bösen Bauernhunde gäbe auf der Welt! Und auf die Menschen versteht er sich gar nicht! Ein Glück nur, daß Schwesterchen Bescheid weiß mit denen, und daß es mit allen Vögeln im Walde gute Freundschaft geschlossen hat. Sogar mit der Krähe, die früher so garstig nach den kleinen Kitzen zu hacken versuchte. Jetzt ist sie eine nützliche Warnerin geworden. Sie besitzt eine große Menschenkenntnis, das Rehkitz hat schon viel von ihr gelernt. Zum Beispiel, daß die Menschen, die hinter Pferden hergehen oder darauf sitzen, gute Leute sind, aber die kleinen, die hinter Kühen hergehen, nichts taugen. Solche, die unten dick und rund sind und im Walde Dürrholz sammeln, sind ganz unschädlich. Aber solche, die aussehen wie verfaulte Baumstümpfe und an der Waldkante hinschleichen, um plötzlich dazustehen, als seien sie aus dem Boden heraus-

Digitized by Google

gekommen, die können Blitz und Donner machen, und vor denen hat die Krähe schreckliche Angst. Auch der Häher meldet diese Schlimmen kreischend an; aber der Zaunkönig schimpft mit dem ängstlichsten „Zerr, zerr!" über die Halbwüchsigen und zetert ihnen eine Elendsweite nach.

Die Welt ist so voller Gefahren, und Brüderchen ist so sträflich leichtsinnig! Ein Glück, daß er sein Schwesterchen hat, die für ihn sorgt! Ihr feines Näschen sagt ihr, was los ist, wenn die Wildtauben klatschend abstreichen oder der Entvogel knäkend aufsteht. Aber daß der moosgrüne Mann mit der Blitzröhre nicht so schlimm ist, wie die Krähe ihn macht, hat das Rehkitz längst begriffen. Sooft er an ihr vorübergeht, wirft er ihr einen freundlichen Blick zu; die spitzbübische Krähe wird ihm wohl auch nach den Augen gehackt haben, als er klein war! Neulich pickte sie den Junghasen tot, so jämmerlich er auch klagte. Jetzt brauchen die Rehkitzen diesen grauen Strolch, die Krähe, nicht mehr zu fürchten. Und auch der Fuchs kann ihnen nichts mehr anhaben. Desto mehr müssen sie vor den Dorfkötern auf der Hut sein, die zu zweien jagen. Und auch sonst sind Wald und Feld voller Gefahren. Neulich fanden die Geschwister ein anderes Kitz, das hing in einer Schlinge und war ganz steif und stumm. Als Brüderchen es stieß, regte es sich nicht mehr. Und Schwesterchen prallte zurück, als es die Stumme liebkosend lecken wollte. Die Witterung des stillen Rehes war so sonderbar. Seitdem weiß das Kleine: wenn eins kalt und starr wird, das ist der Tod! Als es an der Leiche des Verunglückten zitternd die Wahrnehmung machte, schlich sich ein langer dürrer Mensch heran, der nahm das Tote aus der Schlinge heraus, steckte es in einen Sack und trug es auf dem Rücken davon. Der ist noch schlimmer als Krähen und Dorfhunde, der Rehfresser! Und wie furchtbar dies Raubtier Mensch stank!

Wo nur die Mutter heute stecken mag? Nirgends können die Kitze ihre Fährte finden!

An dem Weizenschlage beim Klaren See hat sie einen Hexenring getreten, und hinter ihr jagt ein alter tiefroter Bock mit fast schwarzem Gehörn. Vorhin waren Bock und Ricke in der Wiese, ohne zu merken, daß der Oberförster ihnen dort auflauerte. Er hatte schon die Büchse abgestochen, aber sooft er ansetzte, so oft stellte sich der Bock ungünstig oder die Ricke kam in die Schußlinie, und schließlich jagten beide wieder in den Weizen hinein.

Sollte er hier blatten? Der alte Bock würde ihn dann sicher umgehen, um sich Wind zu holen. Aber der alte Holzmeister hatte gut geraten: drüben in der Wiese am See, da mochte es gehen! Dort stand der Wind auf den See hinaus, und die Erlen am Ufer boten gute Deckung. Langsam ging der Oberförster fort und wendete sich erst nach ein paar hundert Schritten zum Seeufer hinab, an dem er dann zurückschlich. Als er an dem Erlenbusche angekommen war, wartete er noch ein Weilchen. Dann blattete er. Zunächst den Fiepruf. Nichts rührte sich. Noch einmal den Fiepruf. Dann: Pi—juh! Wieder alles stille. Der Oberförster rührte kein Glied, achtete aber sorgfältig auf die Weizenhalme. Vielleicht, daß der Bock geschlichen käme?

Digitized by Google

Aber der saß befriedigt im hohen Weizen bei seiner Ricke und kümmerte sich den Teufel um das Fiepen dort unten.

Nach einem Weilchen aber sah der Oberförster, daß ein Kitz zögernd auf die Wiese trat, dann ein zweites, ein Böckchen, folgte. Beide kamen zögernd näher. Unangenehme Störung. Gleichviel: der Weidmann stieß jetzt auf dem Blatte das Angstgeschrei aus: „Piji—iii—iiä!" Da rauschte es wild auf im Weizen, und in hohen Fluchten stürmte ein Reh heran. Schon hob der Jäger die Büchse. Aber es war die Ricke, die, als sie ihrer Kitzen ansichtig wurde und das nochmals ausgestoßene Angstgeschrei eines Schmalrehs hörte, hilfsbereit und in höchster Angst schimpfend auf und ab sprang und sich gar nicht beruhigen konnte: „Baa—u, bööb! böb, böb, baa—u!" Und dazwischen der Angstschreiruf: „Piji—iii—iii—ä!"

Jetzt wurde auch dem Bocke im Weizen der Spaß zu bunt. Wer war der Frechling, der sich da unmittelbar in seiner Nähe an einem Schmalreh zu vergreifen wagte? Jetzt kam ein schmachtend schmelzender Klageton: „Piju—pi—jä!" Das durchschauerte den Bock bis ins Herz.

Abermals dieser Schrei, in dem sich der Schmerz und die Süßigkeit des ersten Liebesempfindens paaren. Und dazu immer wieder das grobe Schmälen der Ricke! Da war es um die Selbstbeherrschung des alten Bockes geschehen und wütend stürmte er herbei, um den vermeintlichen frechen Nebenbuhler zurückzuschlagen.

Im nächsten Augenblicke hatte er die Kugel und lag verendend im Wiesengrase . . .

„Das dachte ich mir wohl," meinte der Oberförster, als er herantrat, „daß du nicht ruhig bleiben würdest, wenn die ganze Familie schimpft und schreit!" Und lachend blickte er den Kitzen nach, die mit wippenden Spiegeln hinter ihrer noch schmälenden Mutter hersetzten. Dann prüfte er das knuffige, stark zurückgesetzte Gehörn des Bockes, den die Leute „den alten Baron" genannt hatten. Als er ihn aufgebrochen hatte und in den Rucksack steckte, zog das Kitz in den Weizen, an dessen Rande es voller Entsetzen dieser Bluttat zugeschaut hatte.

Und seitdem gibt es der Krähe recht: auch die Menschen, die wie verfaulte Baumstümpfe aussehen, sind schlimme Rehfresser. Die Welt ist schlecht, und die Menschen sind die schlimmsten Raubtiere darin. Und doch hat der dort so gute, treue Augen und kann so lieb und herzig das kleine Reh anblicken!

Unrühmliches Ende.

„Dolchspieß" war, seitdem Andres Vollrath ihn auf frischer Tat ertappt hatte, wieder verschwunden. In Wundshagen wurde ein geforkelter Bock gefunden; vielleicht hatte der schwarze Teufel sich jetzt dorthin gezogen. Auf seinen alten Standplätzen spürte er sich nirgends. Und doch wollte ihn der Oberförster gern abschießen. Er setzte sich deshalb eines Abends oben am Steinholze an und suchte mit dem Glase die Gegend ab. Erst auf der Sonnenseite, dann auf der Schattenseite. Von dort aus hat man eine schöne Fern-

Digitized by Google



Kallmeyer phot. *Kurische Nehrung, September 1907.*

Weißes Reh.
Capreolus capreolus (L.).



Karl Soffel phot. *Askania Nova (Südrussland), Frühling 1911.*

Reh. Flüchtige Ricke.
Capreolus capreolus (L.).

Digitized by Google



M. Steckel phot. *Oberschlesien, Juni 1909.*

Äsender Bock.
Capreolus capreolus (L.).



Reitter phot. *Siegenfeld, März 1910.*

Äsende Ricke.
Capreolus capreolus (L.).

Digitized by Google





Simon phot. *Bad Harzburg, Sept. 1907.*

Sechserbock an steilem Hang in die Höhe gehend. (Gatter.)
˝Capreolus capreolus (L.).

Digitized by Google



M. Steckel phot — O. Schles., März 1909

Sibirisches Rehwild. Zwei Sechserböcke im Bast, und eine Ricke.
Capreolus pygargus (Pall.).

Digitized by Google

sicht über das weite Land, rechts über die Wundshagener Wälder und Seen, links über Franzwalde und Heinrichsaue hin bis nach Kasekow und Lüttenhagen. Überall Wald und Wasser, fruchtbare Felder dazwischen und weite Wiesenzüge. Überall auch weite und wohlgepflegte Schonungen, in denen Schwarz- und Rotwild gute Deckung haben und alte Rehböcke erst recht.

Wo Düsternlanke an Franzwalde grenzt, nennt man den alten Wald die Eichenworth und den Berg daneben den Eichenberg. Es ist der unsicherste und am meisten beunruhigte Teil der Grenze des Reviers, und der Oberförster sah gestern mit Mißbehagen, daß der gute Bock, der am Eichenberge stand, sich nach dort hinübergezogen hat. Da er von „Dolchspieß" ohnehin nirgend etwas zu sehen kriegte, pirscht er langsam um das Steinholz herum und dann in der Kiefernschonung bis zum Eichenberge hinan. Von dort aus muß dem Bocke beizukommen sein. Es ist recht schwül geworden. Die Schwalben fliegen tief über die goldenen Ährenhocken hin, sie sammeln sich wohl schon zur großen Reise; Stieglitze streichen über die Stoppeln und tummeln sich an den Distelbüschen am Waldrande. Auf den Hocken fallen Wildtauben ein; klatschend steigen sie wieder auf und kreisen, um schließlich doch wieder auf derselben Stelle einzufallen. In den Eichen schnickert und schimpft ein Rotkehlchen, und ein Häher warnt. Vorsichtig schleicht sich der Oberförster hinab bis zu der großen, etwas vor dem Bestandrande stehenden Eiche, auf der der Hochsitz angebracht ist. Der alte Dollrath hat ihn gebaut. Hübsch weit, daß man die Beine ordentlich ausstrecken kann, eine bequeme Rückenlehne dazu und rechts vom Sitzbrette in handlicher Nähe ein Nagel für die Büchse. Der Oberförster ist hinaufgestiegen und macht es sich bequem. Der Wind stößt sich heute nicht. Also kann er ruhig sein Pfeifchen anzünden: die Stechfliegen sind noch immer recht lästig. Belustigt sieht er den Eichhörnchen zu, die sich drüben an einem Stamme jagen, und den Steinschmätzern mit ihrer flüggen Brut am Ackerrande, der Haselmaus, die durch welkes Fallaub raschelt, und der Kröte, die auch einen Ansitz bezieht: auf Regenwürmer. Die Dämmerung zieht langsam einher, aber es will nicht kühl werden. Gegen Abend hin ist der Himmel blaugrau bezogen. Eine Natter kriecht züngelnd und spähend durch das Laub. Plötzlich raschelt sie davon. Aber da ist der alte Fasanenhahn schon zwischen ihr und dem Waldgraben. Und ehe sie es sich versehen hat, springt er zu und gibt ihr einen Schnabelhieb. So, noch einen und noch einen! Und nun tritt er auf die Schlange, drückt ihr den Sporn ein und hackt sie dann in Stücke. Wenn die Sonne sein Goldgefieder trifft, glänzt und funkelt es in voller Pracht. Plötzlich aber läuft der Gockel in den Wald, die Eichhörnchen bäumen auf, in dem hohen Kunigundenkraute und Distelzeuge am Waldgraben rauscht es, dann prasseln dürre Zweige. Aber dann ist alles still: der Bock hat dort geschlagen und geplätzt.

Das kann gut werden! Nun heißt es warten, bis der wieder aufsteht! Und dabei zieht das Gewitter näher und näher heran. Schon leuchten in der Ferne die Blitze, und die Donner rollen. Bei solchem Wetter ist ein Hochsitz auf einer einzelnstehenden Eiche nicht gerade der angenehmste Platz.

Digitized by Google

Der Oberförster denkt daran, wie einmal der Blitz in einen solchen Baum schlug, kurz nachdem er ihn eben verlassen hatte. Aber er will den Bock auch nicht vergrämen und deshalb nicht früher als nötig herunterklettern. Schließlich aber wird es ernst. Mit wirbelndem Staube jagt die Eilung heran, und die Baumkronen biegen sich ächzend im rauschenden Sturme. Der Regen prasselt, mit Graupeln gemischt, hernieder, und die Blitze folgen sich immer heftiger und schneller. So muß es denn sein! Noch einmal wirft der Weidmann, bevor er den Hochstand verläßt, einen Blick auf die Stelle, wo der Bock sich niedergetan hatte. Aber er kann in dem Unwetter kaum die Hand vor Augen sehen. Und da kracht und blitzt es auch schon wieder. Also hinunter. Dann aber drauflos. Man kann nicht wissen: vielleicht — — Richtig, da springt der Bock davon, und der Oberförster hat ihm schon den Schuß nachgeworfen. Jetzt bereut er, es getan zu haben. Der rauschende Regen erstickt jeden Laut und verwischt jede Spur. Der Oberförster geht zwanzig, dreißig Schritte der Fährte nach: nichts zu finden! Es bleibt ihm nichts übrig als heimzukehren und morgen mit dem Hunde Nachsuche zu halten.

Das geschah denn auch mit aller Sorgfalt! Aber was fand man? Etwa hundert Schritte vom Waldgraben war trotz des Regens ein Wundbett erkennbar und daneben verwaschene Stiefelspuren. „Molly" suchte weiter und gab nach kurzer Zeit Laut: unter einem Busche im Laube verscharrt lag der Aufbruch des Bockes!

Dollrath und der Oberförster sahen sich lange schweigend an und sagten nichts.

Erst auf dem Heimwege meinte Dollrath trocken: „Den hat der verdammte Kerl noch lebend im Wundbette jefunden. Bei Jewitter kriecht er alleweile im Walde herum! Natürlich hat er alles beobachtet!"

Der Oberförster antwortete nichts. Wozu auch!

Sie spürten die ganze Waldkante ab. Aber jede Fährte war verwaschen. Und welchen Zweck hätte es gehabt, bei Montjoie Haussuchung halten zu lassen! Daß bei dem Erzgauner nichts zu finden sein würde, war ja klar. Das zerwirkte Wildbret war offenbar längst bei dem Jagdpächter Lejeune, dem Schwager des Wilderers.

Wer weiß, in welchem verräucherten Schlupfwinkel nun das Gehörn des guten Bockes vom Eichenberge hängt, der hier ein so unrühmliches Ende gefunden hat!

Aber soviel steht fest: gegen den Pantoffelmacher muß jetzt Ernst gemacht werden!

Des Wilderers Mörder.

Der Herbst ist ins Land gekommen. Die Hirschbrunft ist vorüber, das wilde Eifersuchtslied der starken Kämpfer dröhnt nicht mehr über die Wälder und Seen. Die letzte Oktobersonne liegt auf dem schweigenden Walde und löst mit sanfter Gewalt Blatt um Blatt von den rotgoldenen Buchen. Müde fällt das welke Laub zur Erde, und in der hellhörigen Luft ist das Krächzen der Krähe weithin vernehmbar, die faul auf der Kartoffelmiete an der alten

Digitized by Google

Mergelkuhle sitzt. Über den Seen liegt noch der feine Morgendunst und über dem Walde ein köstlicher blauer Schmelzhauch: Herbststimmung der sterbensmüden Natur! Längst sind die Sänger der Sehnsucht zum fernen Süden gezogen. An der Landstraße streichen nordische Drosseln von Baum zu Baum, um die letzten Ebereschenbeeren abzulesen. Im Walde aber herrscht fröhliches Treiben der Strichvögel. Auf den Fichten flattern Meisen und Goldhähnchen von Zweig zu Zweig, in den Erlen am Bruchwalde treibt eine muntere Gesellschaft von Zeisigen sich herum, die jetzt von Waldsaum zu Waldsaum streifen. Lustige Kerle in ihrer schön grün und gelben Zeichnung! Da hängt einer kopfüber an einem schwankenden Zweige und pickt den Samen aus den Erlenäpfeln. Jetzt macht er eine Riesenwelle, frei aus den kleinen Ständern, ohne mit den Flügeln zu schlagen, und, schubb, ist er oben. Siehst du wohl! Wippend geht der schwanke Zweig mit ihm auf und nieder, er aber sitzt fest und leicht wie ein Husar im Sattel über Koppelricken und Gräben, und schaut vergnügt und liebenswürdig in die Welt mit seinem schwarzgezeichneten Köpfchen. Dann stimmt er sein Liedchen an, das sich ja nicht messen kann und mag mit dem schmelzvollen Gesange der Nachtigall. Aber der Zeisig meint: nach Süden ausrücken könne jeder. Aber der Heimat treu bleiben in Sturm und Wintersnot: dazu gehöre ein tapferes kleines Herz. Und darin stimmt ihm der Kreuzschnabel bei und der kleine Zaunkönig, und alle drei loben den goldigen sonnigen deutschen Herbst, so krumm oder gerade wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Und da der Zeisig den schönsten Gesang von ihnen hat, so bleibt ihm der Ruhm des Sängers der Herbstlieder unbestritten.

Die Rehe ziehen sich jetzt, da es im Walde nur wenig frische Äsung mehr gibt und die Roggensaat noch nicht aufgelaufen ist, auf die Rübenfelder, wo sie die Blattreste aufnehmen und bevorzugen namentlich die Serradella, wo ihnen solche geboten ist. Unter dem Steinholze neben der Kranichbruch-Schonung steht die Serradella gut; und dort ist jetzt abends und morgens starker Zuspruch von Rehen.

Da heißt es für Vollrath scharf aufpassen, daß keine Schlingen auf den Wechseln gestellt werden. Morgens und abends ist er unermüdlich auf den Beinen. Aber er findet nichts, und das Rehwild ist auch überall vertraut. Montjoie weiß gut genug, daß bei dem Wetter für ihn keine Geschäfte zu machen sind. Aber er studiert jetzt alle Tage den Wetterbericht, der vor dem Schulzenamte angeschlagen wird. Denn er ist ein aufgeklärter Mensch, der etwas für seine Bildung tut. Wenn „eine Depression von Westen her im Anzuge“ ist, dann gibt es Schlackerwetter. Und das ist es, worauf er lauert. Dann sitzen die Rehe unweit der Rüben oder der Serradella im raumen Walde, namentlich im Steinholze, das an den Bestandrändern mit Schlehen, Weißdorn und Knickbüschen besetzt ist. Da haben sie schöne Deckung und leiden nicht so unter dem Tropfenfalle wie in den Schonungen.

Außerdem studiert der Wilddieb aber auch ganz genau die Gewohnheiten des alten Vollrath. Im Dorfe dient ein Mädchen, das ein Kind von ihm hat und noch immer zu ihm hält. Beim letzten Sonntagstanze in Franz-

dorf hat er sie gründlich über alles, was im Forsthause vorgeht, ausgefragt. So weiß er nun, daß der alte Vollrath jetzt früh und spät auf den Beinen ist, aber nach dem Mittagbrote ein Niderchen zu machen pflegt; denn die Försterfrau leidet nicht mehr, daß der Meister auf seine alten Tage sich so ruhelos und rastlos abradert. Der Förster hat jetzt mit der Anzeichnung der Stämme in den Verjüngungsschlägen zu tun, den Fuhrleuten Brennholz anzuweisen und außerdem fünfzig Polacken bei den Grabenarbeiten zu kontrollieren; da ist er mittags auch müde wie ein Hund.

Trotzdem war Montjoie gar nicht recht zumute, als er am Donnerstage mittags an der Eichenworth entlang dem Steinholze zuschlich. Als er auf die Höhe des Eichenberges trat und sichernd das Vorland überblickte, strich plötzlich eine Waldohreule vor seinen Füßen ab. Er wußte gut genug, daß jetzt im Herbste die Eulen in größeren Flügen umherstreichen. Dennoch wurde ihm benaut, als die zweite und gar die dritte, vierte, fünfte von dem greulich glotzenden Raderzeuge quäkend vor ihm aufstand und schwanken Fluges abstrich.

Zu allem Unheil kam auch noch ein altes Weib mit einer hohen Reisighucke auf dem Rücken dahergekeucht. Montjoie drückte sich in die Schonung, und als sie vorüber war, spuckte er dreimal hinter ihr her. Er war nicht abergläubisch, das hätte gerade noch gefehlt! Aber als auch noch ein Hase vor ihm ausfuhr und nach links hin absprang, lachte er doch ärgerlich: ob das vielleicht ein Unglückstag sein sollte, heute! Dann nahm er einen tüchtigen Schluck aus der Schnapspulle und lief geduckt, aber hastig zu dem Steinholze hinüber. Ärgerlich zuckte er zusammen, als zwei Eichelhäher schimpfend und scheltend ihn umkreisten. Doch dann ging er unverfroren an seine Arbeit. Vier Wechsel waren hier bloß. Einer führte zurück in die Kiefernschonung, das war der Hauptrückwechsel, und der hatte noch einen Nebenwechsel. Dann führten drüben zwei festgetretene Wechsel auf das Feld hinaus. Die vier Schlingen waren bald gestellt. Dann schlich der Wilddieb um das Steinholz herum, prüfte nochmals das ganze Vorland, und als er nichts Verdächtiges wahrnahm, ging er los. Leise vor sich hinpfeifend und zuweilen leicht an die Bäume klopfend, trieb er den ganzen Wald mehrere Male durch. Höhnisch lachend bemerkte er, wie mehrere Rehe vor ihm fortspritzten und wie ihre weißen Spiegel durch das Unterholz von Knick und Haselstauden hinwippten dem Felde zu. Aber zwischen den dünnen Stangen an der Morgenseite drückte sich einer herum, dessen er nicht recht ansichtig werden konnte und der offenbar nicht gern herauswollte: das mußte ein guter Bock sein. Montjoie setzte sich ein Weilchen und lauschte: nun hörte er, wie der Bock an der Waldkante entlangzog. Jetzt ging der Wilddieb unter Wind und schlich sich ganz vorsichtig an den Bock heran, als ob er ihn schießen wollte.

Das half: mit einem groben „Böb, bööbb!" sprang der Bock ab, um gleich darauf in der Schlinge zu röcheln.

Grinsend blickte ihm der Wilddieb zu. Aber jetzt durfte er keine Zeit verlieren. Schnell eilte er am Waldsaume herum und nahm seine Schlingen auf. Auf dem zweiten Wechsel an der Feldkante hatte sich eine Ricke ge-

Digitized by Google

fangen, die er mit einem kräftigen Hiebe auf die Stirn totschlug. Aber dabei brach sein Eichenknüppel entzwei. Hurtig steckte er die Ricke in einen Kartoffelsack, nahm das Knüppelende auf und dann den Sack auf die Schulter, um den Bock an der Rückseite zu holen. Als er näher kam, erkannte er zu seiner Überraschung, daß es der starke Schwarze mit den spitzen Stangen war, dem er im Roggengraben den ganzen Sommer über vergeblich nachgestellt hatte, und mit einem wilden Satze sprang er auf den anscheinend Verendeten zu. Aber „Dolchspieß" lebte noch. Mit der Kraft der Verzweiflung zerrte er an der Schlinge, und als der Wilddieb, der nur die rechte Hand frei hatte, nach seinem Gehörn griff, stieß der Bock zu und traf den Wilderer, wie er den starken Bock in der Wiese am Bruchberge getroffen hatte: mitten ins Herz!

„Rätsch, ätsch!" schimpften über dem Zusammengebrochenen die Holzschreier.

„Ätsch!"

Das war der Abschiedsgruß des Waldes an den in wilden Zuckungen Verendenden.

„Rätsch! Rätsch!"

Als Andres Dollrath abends mit dem Förster am Steinholze vorbeikam, fanden sie den Wilderer tot neben dem verendeten Bocke und der gestohlenen Ricke. An der Ursache des Todes konnte kein Zweifel bestehen. Gleichwohl beeilte sich der Förster, dem Oberförster als Amtsvorsteher Meldung zu erstatten. Dollrath sollte solange an der Leiche bleiben, bis der Hilfsjäger Knoth ihn ablöse.

Schweigend stand der Alte, als der Förster sich entfernt hatte, neben dem Wilderer und seinem Opfer, dem schwarzen Bocke, der nun auch an seinem Mörder zum Mörder geworden war. Wie oft hatte er beiden nachgestellt — nun hatte der Wald vor beiden Ruhe!

Liebkosend streichelte Dollrath dem Bocke das Geäse. Aus der Schlinge durfte er ihn ja nicht lösen, ehe der Oberförster da war. Und auch den Wilddieb mußte er liegen lassen, wie er lag. Aber die starren Augen drückte er ihm mit schonender Hand zu. Und wehmütig seufzte er dann: „Nu is der ooch dot!"

Digitized by Google

KUNSTGABEN

Albrecht Dürers Briefe, Tagebücher und Reime.

Herausgegeben von Dr. Hans Wolff.

2. Auflage. Kl.-8°. 122 Seiten mit 12 Abbildungen nach Werken Dürers.

Abgesehen von den kunsttheoretischen Schriften eine vollständige Ausgabe des Dürerschen schriftlichen Nachlasses, der sowohl wegen der Person Dürers, als auch wegen der kulturgeschichtlichen Schilderungen von größtem Wert ist.

Jean François Millet. Ein Künstlerleben in Briefen.

Herausgegeben von Dr. Hans Wolff. 132 Seiten mit 6 Abbildungen.

Millet, Sohn eines Bauers und zuerst selbst ein Bauer, kam als Dreiundzwanzigjähriger nach Paris. Zwölf Jahre kämpfte er um die Erkenntnis seines eigenen Ichs. In seinen Briefen kann man diesen heroischen Kampf eines Künstlers um seine Kunst und sein Leben verfolgen.

Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi.

In den Worten des Evangeliums und in 17 Bildern von Hans Schäuffelin (um 1490 bis 1540). Buchzier von Emil Büchner. 40 Seiten. Auf bestem Büttenpapier.

Ludwig Richter. Der Mann und sein Werk.

Von Bruno Golz. 8°. Mit 75 Abbildungen nach teils noch unbekannten Werken Richters. Gr.-8°. 1920. 160 Seiten.

Ein überaus anschauliches Lebensbild dieses liebenswürdigen, weichen und doch so selbständigen Künstlers schenkt uns der Verfasser in diesem Buche.

Lutherbildnisse.

Historisch-kritisch gesichtet und erläutert von Prof. Dr. phil. Hans Preuß.

2. Aufl. 64 Seiten Text mit 42 Bildnissen.

Wir haben bereits Sammlungen von Bildnissen Goethes, R. Wagners und Bismarcks. Das vorliegende Buch will diese Lücke für Luther schließen.

Das Bild Christi im Wandel der Zeiten.

115 Bilder auf 96 Tafeln gesammelt und mit einer Einführung sowie Erläuterungen versehen von Dr. Hans Preuß, Prof. a. d. Univ. Erlangen. 2., verb. Aufl. 1921. 8°. 215 Seiten. Auch in Halbleinenband vorrätig.

Vor unserem Auge ziehen vorüber die jugendlich-freundliche Gestalt des guten Hirten in den Katakomben, das bärtige, königliche Antlitz des Erlösers noch der Anerkennung seiner Gottheit, die Vereinigung von Schmerz und Hoheit in den Bildern Giottos in Italien. In Deutschland leistet Dürer das Höchste in seiner Passion. In den Niederlanden zeigt Rembrandt Christus als den Helfer der Armen und Gedrückten. Eigenartig sind die Leistungen der neuerwachten christlichen Kunst des 19. Jahrhunderts, besonders die von großer Innigkeit zeugenden Bilder der Nazarener und Ludwig Richters. Den Schluß bilden die Meister der Gegenwart.

Deutsche Hausmöbel bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.

Herausgeg. von Dr. Otto Pelka. 2. Auflage. 114 Seiten mit 143 Abbild.

In 139 Abbildungen wird eine Übersicht über die Entwicklung des deutschen Hausmöbels gegeben: Gotik, Renaissance, Rokoko, Barock, Biedermeierzeit usw.

Die Grundzüge der gotischen Baukunst.

Von Dr. Johannes Schinnerer. 8°. Mit 5 Textabbildungen und 62 Abbildungen auf 56 Tafeln, 96 Seiten. 2. Auflage. 1921.

Allgemeinverständliche Darstellung des Wesens der Gotik in quellenmäßigen Abbildungen.

Digitized by Google

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

DEUTSCHE ERZÄHLER

Die Herausgabe dieser „Deutschen Erzähler", von denen nach und nach eine größere Reihe erscheinen soll, besorgen mit größter Sorgfalt Adolf Bartels u. a. Es wird von jedem Schriftsteller jeweils das Vollendetste in seiner Art ausgewählt, und so entstehen Ausgaben, die als konzentriertes Lebenswerk jedes Dichters bezeichnet werden können. — Die Ausstattung ist sehr sorgfältig. Zu jedem Bande entwirft ein namhafter Künstler den farbigen Einband und Umschlag; teilweise werden die Bücher illustriert. — Es sind solide Geschenkwerke, die ihres Inhaltes und ihrer Ausstattung wegen jeder Bücherei zur Zierde gereichen. Auch in Halbleinenband vorrätig.

Altösterreichische Erzähler:
Schreyvogel, Grillparzer, Seidl, Halm, Stelzhammer.
8°. 332 Seiten mit Abbildungen.

Ludwig Anzengruber, Meistererzählungen.
8°. 330 Seiten.

Margarethe v. Bülow, Novellen einer Frühvollendeten.
8°. 383 Seiten.

Margarethe v. Bülow, Aus der Chronik derer von Riffelshausen.
Erzählung. 8°. XI, 352 Seiten.

Margarethe v. Bülow, Jonas Briccius und anderes.
Novellen und Gedichte. 8°. 372 Seiten.

Goethe, Märchen und Erzählungen.
Erscheint Herbst 1921.

Gottfried Keller, Die Leute von Seldwyla
(Auswahl). 8°. XX, 334 Seiten.

Gottfried Keller, Der Landvogt von Greifensee und andere Novellen.
8°. XIV und 331 Seiten.

Viktor von Scheffel, Novellen und Episteln.
8°. 311 Seiten.

Schiller als Erzähler.
8°. 366 Seiten.

Theodor Storm, Am grauen Strand, am grauen Meer.
Heimaterzählungen. 8°. 299 Seiten.

Ausführliches Verzeichnis guter Bücher aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig
Versand kostenlos vom Verlag: Leipzig, Marienstraße 12

Voigtländers farbenprächtige

Original-Künstlersteinzeichnungen

sind die besten Wandbilder für das deutsche Haus, für Schulen u. öffentliche Gebäude.
Alles Nähere im „Handbüchlein des künstlerischen Wandschmucks".
Prachtkatalog mit über 500 meist farbigen Nachbildungen. Preis M. 3.50 einschl. Postgeld.

Digitized by Google

SCHÖNE GESCHENKWERKE

Der nationale Gedanke in der deutschen Geschichte.

Von Oberstudienrat Prof. Dr. Edmund Bassenge. 1921. 8°. 108 Seiten.

Voll tiefer Sachkunde, mit warmem deutschen Sinne, Meister der Feder, schildert der Verfasser, wie unser völkisches Geschick vor allem von der Stärke oder Schwäche des nationalen Gedankens entscheidend beeinflußt worden ist, und daß von der Kraft dieses Gedankens Deutschlands Zukunft maßgebend bestimmt wird. Es ist ein Gang durch die deutsche Geschichte, bei dem wir sehen, wie die Geschicke unseres Volkes mit den Wandlungen des nationalen Gedankens zusammenhängen, denn die Geschichte ist die Erzieherin zu dem, woran es uns Deutschen heute noch gebricht: zum nationalen Denken.

Das Buch der Reformation.

Geschrieben von Mitlebenden. Herausgegeben von Dr. Karl Kaulfuß-Diesch. Mit 139 Bildern, 5 Handschriftproben und einem Faksimiledruck der Lutherschen Thesen. 2. und 3. Auflage. 8°. 523 Seiten. Auch in Leinen gebunden vorrätig.

„Das Buch der Reformation" ist „geschrieben von Mitlebenden". Das heißt: es besteht aus sorgfältig, in langjähriger Lesearbeit der Riesenfülle des Stoffes entnommenen Berichten damals führender oder miterlebender Männer beider Konfessionen.

Völkergeschichte, werdend und wirkend.

Kurze Darstellung der Entstehung, Geschichte, des Wesens und der Zustände der für Deutschland wichtigsten anderen Völker und Staaten.

Von Prof. Dr. Walter Opitz. 1921. 8°. 226 Seiten.

Aus dicken Einzelwerken wohl kannte man sich bisher über die Geschichte anderer Völker holen was man zur Allgemeinbildung oder zum Fachstudium brauchte. Eine Zusammenfassung aber fehlte. Das Buch enthält kurze Übersichten über die Vergangenheit und Gegenwart folgender Völker, Staatengruppen oder Erdteile: Österreich-Ungarn, die Balkanvölker, Rußland, Polen, Niederlande und Belgien, Schweiz, die drei skandinavischen Staaten, England, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, Amerika, Asien.

Deutsche Geschichte, werdend und wirkend.

Von Prof. Dr. Walter Opitz. 2. Aufl. 1921. 8°. 264 Seiten.

Eine deutsche Geschichte, in der auf kleinstem Umfang und unter Weglassung aller älteren Geschichte, die nicht mit der Gegenwart in übersichtlichem Zusammenhang steht, der große Stoff meisterhaft dargestellt wird. Alles, was das Buch enthält, ist erkennbar und nutzbar zur Gegenwart

Deutsche Lutherbriefe.

Ausgewählt und erläutert von Lic. Dr. Hans Preuß. 2. Auflage. 88 Seiten.

Fünfzig der deutschen Briefe, aus denen Luthers Eigenart allseitig zu erkennen ist.

Blücherbriefe,

Briefe und Reden des Feldmarschalls Leberecht von Blücher.

Herausg. von Dr. Friedrich Schulze. Zweite, vermehrte Aufl. 88 S. mit Bildnis.

Das Bändchen bringt Briefe aus dem ganzen Leben des Marschalls, alle in ihrer urwüchsigen Schreibweise, als wertvolle Urkunden zur Charakteristik des großen Mannes und seiner Zeit. Die erste authentische Sammlung dieser Art.

Thomas Platter. Ein Lebensbild.

Aus dem Jahrhundert der Reformation. Herausg. von Horst Kohl. 2. Aufl. 113 S.

Die Aufzeichnungen des Schweizers Thomas Platter geben durch den Reichtum ihrer Schilderungen aus dem Leben der Bauern und Bürger, der Bacchanten und Schulmeister, der Handwerker und Gelehrten ein überaus anschauliches Sittenbild aus der Reformationszeit.

Digitized by Google



Digitized by Google





Digitized by Google

